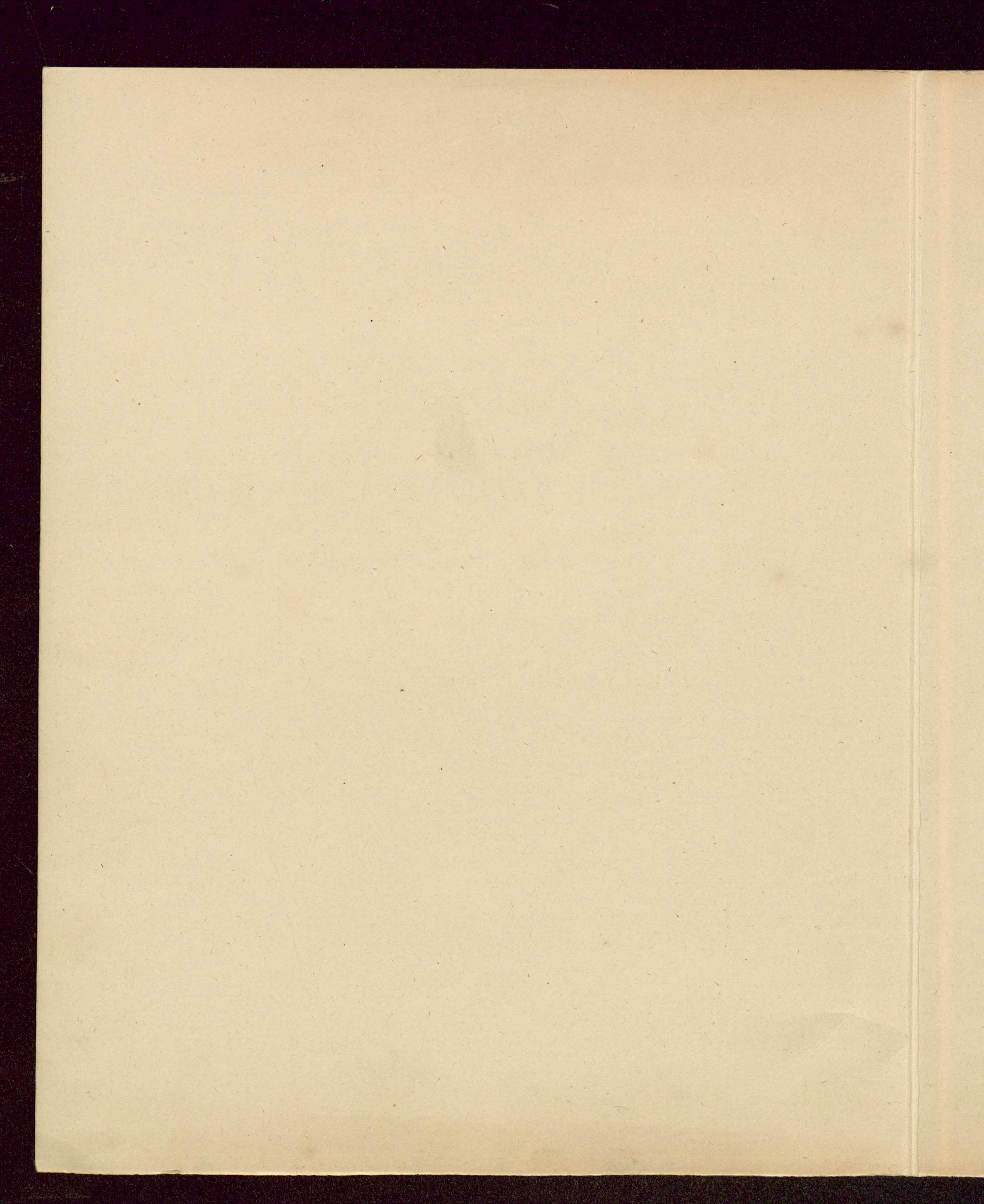
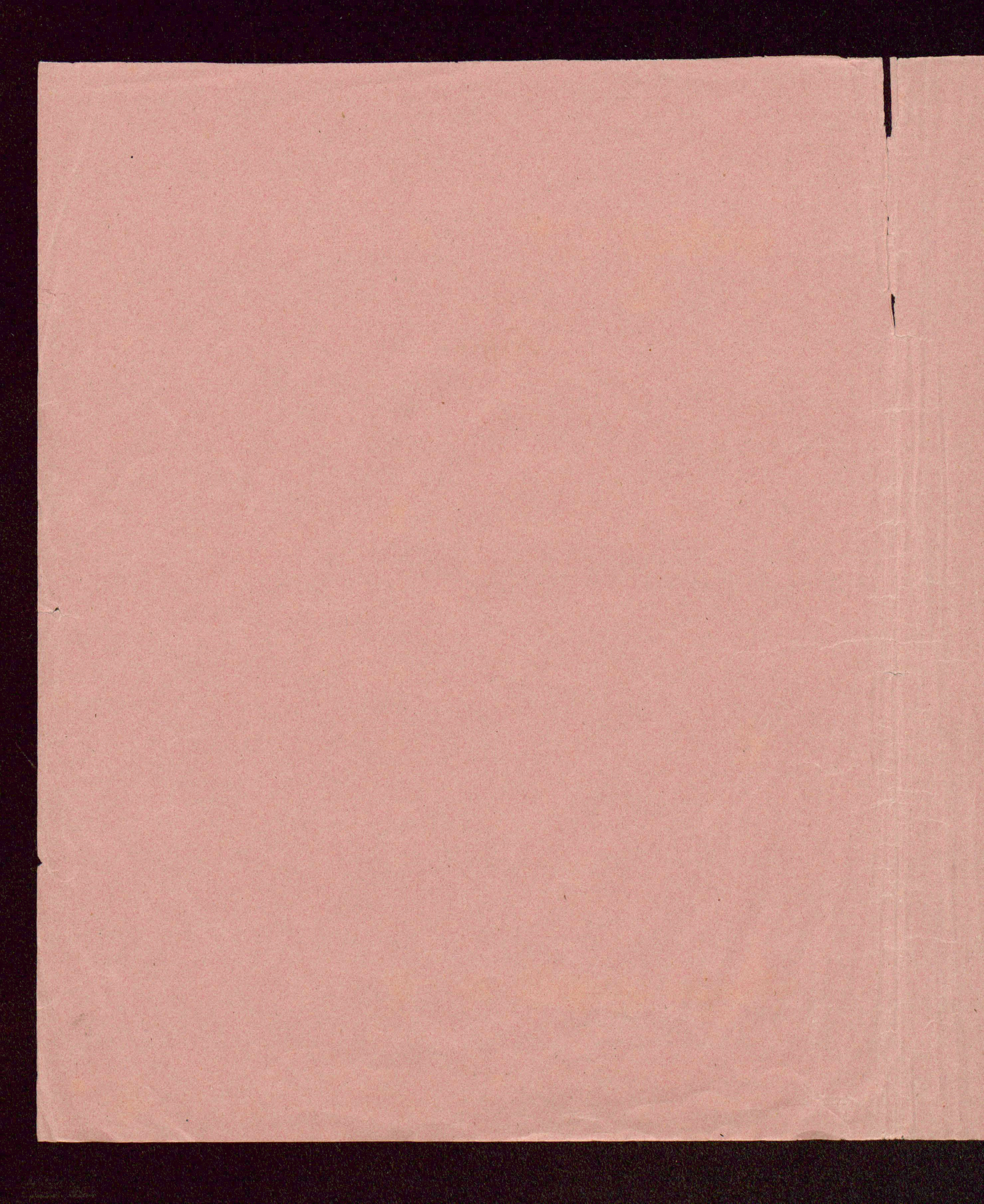
Dessau



Steffens.



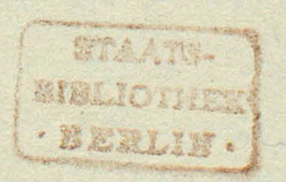
Steffens.

Mein Tagsblatt vom 24. Febr. 1844.
13. Dezemb. —

10.

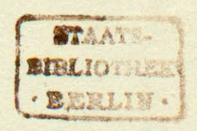
12. Mai 1836.
10. Nov. 1839.
2. — 1840.
16. April 1841.
1. Mai —
10. — —
1. Juni —
2. — —

7. Sept. 1841.
5. April 1842.
11. Juli —
16. Aug. —
13. Okt. —



Henrich Steffens.

Geb. zu Stavanger in Norwegen 1773 den 31. Mai.
gest. zu Berlin 1845 den 13. Febr. im 73. J.

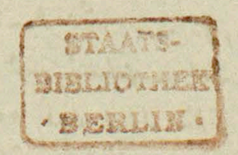


Steffens.

1836.

Steffens wollte mit aller Gewalt von der Breslauer Universität an die Berliner versetzt sein, denn in Breslau, sagte er, könne er das Abendmahl nicht auf altlutherische Weise haben. Durch Protektionen, die er in Bewegung zu setzen wußte, erlangte er seine Versetzung nach Berlin, wo er aber, weil hier durchaus die neue Agende eingeführt ist, erst recht nicht zum altlutherischen Abendmahl gehen konnte, sondern, die geistliche Speisung aus den Händen seiner Freunde Strauß, Theremin, Hengstenberg, so wie aus denen Marheineke's, Neander's u. s. w. verschmähend, alljährlich nach Breslau gehen muß, um dort das rechte Abendmahl aus der Hand seines Freundes Scheibel zu erhalten, der aus gleichem Religionseifer wie Steffens aus Schlesien weggegangen, in die Verbannung, wie jener an den Hof! Das Pikante ist, daß Steffens seine Besoldung in Berlin, weil kein Gehalt an der Universität offen war, aus dem sogenannten Agenden=Fond bezieht, der also diesmal seinen entschiedenen Widersacher bezahlen muß!

„Steffens vereinigt in seinen Schriften gegen die jüngere Litteratur mit der glatten Oberflächlichkeit Nicolai's den frechen Jakobinismus der Schlegelianer, welches zusammen mit seiner gekränkten Eitelkeit eine Art von Spontini=ni'schem Katzenmusik=Lärm macht.“


STAATS-
BIBLIOTHEK
·BERLIN·

Steffens.

Als ich im Sommer 1806 zu Halle stu-
dirte und Vorlesungen bei Schleiermacher
und Steffens hörte, war ich verwundert,
daß beide die Unsterblichkeit der Seele
läugneten, und diese Lehre als eine feige
Angst um das elende Irdische schnöde
verwarfen. Von den Jüngern, Harscher,
Marwitz, Adolph Müller u. A. wurde
ich geradezu verlacht und verhöhnt, daß
ich an die persönliche Fortdauer nach
dem Tode noch glauben wollte. Sie nahmen
das nicht anders, als wie alte Burschen
einen Neuling von Fuchs, der erst in den
Comment eingeweiht werden müsse.
Steffens ging so weit, den Beischlaf
als Gleichniß aufzustellen für den Tod.
Im Beischlaf, sagte er, ist die höchste
irdische Wollust, der man sich ungetheilt und
rückhaltlos hingiebt, neben der man
keine andere will noch haben kann, in
der man nur Eins sein will mit der
Geliebten. Der Tod ist hier nur höhere
Potenz, das Verfließen, anstatt in

ein endliches Wesen, in das Unend=
liche der Natur, in das Allgemeinste
des Daseins. Diese Auflösung ist
die höchste Wollust, die höchste Selig=
keit. Eine übrigbleibende Seele
wäre da nur eine Störung, eine
Unvollendung des beseligenden
Ereignisses."

Steffens.

Bei einer gewissen altitalienischen Mu=
sik wurde Steffens jedesmal dergestalt er=
griffen, daß er aus Rührung weinte. Er
selbst rühmte nachher, grade diese Musik
bringe durch ihre Heiligkeit unwiderstehlich
in ihm solche Wirkung hervor. Einst aber
wurde anstatt dieser Musik eine andre
ganz verschiedene aufgeführt, die aber
durch den Namen ihn verleitete, sie für
jene zu halten. Er weinte auch diesmal,
und war sehr erstaunt, nachher zu hören,
daß es die rechte nicht gewesen sei! —

(Von Mosewius erzählt, von
Herm. Grimm.)

Über „Walseth und Leith."

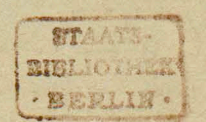
Februar, 1827.

Was Goethe von dem Roman Salvandy's sagt, ~~gilt~~ findet großentheils Anwendung auf die Novellen von Steffens; bei der ~~[illegible]~~ bedeutendsten Verschiedenheit in Stoff und Form kommen beiderlei Werke in der Einen Wesenheit überein, daß sie von höchst geistreichen, vielkundigen, starkbegabten Männern, aber, wiewohl sie als Werke der Dichtkunst auftreten, nicht von eigentlichen Dichtern herrühren.

Hiemit ist sehr viel angegeben; zum Nachtheil und zum Vortheil. Mangel an durchgebildeter, in allen Verhältnissen angemessener, bequemer, reizender ~~Form~~ Kunst; Überragen des gewaltigen Stoffes über die ungenügende Fassung. Aber auch die Fülle und Energie eines neuen, fremden Geistes; Ersatz der Kunstform durch Gediegenheit des Gehalts, geniales Durchbrechen statt geregelter Geschicklichkeit.

Aber Steffens hat vor Salvandy vieles voraus: entschiedene Dichteranlage, große Conception, Reichthum und Leben der durch Philosophie u. Natur kräftigst genährten Einbildungskraft. Sittliche Ansichten mehr in der Gemüthswelt, nicht bloß in politischer, nationaler Beziehung, die bei Salvandy vorherrscht.

Aus allem diesen eine wunderbare Frische u. Eindringlichkeit, eine mächtige Wirkung auf das Innere, u. hierin reichlichster Gewinn. Unbefangene sind hier im Vortheil. Leicht ist es dem Kritiker zu bemerken, daß hier nicht Tiecks kunstgeübte Hand das Ganze zu seinen Theilen geordnet hat; aber die Mängel liegen oben auf, u. schaden nicht viel, besser hält man sich an das Innere. Wir lieben u. bewundern Tiecks Novellen, aber eine so große Conception hat er seinerseits noch nicht ausgeführt. Reichlicher Gewinn. Die Naturschilderungen, die des Volkslebens, die ~~der~~ Einblicke in die sittl. Bezüge, die Liebe, die Vaterlandsbegeisterung, die Frömmigkeit, das See- und Kriegsleben.



STAATS-
BIBLIOTHEK
·BERLIN·

Steffens.

Den am 13. d. M., Abends 6¾ Uhr, im 73sten Lebensjahre, nach kurzem Krankenlager erfolgten sanften Tod unsers geliebten Gatten und Vaters, des Königl. Geh. Regierungsraths und Professors an der hiesigen Universität, Dr. Henrich Steffens, zeigen wir tief betrübt unsern Verwandten und Freunden, um stille Theilnahme bittend, hierdurch ergebenst an.

Berlin, den 14. Februar 1845.

Johanna Steffens, geb. Reichardt,
Clara Steffens.



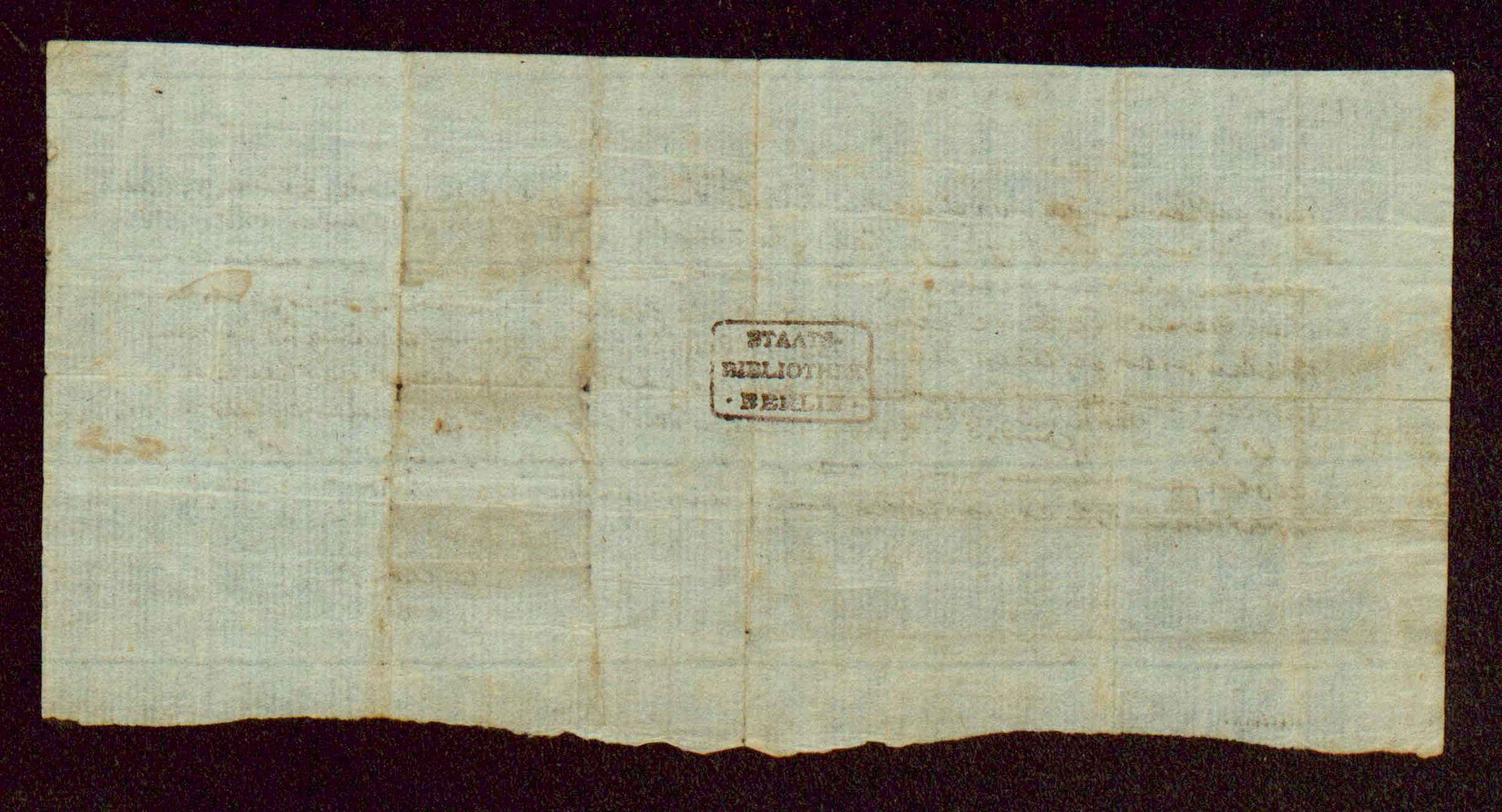
Steffens an Clemens Brentano.

Jena.

Was gestern – da wo ich war – sich nicht entwickeln ließe, fordert eine genauere Auseinandersezung. Keiner hat mehr Recht dieß zu fordern als ich. Rauben Sie mir nun meine Ruhe, indem Sie die Wahrheit der fürchterlichen Gerüchte beweisen, welche Sie so leichtsinnig auszustreuen halfen oder gestehen Sie es, daß jugendliche Unvorsichtigkeit nur im Stande war ihnen das Schädliche ihres Plauderns verhehlen – Als Freund der Verleumdeten, fordre ich von ihnen daß Sie mir genauere Auskunft geben, ~~als Mann~~ von ihnen, als ein Mann von Ehre darf ich erwarten – Ich erwarte Sie auf meiner Stube noch vor Mittag.

Steffens.

Bettina.



Le Spectateur. Par Malte-Brun. Paris, 1814.

Livraison 5.e

Adresse d'un Allemand aux Français, par M. Steffens, *professeur de l'université de Breslau, et officier-volontaire de l'état-major de M.* le maréchal de Blucher.

L'Allemagne et la France vont enfin rentrer à-peu-près dans les limites que leur tracent la justice et l'intérêt national. Ce ne sont pas les fleuves qui marquent les limites naturelles. Un fleuve est un précieux moyen de communication entre les provinces du même pays, dès qu'avec ses branches il coule tout entier sous les lois du même empire. Devient-il frontière ? aussitôt la contrainte des douanes réciproques enchaîne ses flots, et fait languir le commerce sur ses rives désolées. D'ailleurs, les fleuves marquent bien moins que les chaînes de montagnes la limite de chaque langue nationale, de cette expression sacrée d'une faternité morale et naturelle. Ce sont les Vosges et les Ardennes qui séparent l'empire de la langue allemande de celui de la langue française. Le Rhin ne pouvoit donc rester la frontière de la France, et c'est déjà un sacrifice noble, mais douloureux pour l'Allemagne, que de confirmer cette prescription séculaire, en vertu de laquelle l'Alsace, peuplée d'Allemands, restera détachée de sa mère-patrie. Que ces réflexions, dont un Allemand ne sauroit se défendre, ne blessent point la juste fierté des Français. Sans enchaîner tout le cours du Rhin sous ses lois, la France, grâce à son enceinte de forteresses et à l'unité de son gouvernement, sera toujours, sous un roi chéri et respecté, une des premières puissances du continent européen.

tution, et à portée de connoître et de juger les ressorts animés comme les bases immuables de cette machine admirable, que *Louis XVIII* vient de passer la plus grande partie des années qu'il a vu s'écouler loin de nous, occupé dans le recueillement et la méditation de toutes ces comparaisons et de ces appréciations politiques qui pouvoient le plus éclairer son ardente volonté de faire notre bonheur.

Oui, le premier jour où la nation française, par l'organe de ses représentans, a appelé le monarque que tant d'événemens tumultueux, tant d'impressions successives avoient pu laisser moins présent à nos souvenirs, ce premier jour le pacte proposé put ne paroître et n'être, comme on l'a dit, qu'un *mariage de raison ;* il est devenu un *mariage d'inclination et d'amour*, depuis que nous avons entendu les paroles si touchantes du premier des chevaliers français, de monseigneur le lieutenant-général du royaume. Soyons donc dès aujourd'hui, après vingt-cinq ans d'agitation, ce que les Anglais ne purent être qu'après un espace de temps beaucoup plus long ; soyons *des Français en* 1814, comme les Anglais furent *Anglais en* 1688. Toutes les passions politiques sont épuisées chez nous ; le cercle des folies est parcouru, et doit être fermé. Nous n'avons plus à être des *Torys* ni des *Wighs ;* nous avons à être des Français, des *frères*, comme l'a dit MONSIEUR avec un accent si profond ; et ne prétendons pas être les uns *plus patriotes* que *l'empereur Alexandre*, les autres *plus Bourbonnistes* que *Louis XVIII !*

C. C. DU BOURBONNAIS.

Mais cette frontière ne doit pas seulement séparer des prétentions politiques, elle doit encore séparer deux systêmes de mœurs et d'idées, qui, respectables chacun chez soi, ne doivent plus chercher à s'opprimer mutuellement.

L'Allemagne, dont Frédéric II pouvoit méconnoître le génie affoibli par une imitation funeste des modèles étrangers ; l'Allemagne, dont les princes et les nobles déplorent aujourd'hui les fatales suites de l'ancienne erreur qui leur fit copier les usages et jusqu'à la langue d'une cour étrangère, l'Allemagne s'est réveillée, et son réveil a été celui d'un géant. Ce n'est plus ce corps à mille têtes, mais dénué d'une âme, que Napoléon avoit pu fouler sous les pieds ; c'est une grande nation, formée par l'éternelle alliance de vingt peuples, qui, en se tenant unis, joignent à la sécurité qu'inspire le nombre de tous, l'énergie que donne l'indépendance de chacun d'eux. Cette grande nation, dont l'enthousiasme a si puissamment contribué à la délivrance de l'Europe et de la France, compte dans son sein des poëtes, des philosophes et des savans dans tous les genres; elle voit fleurir pour elle, dans le présent, ce siècle classique que la France cherche dans les souvenirs du passé. Comment pourroit-on s'attendre à voir encore une grande nation, au faîte d'une gloire aussi pure, consentir à redevenir l'humble vassale des mœurs, des idées, d'une langue étrangère ?

Non, la France sent trop bien le prix de cette indépendance morale, de cette confiance en soi-même, de ce véritable et juste orgueil national, pour vouloir blâmer une autre nation d'en conserver, pure et brillante, la flamme sacrée. La France sait bien que c'est à son caractère national, à la conservation religieuse de ses

mœurs, de ses habitudes, de ses idées nationales, qu'elle doit elle-même tout ce qu'elle a montré des forces morales.

Mais l'Allemagne se distingue de presque toutes les nations européennes par un trait de caractère qui doit exciter l'émulation de tous les peuples jaloux d'une paix solide et sincère. *L'Allemagne apprécie avec équité, reconnoît avec franchise, proclame avec joie tout mérite étranger.* Inventions utiles, projets hardis, grandes pensées, observations fines, sublimes élans de l'imagination; elle aime, accueille, vante tout ce qui peut honorer l'esprit des autres nations. Elle ne s'irrite pas d'une célébrité étrangère; elle ne verse pas le ridicule sur les chefs-d'œuvre de ses voisins; elle ne consacre aucun préjugé offensant pour la capacité intellectuelle de tel ou tel peuple; elle voudroit les voir tous, en nobles émules, parcourir la carrière du talent et du génie. L'Allemagne a de l'orgueil national, et elle en désire chez les autres; mais elle repousse, elle déteste la vanité nationale, sentiment étroit, inquiet, hostile envers tout mérite étranger.

Il me semble que toutes les nations européennes, et la France comme les autres, devroient se pénétrer de cet esprit de justice et d'équité. Les sentimens contraires ont contribué, plus qu'on ne pense, à nos malheurs communs. Le tyran de la France flattoit la vanité nationale par l'injuste, l'affreuse perspective d'une langue *universelle !* d'une littérature *universelle !* Paris, disoit-il souvent, est la capitale du monde civilisé. Comment cette phrase de Napoléon s'est-elle retrouvée sous la plume libre et énergique de M. de Châteaubriand ? Non, le monde civilisé n'a point de capitale; c'est une république fédérée. Sa tranquillité, son bonheur dépendent d'une condition plus essentielle peut-être que toutes

celles que la diplomatie ordinaire insère dans les traités. Il faut que les nations s'entendent, qu'elles s'estiment, qu'elles se respectent. Ces sentimens ne sont pas même indifférens au maintien d'un nouvel équilibre des puissances.

Le traité de Westphalie, source féconde de tant de discordes, de tant de guerres, doit aujourd'hui être remplacé par un traité plus clair, plus libéral et plus durable. Un seul homme, en réunissant sur sa tête toutes les haines, a servi, comme un conducteur électrique, à absorber toutes les dissentions partielles. Mais il faut léguer ce grand résultat de nos guerres à nos derniers aïeux. Les peuples, guidés par l'enthousiasme le plus pur, ont sauvé les princes : c'est maintenant aux princes, guidés par la sagesse la plus consommée, de consolider l'ouvrage des peuples, en établissant le nouveau pacte européen sur les bases de tous les sentimens libéraux et justes. Le jugement des contemporains, les applaudissemens du siècle présent ne doivent pas être la seule règle de leur conduite ; l'austère histoire les observe, les attend, et s'apprête à honorer d'un hommage immortel ceux qui auront su garantir aux générations futures les fruits des événemens les plus importans d'une époque miraculeuse. Cette garantie n'existera que lorsque les nations auront appris à s'estimer mutuellement. La France ne sauroit ignorer quels ressentimens la longue, l'affreuse dévastation de toute l'Allemagne par Napoléon a laissés dans l'esprit public allemand. Comment effacer ces justes ressentimens ? Pour oublier des souffrances dont la France n'a pas même d'idée, que demande l'Allemagne ? Du respect pour son caractère et son génie national.

Lettre sur la formation du sénat futur.

(ARTICLE COMMUNIQUÉ.)

Le public éclairé vous sait gré, M. le Spectateur, de la modération avec laquelle vous avez traité la grande question de la véritable composition d'un *sénat*, dans la monarchie constitutionnelle (1). Vous vous êtes abstenu de toute réflexion sur les personnes, dans un moment où cent libelles anonymes dénoncent les membres du sénat existant, les vouent à l'exécration, les proscrivent non-seulement du sein de ce corps, mais presque de la société civile. Mais si cette aveugle fureur doit déplaire aux sages amis du nouvel ordre de choses, votre silence absolu sur les personnes rend vos raisonnemens incomplets et stériles. Les institutions finissent sans doute par former les hommes, mais cela n'est vrai que pour les ins-

(1) Le Rédacteur s'est fait une loi de ne pas attaquer les membres du *sénat actuel*, 1°. parce que le Roi et les Puissances alliées ont reconnu provisoirement le sénat actuel; 2°. parce qu'il se trouve parmi les sénateurs un nombre considérable d'hommes respectables par leurs talens ou par leur caractère. Mais l'auteur de cette lettre n'ayant rien dit qui s'applique directement aux membres du *sénat actuel*, n'ayant parlé que de la composition d'un *sénat futur*, nous avons cru devoir insérer son projet, sans en préjuger le mérite.

(*N. du R.*)

(2) Voyez n°. III, l'article *De l'esprit public*, etc.

Von Gutzkow.

Beurmann's

Telegraph.

(Neuste Folge.)

№ 41. September. 1837.

Professor Steffens und die Revolution.

Zuvörderst das Sachverhältniß in aller Kürze. Herr Professor Steffens hat einen Roman in drei Bänden herausgegeben „die Revolution," in welchem er im Interesse der unbeschränkten Monarchie und des Pietismus alle Erscheinungen der neuern Geschichte bekämpft, welche beiden Tendenzen keinen unmittelbaren Vorschub leisten. Er fäßt alles das, was ihm am Zeitgeiste zuwider ist, unter dem Namen Revolution zusammen und verfolgt dies Schreckbild vom Convent an bis auf das junge Deutschland herab. Seine Personen leben alle glücklicherweise so lange, als er ihrer bedarf, um sie diese verschiedenen Abstufungen durchmachen zu lassen. Dieser Roman ist die gehässigste Insinuation, die uns die Ketzermacherei der neuesten Zeit gebracht hat. Er zieht das Unschuldigste in den Strudel eines gefährlichen Verdachtes und erfordert eine Widerlegung, der wir um so lieber einen größern Raum gestatten, als sich hier eine Gelegenheit darbietet, etwas zur Verständigung für Verständige zu sagen. Referent ist von den Anschwärzungen dieser „Revolution" nicht übergangen worden.

Vergebens such' ich nach einer Vereinfachung des gewaltigen Stoffes, der sich unter den Händen aufhäuft, wenn man den rechten Gesichtspunkt bezeichnen will, aus welchem diese „Revolution" zu verstehen ist. Eine Menge Gedankenfäden laufen da ineinander; Historisches, Individuelles drängt sich massenweise heran. Es ist unmöglich, man kann einem so losen Produkte, wie dieser Roman ist, nicht die Ausdehnung einer Abhandlung widmen. Lassen wir also Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; beschränken wir uns nur auf die nächsten, an das Vorliegende unmittelbar sich anknüpfenden Gedanken.

Herr Steffens hat den Ruhm eines originellen Gelehrten, der durch eine gewandte Rede und ein sanguinisches Temperament in der Geologie, welches sein Fach ist, nicht bloß Berge

in ihrer Construktion schildern, sondern selber welche versetzen kann. Herr Steffens hat den Vortheil voraus gehabt, daß er, über Steinbildung sprechend, auf philosophische Gegenstände abschweifen konnte; während es bei dem Philosophen nicht die gleiche angenehme Wirkung macht, wenn er von philosophischen Gegenständen auf die Gebirge und Steinarten übergehen wollte. Herr Steffens, baar aller Systematik, begabt mit einer unruhigen Beweglichkeit, nur von Gefühlen und phantastischen Anschauungen zu seinen Ueberzeugungen getrieben, wurde mit der Zeit ein Chaos von Wissen, Glauben, Ahnen, Zweifeln, Wollen, Entsagen, daß er allerdings Gott danken kann, der ihn aus diesem Getümmel durch das lutherische Christenthum erlöste. Seit längerer Zeit hat sich der geistliche Lichtstrahl als eine ewige Lampe in seinem Herzen angezündet. Dagegen kann man nichts haben; ich gönne Herrn Steffens die Seligkeit, „wieder Lutheraner geworden zu sein;" ich gönn' ihm das Glück „der kleinen stillen Gemeinde."

Die Entwickelung des Herrn Steffens ist also keine des **Gelehrten**; denn als Gelehrter hat er nichts Nachhaltiges geleistet; sondern die eines **Charakters**. Mit einem produktiven Talente einer- und einer originellen persönlichen Beweglichkeit andrerseits begabt, warf er sich in die verschiedensten Fächer, in die Mineralogie, Philosophie, Politik und Novelle und leistete hier Nichts, das eine nachhaltige objektive Wirksamkeit gehabt hätte, wohl aber immer Etwas, das uns seine originelle Persönlichkeit in einer interessanten Metamorphose wieder erkennen ließ. Herr Steffens kann uns daher nicht verdenken, wenn wir es versuchen, seinen unruhigen ~~prosaischen~~ Charakter zu fesseln und aus seinen Schriften mehr das Sub- als das Objekt festzuhalten.

Herr Steffens gehört zu jenen Charakteren, welche vom Manne nur die Gestalt, das Talent haben, alles Uebrige aber, was in ihnen den Menschen bildet, vom Weibe. Alle Tugenden und alle Fehler des Weibes findet man in der Erscheinung dieses Gelehrten, der eigentlich kein Gelehrter, sondern nur ein unbeholfner Dichter ist. Sein Gemüth ist hingebend, schwärmerisch; aber auch reizbar, leidenschaftlich. Andere ohne Schonung behandelnd, ist Herr Steffens leicht verletzt, was ihn selbst betrifft. Eigensinnig an eine Meinung haftend, wenn sie ihm ausgeredet werden soll, wirft er sie gern selbst weg, wenn ihn seine Laune dazu treibt. Unmäßig in Versicherungen seiner

Anhänglichkeit, ist er ebenso excentrisch in seiner Abneigung. Die Fluth der Versprechungen schwemmt die Proben und Leistungen hinweg. Was er an sich selbst fürchtet, dichtet er Andern an. Ein kühles Wort empört ihn, der Blick eines Auges schon kann ihm Verdacht erregen. Dies Geberden ist gescheut, originell, aber leidenschaftlich, trotz Frauenzimmernatur.

So hat sich Herr Steffens in seinen früheren Schriften bewährt; so tritt er wieder in der „Revolution" auf. Er hat soviel Herbes, Verletzendes in diesem Buche gehäuft, er hat soviel Verdächtigung, die nur unheimliche Früchte tragen wird, darin ausgesäet, daß er sich beherrschen sollte und nicht zürnen, wenn wir den Grund dafür nicht in der objektiven Wahrheit, sondern in den Irrthümern seines Gemüthes suchen. Herr Steffens muß zuletzt zugeben, daß ihm diese „Revolution" von persönlichem Interesse in Rücksicht auf seinen Charakter ist. Wie oft verwandelt sich nicht diese Novelle in eine Confession, die erdichtete Figur in seine eigne, die Anklage in eine Apologie! Herr Steffens schrieb dieses Buch, um die Welt ihren Lauf gehen zu lassen, seine Hände aber in Unschuld zu waschen. Er schildert eine schauderhafte Welt, von der er nicht undeutlich zu verstehen gibt, daß sie für's Erste nicht gebessert und von ihrem Sturze nicht zurückgehalten werden kann.

Man muß nämlich wissen, daß Herr Steffens früher zur politischen Opposition gehörte. Wenn die literarische Jugend Deutschlands sich „in einer confusen Mischung von Philosophie und Poesie" gefällt; so verdankt sie es zum großen Theile auch den Schriften des Herrn Steffens, verdankt sie es dem malcontenten Geiste, der in Allem, was er früher geschrieben, herrscht. Woraus hätt' ich wohl und mit mir Andere dies unbehagliche Gefühl am Positiven, dies halbe Politisiren, und halbe Philosophiren, diese Protestation des Gemüthes gegen das System, dies Grübeln, Parallelisiren, Hin- und Herüberschweifen, ohne Rast und Ruhe, ohne Lust an dem Buchstaben, an der Schranke, kurz diese eigenthümliche Bildung, die wir alle bis zum Jahre 1830 auf den Universitäten entweder empfingen oder durch die Lektüre der Schriften von Görres, Steffens und Andrer uns zu eigen machten? Herr Steffens fühlt dies, jede Zeile seines Romans verrätht das gedrückte Gewissen; und dennoch — warum in der Protestation gegen die falsche Anwendung dessen, was man bei ihm erlernt hat, so viel Tri-

vialität? Doch ich vergesse, daß ich den ästhetischen Werth seines Buches erst später abschätzen will.

Was ist die Revolution? Herr Steffens ist gescheut genug, einzusehen, daß der Irrthum eine mißverstandene Wahrheit ist. Die Revolution ist ein Verbrechen; aber sie hat ein Prinzip, das über das Criminalgesetz hinausliegt und mit welchem die Philosophie und die Staatsweisheit sich mit Vorsicht abfinden müssen. Von dieser seiner Ueberzeugung läßt Herr Steffens nicht einen Lichtschimmer durchblicken. Er faßt die Revolution schlechthin als die Negation, als die Lust Tumulte zu erregen, zu plündern, und aus dem Letzten der Erste zu werden. Die Revolution ist ihm Demagogie und diese wieder eine rein abgeschlossene Tendenz, eine Leidenschaft, ein Laster a priori. Herr Steffens sieht in ihr nur die Sünde, nicht den Irrthum. Er schildert das Verschwören, das Barrikadiren, kurz die Mittel der Revolution; von ihrem Zwecke sagt er wenig, oder nicht mehr, als daß ihr Zweck schon in den Mitteln läge, daß die entfesselten Galeerensklaven im Plündern und Morden grade ihren Zweck erreichten. Ist das die Revolution? Ohne Zweifel; aber nur von einer Seite betrachtet. Wo sind die Irrthümer, die sie begleiten; wo sind die Phantastereien, welche die Königsmörder ohne Zittern auf das Schaffot steigen lassen; wo sind die Phänomene, die mit der Revolution in einer nicht immer verbrecherischen Wahlverwandtschaft stehen; wo sind die feinen Nüancen der politischen und moralischen Ueberzeugungen, die von der Demagogie vervehmt und von der Regierungsgewalt unter Aufsicht gestellt werden? Wo ist in dem Buche ein einziger Repräsentant der vernünftigen Freiheit, des besonnenen Fortschrittes, ein Vertreter der verfassungsmäßigen Monarchie? Wo ist die Tiefe der Auffassung? Wo die Feinheit der Charakteristik? Ja, wo ist Sinn und Verstand in diesem kindisch-leidenschaftlichem Gemälde der Revolution? (Fortsetzung folgt.) K. G.

Das neue Jahr und die neue Welt.

Zeitbild.

(Fortsetzung.)

Jetzt hielt es mich nicht länger im Saale; ich mußte hinaus in die Luft. Der Sturm fegte durch die dürren Wipfel der Bäume

Beurmann's
Telegraph.
(Neuste Folge.)
№ 42. September. 1837.

Professor Steffens und die Revolution.

(Fortsetzung.)

Ein Hauptgrund, warum Herr Steffens die Revolution als einen Banditenjubel hinstellt, ist die Furcht, auf einem Zusammenhange mit ihr ertappt zu werden. Man braucht nur die Ansicht, deren man selber verdächtig ist, recht zu übertreiben, so schützt man sich schon. Herr Steffens gehe mit mir in ein Gefängniß, wo Revolutionäre zu zehn Jahren verurtheilt sind! Er beweise mir, daß es solche Bluthunde sind, wie sein „wissenschaftlich gebildeter“ Adrian! Er examinire sie, wie sie ihrer Verbrechen schuldig wurden, er verfolge ihre Bildung, er sehe den Titel des Buches an, welches sie sich von der Güte des Festungscommandanten ausbaten! Es ist: „die gegenwärtige Zeit. Von Henrik Steffens.“ Diese Collision muß sich Herr Steffens möglich gedacht haben; denn um sich ihre Verlegenheit zu ersparen, schuf er in dem Romane die Figur Theodors. Dieser Theodor ist Steffens selber. Theodor mischt sich unter Revolutionäre, ißt und trinkt mit ihnen und wird für einen der Ihrigen gehalten. Er spricht gegen Tyrannei und Aberglauben „im feinern, höhern Sinn;“ er hat die Phraseologie der Revolution, ihre Dialektik; kurz Theodor ist mitten in der Revolution drin und erstaunt doch über die Zumuthungen, die ihm nun diese zu machen wagt. Als er sich später bei einflußreichen Leuten über seine Unbesonnenheit anklagt, meint er, und dies mit voller Zustimmung des Herrn Steffens: die Dummen verstanden meine „zarte Ironie“ nicht! Also zarte Ironie war Alles das, was Herr Steffens früher zur Verwirrung der öffentlichen Meinung geschrieben hat; zarte Ironie war seine Schrift über Preßfreiheit; zarte Ironie war seine „gegenwärtige Zeit,“ die den herrschenden Staat in einen seiner schwierigsten Momente so feindlich zu bedienen wußte; zarte Ironie war die bedenkliche Anschließung an jene Schlesischen Sektirer, welche

einer schönen Frucht der religiösen Zeitstimmung, der Union, sich nicht fügen wollten? Nun freilich; dann haben wir uns in den Intentionen des Herrn Steffens sehr geirrt und begreifen den Enthusiasmus, mit welchem sich der reuige Theodor auf das Fach der Polizei und der Spionage wirft.

Ich will mich nicht bei den für einen Professor sehr mangelhaften historischen Kenntnissen aufhalten, die dem Werke zum Grunde liegen. In dieser Rücksicht ist nämlich alles darin aus der Phantasie, nichts aus der Wirklichkeit gezogen. Die großen Revolutionsumtriebe, angewandt auf einen Duodezstaat von einigen Quadratmeilen, sind an und für sich eher lächerlich, als erschrecklich. Aber wie spricht Herr Steffens über Politik; wie spricht er über die französische Revolution! Er hat die Glocken läuten hören; wo sie hängen, wie sie hängen, aus welchem Guß sie sind; darüber findet man bei ihm keine Auskunft. Doch, abgesehen von diesen kindisch-mangelhaften Vorstellungen über Thatsachen und Ereignisse, die auch vielleicht in einer unten noch zu erwähnenden ästhetischen Oekonomie ihren Grund haben können; so ist vordem in der Auffassung seines Stoffes und der Durchführung desselben bei Herrn Steffens höchst bemerkenswerth: der infame Geist einer krebsartig um sich fressenden Verdächtigung. Indem Herr Steffens in seinem Buche alles, selbst die Natur, und Jeden, selbst die unbedeutendsten Persönlichkeiten, mit der Revolution in Verbindung bringt; läßt er das Maaß von Schuld, welches dieser oder jener an ihr haben könnte, immer ein abscheuliches Geheimniß sein. Keine neue Person tritt auf, ohne dem Autor, dem Leser und den edlen jungen Polizeiassessoren, welche die Helden des Romans sind, gleich den Verdacht einzuflößen, sie möchten mit der Revolution unter einer Decke spielen. Der Verfasser ist darin so unbesonnen verfahren, daß er seine Figuren deshalb sogar ohne Abrundung schließen läßt; von Herrn von Theobald z. B. ist deutlich genug gemunkelt worden, daß auch er im Trüben fische und zuletzt vergißt dies der mißtrauische Autor wieder. Die Dichtung ist eine Macht. Sie kann in gewissem Sinn verwirklichen, was sie nur geträumt hat. Herr Steffens benutzt diese Macht auf schreckhafte Weise. Möchte die Menschheit behütet werden, daß dieser unruhige, reizbare, mißtrauische Mann je in Wirklichkeit etwas zu verwalten und zu beobachten bekomme! Seine Phantasie würde die Schatten verlängern,

würde die leisesten Umrisse mit schreienden und anklagenden Farben ausmalen, würde in das Harmloseste eine böswillige Absicht legen, und überhaupt alles das an Andern sehen, was er, seinem revolutionären Ursprunge gemäß, an sich selbst zu ertappen fürchtete. Männer, wie Herr Steffens, sind zierliche Goldfische in einer Glaskugel. Sie drehen und wenden sich, sie ergötzen unser Auge durch ihr Farbenspiel; aber was nützen sie, was sollen sie im Ozean! Herr Steffens ist im Grunde nur das, wogegen er sich so sehr sträubt, nämlich geistreich. Man weiß, daß er gegen die „Aristokratie der Geistreichen" geschrieben hat, daß er nach Wirklichkeit, nach positiver Bewährung trachtet. Allein gerade, was er nicht sein will, das ist er allein, und das, was er gern sein möchte, würde er nur zum Verderb der seiner Botmäßigkeit Untergebnen sein. Jede Organisation, die man ihm überlassen würde, trüge den Stempel seiner exclusiven gemüthlichen Reizbarkeit. Herr Steffens möchte Staatsmann sein und ist nichts, als ein geistreicher Mann. Ein Lob, das Andere beglücken würde, kränkt ihn.

Mit der Hauptfigur des Romans, Adrian, hat Herr Steffens die gesammte gelehrte Welt beleidigt. Einen Demagogen, einen Bösewicht, einen Königsmörder läßt er nicht bloß in dem Gewande, sondern in der That mit dem wissenschaftlichen Apparate eines Gelehrten auftreten. Mit ausdrücklicher Vorliebe bezeichnet er Adrian als einen Gelehrten. Es wundert mich, daß er ihn nicht einen Theologen genannt hat; denn dann würde man doch an Schleiermacher, oder einen Juristen, dann würde man an süddeutsche Rechtslehrer haben denken können. Er macht Adrian zu seinem Collegen, zu einem Professor der Naturwissenschaften, der, so wie er, nur mit andern Absichten und Mitteln in die Politik pfuscht. Wenn Adrian ein Landtags-Deputirter wäre oder er sich bei politischen Adressen an die Spitze stellte, kurz, wenn er nur ein freisinniger Mann wäre, dann läge in seinem Charakter weder etwas Unnatürliches, noch etwas Beleidigendes. Allein Adrian ist weit mehr. Er ist die Seele aller Revolutionen in Frankreich und Deutschland. Er ist zuletzt eine Art Fieschi. Minerva schaudert vor dieser Entweihung ihres Heiligthums. Ein in den Wissenschaften forschender Mann wird nicht nur Verschwörungen anzetteln, sondern sogar durch einen Mord sie beschließen wollen! Welche Empfehlung — nein, welcher Verrath an den Wissenschaften!

Welche erbärmliche Erfindung für Herrn Steffens als Mitglied einer berühmten Universität, welche schändliche Beleidigung seiner Collegen! Hat Herr Steffens die klärende Wirkung der Wissenschaften in sich so wenig verspürt, daß er, seinen eignen Stand verhöhnend, auftreten kann und zum Mittelpunkt einer gegen die Revolution gerichteten Schrift einen Mann nimmt, der in der Wissenschaft einen Namen hat, der sein Freund, sein College sein könnte? Dies ist diese täppische Indiscretion, die wir oben schon an Herrn Steffens rügen mußten, dies Verdächteln, dies Ketzermachen. Adrian ist eine Verhöhnung des Gelehrtenstandes und der poetischen Licenz. Wenn im dritten Theile Adrians wissenschaftliche Vermittelungs-Stellung zwischen Frankreich und Deutschland mit den grellsten Fingerzeigen geschildert wird; so frägt man sich unwillkürlich: Wer muß das sein? Wen mag der Mann meinen! Und dies soll man niemals in Dichtungen, zumal, wenn man so unbesonnen ist, so deutlich Gezeichnete späterhin als Königsmörder aufzuführen!

Ich will mich bei der Bemerkung nicht aufhalten, daß auch Adrian im Uebrigen höchst verfehlt charakterisirt ist. Adrian ist ein in Sünden aufgewachsener Weltmann (und Gelehrter;) Herr Steffens gibt ihm eine Natur, wie sie etwa Mirabeau gehabt hat; allein die Reflexionen, die er ihn anstellen läßt, sind jedenfalls so sehr auf die Verachtung der Welt begründet, daß ein solcher Charakter höchstens sich, aber nicht Andre morden kann. Ein Graukopf, der sein Lebelang den Talleyrand gespielt hat, der immer andre ins Feuer schickte, um die Kastanien zu holen, der auf beiden Achseln trug und sich nur zuletzt aus Verzweiflung für die Revolution entscheidet, soll ein Mörder werden! Ein Greis, ein Weishaar; sollte man einem Professor, der über Anthropologie geschrieben hat, einen solchen Mißgriff zutrauen! Wann sind Greise als Mörder aufgetreten? Ich will mich bei dieser Einzelheit nicht aufhalten, sondern der Erfindung des Vfs. näher treten und fragen: welchen Werth hat die Historie?

Hätt' ich die voranstehenden Ausstellungen unbewiesen gelassen, so würd' ich, wenn ich diese Frage mit: Keinen beantworte, für parteiisch gehalten werden; allein nur die Wahrheitsliebe ist es, die mich das Geständniß machen läßt, daß die neue Novelle von H. Steffens auch langweilig ist. Die Tendenz rächt sich immer an der Poesie. Wenn die Tendenz überwiegt, wird das poetische Interesse erdrückt. Wo nur Absichten

zum Vorschein kommen, treten die poetischen Lichter zurück. Ich glaube sogar, daß dieser Roman (warum Herr Steffens nur von einer Novelle spricht!) ohne Plan geschrieben ist. Seine Erfindung ist mühselig zusammengestoppelt; nirgends eine organische Einheit. Interessant sein sollende Figuren enden wie Fragezeichen. Man weiß gar nicht, was mit ihnen geschieht. Unter der Hand scheint Herrn Steffens dieser Wald erst gewachsen zu sein; da ist kein Licht, kein Weg, da läuft alles wild durcheinander. Die beiden ersten Bände regen Wunder welche Neugier auf, und nachdem sie mit einer ächt Steffensschen Beschönigung des vorhergegangenen Unsinns mit den Worten geschlossen haben: „Die wunderbare Märchenwelt ist wieder lebendig geworden"*), soll der dritte Band endlich Aufklärung geben. Man hat gesehen, daß Adrian und der milchhaarige Edward, der Liebling des Vfs., in entsetzlich feindseligem Rapport stehen. Todtschlag ist der stete Gedanke, mit welchem Edward von dem demagogischen Naturforscher Adrian verfolgt wird; wie wird sich dies aufklären? Woher der Haß? Jetzt spinnt uns nun Herr Steffens eine Geschichte aus, die mit seltner Trivialität und Menschenunkenntniß entworfen ist. Statt von den Ursachen des räthselhaften Hasses zu hören, hören wir immer nur vom Haß. Adrian und Louvet hassen sich. Warum denn? Ja, sie hassen sich a priori. Da macht sich's der Dichter freilich sehr leicht. Adrian und Louvet hassen sich schon, da sich beide noch gar nicht gesehen haben! Herr Steffens fühlt diesen Mangel an Psychologie und sucht ihn durch Uebertreibungen zu verhüllen. Er häuft Kraft- auf Kraftworte, um diesen Haß, der sogar der Angelpunkt der ganzen „Revolution" wird, zu motiviren. Aber Ausdrücke, wie: „gleich einem Tiger lauerte er auf seine Beute;" sind keine Motive. Herr Steffens suchte durch einen mechanischen Druck seinen Gedichten die Geschlossenheit zu geben, welche nur die Folge einer organisch tiefen Anlage ist.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Mit dieser faselhaften Formel glauben die Romantiker Tieck und Steffens alle krummen Phantasien vor dem Verstande grade machen zu können.

Das neue Jahr und die neue Welt.

Zeitbild.

(Schluß.)

„Arbeitshäuser, Beschränkungen der Heirathen, Armenkolonien vermögen aber viel zu lindern“, entgegnete ich.

„Arbeitshäuser mögen gut sein, aber sie helfen wenig; Beschränkungen der Heirathen ist ein Unrecht an der Menschheit, auch laden sie uns die größere Last unehelicher Kinder auf; Armenkolonien müssen in Europa zu Grunde gehen, da ihre Aufgabe nicht ist, eine gegebene Zahl von Armen zu ernähren, sondern eine beständig sich ernährende Menge.“

„So hoffen Sie denn allein von Auswanderungen Hülfe?“ sagte ich.

„Auswanderungen helfen nur dann, wenn den Auswandernden noch eine gewisse Kraft des Vermögens zur Seite steht.“

„Und Ihr Plan.“

„Mein Vermögen reicht hin, eine bedeutende Besitzung in Nord-Amerika zu kaufen, mein Wille und meine Kraft werden hinreichen, sie urbar zu machen und tauglich zur Ernährung und zum Wohnsitz mehrerer Hunderte von armen, verwahrlosten Kindern. Schon haben mir mehrere brave und tüchtige junge Männer ihre Hülfe zu einer rein vernünftigen Erziehung dieser Kinder zugesagt. Helfen auch Sie an diesem großen Werke! Durch wenige Stunden einer zweckmäßigen Arbeit werden sich die Kinder in wenigen Jahren nicht nur selbst ernähren können, und ihre Lehrer und Erzieher erhalten, sondern ich hoffe, daß jedem Kinde, wenn es die Jahre seiner Selbstständigkeit erreicht hat, noch ein Ueberschuß seiner Arbeit sein wird, ein Capital das hinreicht, ein gesondertes freies Leben zu beginnen.“

„Aber die Kosten der Ueberfahrt?“ unterbrach ich den Redenden ungläubig.

„Da muß freilich demnächst, und wenn eine größere Ausführung dieses Planes möglich sein wird, die Mildthätigkeit guter Menschen, der Staat, oder die Gemeinden, welche so großer Last entlediget werden, das Beste thun, und ich hoffe zu Gott, daran wird es nicht fehlen. Ist nur erst ein kleiner Anfang gemacht und der erste Erfolg nicht ungünstig.“

„Welche Erleichterung kann aber ein solches Institut selbst

Vandyks oder Murillos die Wände des Gemäldesaals, indem das alte Täfelwerk des Speisezimmers mit Blumen und Fruchtstücken al Fresco prangte. Am meisten Interesse hatte jedoch in dem Schlosse für mich die große, mit Einsicht und Geschmack gewählte Bibliothek, in deren Zimmern einige bequeme Armsessel standen und auf dem Boden reiche Teppiche lagen. „Dieses Zimmer, sagte Herr Lefevre, habe ich englisch eingerichtet; und bringe darin einen großen Theil des Winters mit so viel Behagen zu, wie es nur immer einem Ihrer Landsleute möglich ist.“ Doch das staunendste Entzücken stand mir noch bevor; nach Oeffnung des prachtvollen Fensters der Bibliothek befanden wir uns auf einer Art Terrasse, von welcher sich ein über alle Beschreibung schöner Anblick bot. Ein breiter, beschatteter Weg, der sich die ganze Länge der adlichen Besitzung und noch einige hundert Schritte weiter hin erstreckte, war zu beiden Seiten von einer steinernen Brustwehr umgeben, auf welcher Orangebäume und andere exotische Gewächse in herrlichen Vasen standen. Von dieser Brustwehr zog sich ein jähabgehender dicht bewaldeter Hügel bis zu dem Ufer der Seine, deren ruhige Wasserfläche kleine, reizende Inseln, gleich schwimmenden Gärten, schmückten; die reiche, üppige Vegetation der Umgebungen vereinigte sich, das Interessante, Liebliche des Bildes zu erhöhen, in welches noch die mit Holz und Waaren beladenen Fahrzeuge, rasch durch die Fluth schwebend, eine lebendige reiche Staffage brachten.

Es ist jedoch Zeit, von meiner Abschweifung zurückzukommen. Nachdem ich dem Wirth für die freundliche Aufnahme meinen innigsten Dank gesagt, trennte ich mich mit Schmerz von dem reizenden Aufenthalte und ritt an die Ueberfahrt La Maillerie, wo ich ein Boot bestieg, in welchem ich die Seine durchkreuzte und unter den Mauern des ehrwürdigen Schlosses landete. Dieses ausgedehnte und geschmacklose Gebäude ist gegenwärtig Eigenthum der Familie Montemart; der letzte Herzog dieses Namens zeichnete sich während der Julirevolution in Paris rühmlich aus; der Sohn desselben, ein leidenschaftlicher Jäger erkor sich dieses Schloß, wegen seiner waldigen Umgebungen zu seinem Lieblingsaufenthalt. Er war zum Unglück wirklich anwesend, als ich dem Schloß meinen Besuch abstatten wollte, so daß ich das alte Gebäude nicht so genau kennen lernen konnte, als ich es gewünscht hätte. Die Zeit seiner Er-

bauung kann wohl unter die Regierung Wilhelms des Eroberers gesetzt werden; das Gebäude bildet, wie manche alte Häuser Englands, drei Seiten eines Vierecks, dessen vierte der Fluß begränzt. (Fortsetzung folgt.)

Professor Steffens und die Revolution.

(Fortsetzung.)

Eine höchst unbedeutende Familienmisère zieht sich durch die revolutionären Bestrebungen des Romans hindurch. Es ist sogar der Fall, daß diese kleinliche Familienintrigue, mit deren Wiedererzählung ich die Geduld der Leser ermüden würde, in der That die Mühlräder der Revolution in Bewegung setzt. Die ganze jacobinische Maschine des Buches treibt eine dumme Geschichte um, die sich zur Revolution grade so verhält, wie eine Mausfalle zur Guillotine. Die Revolution und Riekchen — ein großartiger Gegensatz! Schon deßhalb, weil die Fabel ohne Werth ist, kann ihre Moral nur mißglücken. Man bekömmt unter diesen kleinen Pächters- und Förstersbegegnungen keine Einsicht in die Irrthümer und Verbrechen der Revolution. Wenn Herr Steffens von der Revolution spricht, so ist es grade, als wenn er bei Frankreich nur von Pascal, bei der Republik nur vom Pastor Oberlin etwas zu erzählen weiß.

Ja in diesem Mangel an positiver Erkenntniß der Geschichte überhaupt und seines Stoffes insbesondre mag es auch liegen, wenn das Meiste in diesem Romane sich wie allegorisches Schattenspiel gebehrdet. Die Figuren, die das Ganze tragen sollen, treten durchaus nicht kräftig aus dem Hintergrunde heraus. Ihre Handlungen werden alle reflektirt; sie geschehen nicht vor unsern Augen. Das poetische Unvermögen verband sich hier mit der krankhaften Phantasie, welche die Revolution nach einem Hörensagen schildern will, wie wir ehrlichen Leute uns etwa das Räuberleben ausmalen. Herr Steffens gibt von den Umtrieben der Revolution, ihren Anzettelungen, Spionagen, von ihrem Hin- und Hermanövriren eine Schilderung, die, wenn sie als Faktum genommen werden soll, lächerlich ist, wenn sie als Poesie gelten soll, ermüdend wird. Wie Adrian eine leere und gehässige Abstraktion ist, so wird auch sein Thun und Treiben wie ein Schattenspiel an der Wand gegaukelt. Da heißt es: Er hielt die Fäden des Ganzen, — spann sie hier, löste sie dort,

Boten kommen, Briefe gehen, die Parteien werden in Schach gehalten, Zeitungsblätter verwirren das Publikum, die Ständekammer wird durch ausgesprengte Gerüchte in ihrem Schooß uneins u. s. w. Das ist alles so leer, so windig, so abgezogen! Wozu drei Bände für einen Roman, wenn diese Machinationen nicht körperlich auftreten können und uns in handgreiflicher Wirklichkeit, in dem einzigen Gewande der Poesie, entgegentreten! Ich muß sagen, daß ich bei diesem geheimnißvollen Rennen und Laufen, Manövriren und Gestikulieren das Buch öfters fortgeworfen habe, weil es den untersten Grad poetischer Befähigung verrätht, auf eine so abstrakte Art nur die Themata der Handlung anzugeben und sie nicht selber zu lösen. Wenn Herr Steffens seine Loyalität durch irgend etwas bewiesen hat, so ist es dies, daß er die Revolution aus Unkenntniß darstellte wie ein Puppenspiel.

Fast alle Stimmen, die über diesen Roman verlauteten, kamen darin überein, daß er eine bedeutende Abnahme der poetischen Kräfte des Herrn Steffens verrathe und daß die Revolution unter andern auch seinen Ruhm als Erzähler vom Throne stoße. Dies ist in jeder Beziehung wahr. Sogar im Detail, ganz abgesehen von dem verfehlten Kunstwerke, sogar in den charakteristischen Zügen, die sonst die Romane des Herrn Steffens auszeichneten, tritt uns nichts Ueberraschendes mehr entgegen. Das Verhältniß zwischen Luisen und Roller ist ein Plagiat aus Immermanns unvergleichlich schönern *Epigonen*. Die Atmosphäre, welche Herr Steffens sonst um kleine pietistische Kreise zu verbreiten wußte, hat sich verdickt. Was daran noch Werth hat, fand sich schon in früheren Produktionen des Verfassers vor. Es ist eine Litanei, die in jedem seiner Romane wiederkehrt. Kleine Exkurse über die Naturwissenschaften, über die Wasserpolypen und dergl. müssen dem sentimentalen Naturforscher wohl gelingen. Was hilft aber die Poesie der Steine und Kräuter, wo die höhere Poesie des Menschen und der Geschichte verfehlt ist! Der Styl zuletzt ist weniger präcis, als sonst. S. 89. des ersten Theils ist sogar eine einzige neugierige Frage anderthalb Seiten lang ausgesponnen! Das gewaltsame Rudern des Herrn Steffens, um in gewisse ihm liebe Phrasen zu kommen, verrätht eine Armuth an Ideen, die Niemanden auffallen kann, der den Kreis kennt, in welchem Herr Steffens seit seiner Breslauer Abdankung sich einzig und allein zu bewegen pflegt.

Ich könnte hier aufhören, da ich genug gesagt habe, um diese mit so vielem Lärm ausposaunte und seit mehreren Jahren schon immer als der Tröster, der da kommen soll, prophezeite „Revolution" zu charakterisiren. Allein selbst auf Gefahr hin, daß Jemand, der das Buch nicht gelesen hat, mein strenges Urtheil nun erst recht für partheiisch halten könnte, fühl' ich mich gedrungen, diese Anzeige mit einer Betrachtung zu schließen, die persönlicher Art ist. Es konnte nämlich nicht fehlen, daß Herr Steffens in seiner leidenschaftlichen Verdächtigung alles dessen, was sich nur irgend als Zeitgeist in unsern Tagen zu erkennen gibt, auch auf die deutsche Literatur und diejenigen Schriftsteller kommen würde, welche aller Wahrscheinlichkeit nach, wenn auch keine neue Literatur, doch die Geschichte der alten schreiben werden. Herr Steffens bezeichnet das junge Deutschland an mehren Stellen seines Buches als eine Genossenschaft, die, politisch genommen, eben so gefährlich wie literarisch geschmacklos wäre. Den letztern Vorwurf wollen wir kürzer, den ersten ausführlicher beleuchten.

Daß der jüngere literarische Nachwuchs Talent hat, gibt Herr Steffens zu. Er meint aber, die Milch wäre hier sauer und zu Käse geworden. Herr Steffens fügt noch den Knoblauch hinzu, um die von ihm verachtete Tendenz in den Geruch zu bringen, den sie für seine Nase hat. Ich will gegen die Bilder des Herrn Steffens keine Gegenbilder ausspielen. Ich will mich einfach an die Sache halten. Die Sache ist aber die, daß Herr Steffens in einen Fehler verfällt, den Viele seiner Stellung mit ihm gemein haben. Er hat Recht, wenn er seine Vergangenheit für bedeutend hält, wenn er mit Stolz daran denkt, daß er Göthe gekannt hat, daß er mit Schleiermacher 1806 in Halle Professor war, daß er seine Bildung anders gewonnen hat, als sie jetzt gewonnen wird. Man sagt wohl, daß wir, ehe wir sterben, unser Taufwasser ausschwitzen. Herr Steffens verfällt mit Tieck in dieselbe Melancholie, daß sie ausrufen: Wir waren die Genossen großer Männer, wir sind die nächsten Erben ihres Ruhmes, wir sollen nun einen Nachwuchs haben, der nicht so an uns anknüpfen will, wie wir an Göthe und die Alten angeknüpft haben! Aus diesem unbehaglichen Gefühl entnimmt Tieck seine Almanache, Steffens seine „Revolutionen!" Würden wir in Tieck und Steffens etwas Befruchtendes vorzufinden uns überreden und ihnen irgend einen Ton entneh-

men können, dessen Echo nicht schon in ihnen selbst verhallt wäre, würden wir sie zu Mustern unsrer Schreibweise wählen und so unbedingt uns ihnen hingeben, wie Johann Minckwitz dem Grafen Platen; so würden wir nicht nur Talent haben; sondern unsre Milch würde auch nicht Käse geworden sein und die Poesieen eines Heine würden nicht nach Knoblauch riechen. Daß sich die jüngere Literatur nicht zutraut, auf eignen Füßen etwas zu improvisiren, beweist ihre Hingebung an Göthe, beweist ihr Versuch, der Hegelschen Philosophie Methode und Consequenz zu entlehnen, beweist ihre Opposition gegen die abscheulichen Versuche des Wolfgang Menzel, eine Bildsäule im Walhalla unseres Ruhms nach der andern zu zertrümmern. Nur an Tieck und Steffens knüpft sich nichts an. Das kann somit nur beweisen, daß beide selbst nur in sich und für sich Werth haben, daß sie Personen und Dilettanten sind, keine Thatsachen und keine Meister.

Daß die jüngere Literatur noch nichts Tüchtiges geschaffen hat, glaub' ich herzlich gern; denn Niemand kann unzufriedner mit seinen Produktionen sein, als ich, der ich auch nie geneigt war, Corps zu machen und an Freunden zu loben, was mir nicht gefiel. Aber daß erstens diese fragliche Literatur den Beruf hat, künftige schönre Entwickelungen vorzubereiten, daß sie die unumgänglichen, durch Preßbeschränkungen und dergleichen gar nicht mehr zu schleifenden Uebergangsdardanellen aus dem schwarzen in das Marmormeer sind; zweitens, daß sie weit Gediegeneres schon geleistet haben, als die Schriftsteller der Restaurationsperiode, daß sie wenigstens mehr, als die Tromlitz, Müllner, Houwald, ja selbst mehr als die Michael Beer, Schenk, L. Robert u. s. w. ahnen ließen, was eine sich wieder mit dem Gedanken vermählende und durch persönlichen Reiz erfrischte Literatur ist — wer wollte so unverbesserlich stabil sein, daß er dies läugnete! Wenn einmal nicht anzunehmen ist, daß sich die deutsche Literatur nur noch als Lyrik aussprechen solle, daß also die Namen, welche wir in unserm Musenalmanach jährlich finden, die Rückert, Uhland, Pfizer, Lenau u. s. w. allein die Tradition fortpflanzen; wenn Roman, Kritik und die Mischgattungen noch einen höhern Beruf haben, als das lyrische Gedicht; daran wird man die Fraktion, welche wie oben bezeichneten, nicht für ephemer halten. Das thaten auch weder Staatsmänner, wie z. B. Gentz, noch Gelehrte, wie erst kürzlich Herr

Hase, noch seine Geschmacksrichter, die mehr dem Publikum, als der Schriftstellerwelt angehören, wie Herr Varnhagen von Ense. Nur die HH. Tieck und Steffens glauben versichern zu können, wem die Pförtnerinnen des Parnasses das Thor öffnen werden. (Fortsetzung folgt.)

Kleine Chronik.

— Ein Bürger Hamburgs heißt Fridr. August Mensch. Er ist zum Consul ernannt worden; sein Name paßt zu der Humanität, welche diese Behörde auszeichnen soll.

— Der geistvolle Israelit, Dr. Steinheim sagt in seiner neuen Ausgabe der Klagen Obadjas von den J. Jacoby'schen Klagen eines Juden:

„Traurig, oder vielmehr kläglich, sind die Klagen eines Juden" wie sie sich nennen. Sie sind der Ausdruck des Schreckens und der Zerrissenheit, die an ähnliche Gemüthszustände einer geistigen Nachbarschaft erinnern, und dem Gefühle des Juden durchaus fremd. Sie haben deßhalb bei Allen, die sich noch im organischen Lebenskreise unseres Volkes rüstig bewegen, einen abstoßenden, widerwärtigen Eindruck hinterlassen, der zum feierlichen Protest gegen sie auffordert. Der Seelenzustand ihres Verfassers darf daher nur als ein individueller, ihm eigner, angesehen werden, als die geistige Verfassung eines Gemüthes, dem es zwischen den beiden Religionsheubündeln noch am zulänglichen Grunde, sich zu bestimmen und einzubeißen, fehlt. Allein auch dieser — ohne große Prophetengabe läßt sich das voraussehen — wird nicht lange fehlen; und es ist zu vermuthen, daß es der Bündel sein wird, der — die wenigsten Disteln enthält, der dem kläglichen Juden am lieblichsten zulächeln dürfte. Wir aber sagen uns los von jeder Gemeinschaft mit dieser Kläglichkeit, und betheuern freierlich, daß unsern Freunden und uns selbst solche widerwärtige Empfindungen durchaus fremd sind und abgeschmackt erscheinen."

— Wienbarg hat sich mit einem Dr. A. Knauth jun. auf 15 Schritt Distance geschossen. Streitigkeiten wegen der Redaktion der Neuen Zeitung in Hamburg gaben die Veranlassung dazu. Das Duell lief glücklich ab.

Verantw. Red. Dr. Beurmann. — Verlags-Exped. Allerheiligengasse 79b.
Druck bei Ferd. Hauch.



Beurmann's

Telegraph.

(Neuste Folge.)

№ 44. September. 1837.

Professor Steffens und die Revolution.

(Fortsetzung.)

Inzwischen mag der ästhetische Widerwille des Herrn Steffens auf sich beruhen! Ein Andres ist es mit dem Vorwurf der Demagogie, welchen er mir und meinen Freunden macht, mit dieser erbärmlichen Rolle, die er den „sich später zum jungen Deutschland wendenden“ Journalisten Wolf spielen und mit den unsinnigen Theorien, die er von diesem Narren in extenso vortragen läßt. Wußte Herr Steffens die schwierigen Verhältnisse, welche uns hindern, seine Anklagen aufzunehmen und sie ausführlich zu widerlegen, so würde er sie hoffentlich nicht gemacht haben. Oder vielleicht berücksichtigt er nicht einmal die Personen, sondern nur die Dinge, die ihm so gefährlich erscheinen, die Theorien, zu deren Apostel er seinen Journalisten Wolf macht. Denn die demagogische Rolle, die dieser Narr spielt, wird ihm doch, da er sie erfunden hat, nicht so wichtig erscheinen, daß er darauf eine Anklage stützt? Daß wir Demagogen gewesen sein sollen, Mitglieder geheimer Gesellschaften, Verbundene der Flüchtlinge in der Schweiz, welche den Tyrannenmord an ihren eigenen unglücklichen Genossen einstudierten; dieser Verbrechen konnte Herr Steffens seiner Erfindung wegen nicht entrathen. Wär' ich ein freier Mann, so würd' ich über diese boshaften und dummen Verläumdungen lachen; da ich aber alle Ursache habe, mich von dem Verdacht der Illoyalitat zu befreien, so nenn' ich Herrn Steffens Verfahren nicht nur einen schlechten Streich, sondern bezeichne es auch als einen nichtsnutzigen unwürdigen Mißbrauch der dichterischen Freiheit. Der Däne Hamlet mochte guten Grund haben, durch ein Schauspiel seinen Stiefvater zu entlarven. Der Däne Steffens jedoch spielt mit seinem Puppenspiel die umgekehrte Rolle. Er ist es, der dem Schlafe naht und ihm Gift in's Ohr träufelt.

Den politischen Ursprung der jungen Literatur läugn' ich nicht; aber so wenig wir in Deutschland ein solches Treiben erlebt haben, als Herr Steffens es in seiner „Revolution" schildert, so wenig hat sich auch jene Literatur faktische Excesse zu Schulden kommen lassen. Kein besonnener Staatsmann (und an Staatsmänner denk' ich hier stark, da die Schriften des Herrn Steffens in ihrer Sphäre verbreitet sind) kein Staatsmann, der sich erinnert, wie ihn die Periode von 1806 — 13 aufregte, wird sich darüber wundern, daß das Jahr 1830 die gleiche Wirkung auf die jungen Köpfe hatte. Die Zahl der politischen Verbrecher aus jener Periode ist so außerordentlich groß, daß man sie nur noch in Masse strafen kann, und (allerdings auf dem Gnadenwege) das Strafmaaß für sie fast auf ein Viertel herabgesetzt hat. Denn es springt in die Augen, daß die Ereignisse des Jahres 1830 den coursirenden Ideen über Politik und Staatsverfassung einen neuen Impuls geben mußten, der so heftig war, daß man wohl sagen kann, er wirkte allgemein. Die Staatsweisheit sieht hier auch weit weniger eine Veranlassung, nur und immer nur zu strafen, als eine zu belehren, zu erziehen, auszugleichen. Aus jenem Tumulte der im Jahre 1830 aufgeregten Leidenschaften die Gemüther wieder zurückzuführen, sie zu besonnenen Ueberzeugungen zu bringen, und, wenn sie im Widerspruche verharren, ihnen mit Nachdruck die Andeutung zu geben, daß die unleugbaren, für Politik und Geschichte gewonnenen Resultate jenes Jahres sich nur in Uebereinstimmung mit den öffentlichen Thatsachen, für welche die Regierungen einzustehen haben, entwickeln dürfen: dies ist unter heutigen Verhältnissen Staasweisheit. Und in Betreff der Literatur, wird die Nachsicht noch gerechter sein müssen. Wer könnte sie so wenig kennen, daß er nicht zugäbe, überall, auf allen ihren Wegen lagen Gruben, in welche man bei der Nacht stürzen mußte. Die Literatur war durch die ausgedehnte Wirksamkeit des Wolfgang Menzel von der Achtung vor der Vergangenheit entbunden; der junge Nachwuchs ging hier in die schlechteste Schule, indem er sich ein arrogantes Urtheil über die frühere Literaturperiode angewöhnte und dies durch Kategorien zu beweisen suchte, die alle einer versteckten, ehemals burschenschaftlichen Richtung entnommen waren. Zu dieser gefährlichen Unterweisung kam der Mangel an bedeutenden Vorbildern. Die Vergangenheit war theils zertrümmert, theils zu weit entrückt; die

Gegenwart bot keinen Ersatz. Herr Steffens war ein literarischer Dilettant, Tieck hatte sich aller Anknüpfungen, die man an ihn machen konnte, ausgenommen in Shakespearesachen, entledigt. Die Verwirrung auf dem religiösen Gebiete war durch den theologischen Partheienkampf hoch genug gestiegen. Der Journalismus war einestheils durch Müllner zu einer Frechheit in Persönlichkeiten gelangt, die, da die Nachahmer nur überbieten konnten, gar keine Rücksicht mehr nahm und anderntheils war er so heruntergekommen, daß er sich nur in den gewöhnlichsten Sphären umtrieb und, wenn junge Kräfte sich ihm anschlossen, Niemanden den Gedanken einflößte, daß diese Zeitschriften von oben her berücksichtigt würden. Aus allen diesen Elementen mischte sich ein Stoff zusammen, den die Ereignisse des Jahres 1830 entzünden mußten. Es gibt kein Publikum — von dieser Voraussetzung aus schrieben die jungen Dichter und Kritiker, ohne an ihre Leser zu denken. Das, was hieraus und aus dem Früheren folgte, ist bekannt genug. Herr Steffens hat den Erfolg gut schildern. Den Anfang, an dem er selbst nicht wenig Schuld trägt, hat er verschwiegen.

Es ist aber jedem Einsichtsvollen zunächst deutlich, daß „die junge Literatur" das Gebiet der Politik verlassen wollte. Herr Steffens meint, sie hätt' es aus Besorgniß gethan, das Ding möchte gefährlich werden. Mag sie Gründe gehabt haben, welche sie will; sie ist einmal aus einem Gebiet heraus, in welchem sie sich niemals so genommen hat, wie es die entzündliche Phantasie des Herrn Steffens sich einredet. Herr Steffens sagt, sie hätte die Politik aufgegeben. Und was sollte sie auch ferner mit der Politik? Wer ein politisches Atlantis im Kopfe trägt, muß so vernünftig sein, einzusehen, daß es aus Nichts nicht geschaffen werden kann. Wer ein Freund constitutioneller Staatsformen ist und sie als Mittel zu andern Planen benutzen will, sieht an Süddeutschland, wie wenig sie fruchten. Wer sie da einführen möchte, wo sie noch fehlen, sieht an Hannover, wie lang es währt, bis Formen Wurzeln schlagen, und muß sich daher überzeugen, daß dergleichen Einrichtungen nur die Folge eines wechselseitigen Verständnisses und eines sich in der Regierung selbst erzeugenden Entschlusses sein können. Frankreich fäßt unter dem Namen Louis Philipps allmälig all die Ostentation zusammen, die ihm früher Napoleon repräsentiren mußte. Englands Partheienkampf ist so alt, wie das Haus

Hannover, das es beherrscht, und von Spanien's Kämpfen kann man wohl sagen: **peccatur intra et extra.** Also wie sollte die einzige deutsche Literatur, im Widerspruche mit der französischen und englischen Literatur, welcher nachzuahmen man sie ja grade beschuldigt, sich mit dem Brüten über politische Theorien die Lust des Daseins verkümmern und sich durch eine ganz unzweckmäßige Opposition gegen die öffentliche Ordnung um die Möglichkeit bringen wollen, im Tempel der Literatur ihr friedliches Freimaurerwerk zu treiben und sich durch poetische Erfindungen, mögen sie auch noch so schwankend und fehlerhaft sein, mögen sie selbst Gemüther, die nach Trost und Beruhigung ringen, und Unklarheit verrathen, in Verbindung mit dem Publikum zu erhalten! Was die jüngere Literatur in rein ästhetischer Hinsicht bezweckt hat, übersieht Herr Steffens; für ihre Verbindung mit Göthe und Hegel, wenigstens bei Einigen, hat er kein Auge. Genug, er hat dies zugegeben, daß die gefährliche Tendenz ihr Politisiren aufgegeben hat, und sagt dies mit so vielem Rechte, daß mir selbst das Beginnen eines jungen Schriftstellers, des Dr. J. Jacoby, der sich von dem Jacobinismus plötzlich auf die Theorien des Herrn von Haller geworfen hat, darum so mißlich erscheint, weil auch hier wieder die politische Ansicht nicht die Folge einer wissenschaftlichen Ueberzeugung, sondern einer Gemüthsstimmung ist. Hat man für die Politik nur Gefühle, so ist man weder vor Irrthümern noch vor den Extremen sicher. Man thut weit besser, diesem Gebiete zu entsagen und sich mit einer Unkenntniß, die auch Herr Jacoby im höchsten Grade besitzt, zu bescheiden. (Schluß folgt.)

Ein Ausflug in die Normandie.

(Fortsetzung.)

Ein tiefer Sumpf umgiebt das Ganze, indem man auf der hinteren Seite des Schlosses durch einen schön gewölbten Thorbogen in dasselbe gelangt. Obgleich die Verhältnisse des Gebäudes einen imposanten Eindruck machen, so bleibt doch die Lage jedenfalls ungünstig, da es an dem einen Ende des Dorfes La Maillerie einen Winkel einnimmt, statt daß es vortheilhafter an einer Stelle in dem großen und schönen Garten

Beurmann's

Telegraph.

(Neuste Folge.)

№ 45. September. 1837.

Professor Steffens und die Revolution.

(Schluß.)

Es wundert mich, daß Herr Steffens, der doch ein so frommer Lutheraner (kein Evangelischer) geworden ist, nicht das Christenthum erwähnt, um welches sich die bezeichnete Literatur bisher nur das Verdienst erworben haben soll, daß man es gegen sie vertheidigen mußte, ja bei einigen sogar offenbar mit Gewalt in Schutz nehmen. Warum denn bei Herrn Steffens der Jammer um Tieck und die nicht anerkannten frühern Heroen; warum kein ernstes, heiliges Wort über das Christenthum! Herr Steffens hat überhaupt nicht gewußt, wie er das Christenthum mit der Revolution in Verbindung bringen sollte, was mich deßhalb Wunder nimmt, da hier der Anklagen und Verketzerungen doch genug erzielt werden konnten. Der Grund ist vielleicht dieser: Herr Steffens weiß vom Christenthum nichts andres zu schätzen, als daß es die Menschen zum Separatismus treibe. Wenn sich ihm die Gelegenheit darbietet, von den beseeligenden Folgen des christlichen Glaubens zu sprechen, von der Heiligung und Versöhnung der Gemüther, von der trostreichen Hinweisung auf ein Jenseits, wo alle Widersprüche gelöst sein werden, so benutzt er diese niemals, sondern setzt sein ganzes Christenthum in die Formalität, in „die kleine stille Gemeinde," setzt es lediglich nur in die Absonderung, in jenen Protestantismus, der in der That nie zufrieden ist, sondern immer protestirt, immer etwas Apartes für sich sein will. Herr Steffens verrätht damit einen seltsamen Zug seines literarischen Charakters. Er ist zum Stabilen nicht geboren. Er erschrickt vor jeder Zumuthung, die man ihm macht. Er will immer den Rücken frei haben und etwas Andres sein, als wofür man das Recht hat, nach frühern Aeußernngen ihn zu halten. Sind solche Charaktere geeignet, so schwere und bedeutungsvolle Anschuldigungen auszusprechen, wie sie in dem Buche vorliegen?

Daß derjenige, welcher selbst auf keinen festen Füßen steht, keinen Beruf hat, Andern ihr Wanken vorzuwerfen, drückt er genugsam in seinem Stillschweigen über das Christenthum aus. Wahrlich, wenn man mir und den Uebrigen vorwirft, wir tasteten das Allerheiligste an; dann möcht' ich doch fragen, worin nun wohl die Religiosität eines Steffens besteht? Er hat sich bekanntlich eine Theorie von der Persönlichkeit ausgebildet, auf die er die christlichen Dogmen, d. h. nicht alle, sondern die ihm grade gefallen, anzwingt. Er hat sich zum Partisanen der Schlesischen Sektirer gemacht, weil seiner Poetasterei dies Conventikelwesen, seiner angebornen revolutionären Unstätigkeit diese oppositive Stellung, mit der zufällig diesmal keine Gefahr verbunden ist, zusagt. Da läßt sich durch Aeußerliches, rein Formelles bald der Geruch der Heiligkeit ausdünsten! Wer weiß, ob Herr Steffens über die Frage antworten kann, die wenigstens mich aus tiefstem Herzensbedürfniß beschäftigt: Wie ist es möglich, die Religion des Heilands mit seiner Geschichte, unsern Verstand, unsre Wissenschaft mit seinem eine Welt erlösenden Leiden und Sterben, mit dem dogmatischen Inhalt dieses Glaubens zu verbinden? Wie geben wir dem Christenthume noch jenen neuen Glanz, daß es sich auch auf dem Standpunkte unsrer heutigen Bildung und Bedürfnisse nicht nur immer noch als jene ewige Wahrheit, die allen Zweifeln Muth, allen Schmerzen Linderung bietet, sondern auch als Inhalt und lebendige Anregung aller spekulativen Forschung bewährt? Wie gleich' ich meine christliche Erziehung, meine rührende Empfindung, wenn ich in der Sonntagsfrühe eine Kirche innerlich durch Gesang lebendig werden sehe, mit den dem Christenthume so abgewandten Traditionen der Bücherwelt und der Geschichte des vorigen Jahrhunderts aus? Endlich mit einem Worte: Wie kömmt es, daß ich den Ruf eines antichristischen Autors habe, ihn auch in dem Sinne, daß ich gegen das theologische Parteienwesen mit naturalistischer Rücksichtslosigkeit schrieb, verdiene, und doch gegen Jedermann das Christenthum zu vertheidigen mich gedrungen fühle, wo ich den Beruf, über eine so tiefsinnig ausgebildete Lehre abzuurtheilen, nicht voraussetzen kann? Ich kenne einen Juden, der den Muth hat, seinen bloß von Emanzipationsgedanken und deistischen Abstraktionen beseelten Glaubensgenossen gegenüber Christus und sogar die Dreieinigkeit zu vertheidigen, ohne daß er wagt, sich taufen zu lassen.

Er ist durch Hegel zu dieser wunderlichen Stellung gekommen, und ich frage Herrn Steffens, ob er im Stande ist, diese interessante Erscheinung unsrer Zeit zu erklären? Nein, er ist es nicht. Denn wär' er es, so würd' er in seiner Revolution nicht das plumpste und schändlichste Demagogenthum geschildert haben, sondern diese tiefbegründeten Uebergänge aus der negativen Richtung des Zeitgeistes in die positiven, diesen geheimnißvollen Zusammenhang, den ich nur als merkwürdiges Symptom, nicht als ein dauerndes Resultat anführen will; denn Abgeschlossenes soll damit nicht bezeichnet sein, sondern nur ein Merkmal, ein Zeichen, das sich zum Guten nur und zum Preise aller der Empfindungen, welche durch heftiges Regieren früher verletzt sein konnten, erfüllen wird.

Herr Steffens erwähnt die Religion nicht, wohl aber die Sitte. Er stellt ein confuses System von St. Simonismus auf, um dem „jungen Deutschland“ einen fettigen Spiegel vorzuhalten. Das Unsinnigste, was über Emanzipation u. dgl. vom Vater Enfantin nur debütirt ist, wird den vermeintlichen Jüngern desselben zugerechnet. Ich will hier an Göthe erinnern. Falck erzählt von ihm, daß er einen Sack im Zimmer hatte, in welchen er alles hineinwarf, was ihm an satanischen Gedanken je zuweilen in die Queere kam. Diesen Sack wollte er nicht früher öffnen, bis er an den zweiten Theil des Faust ging. Die darin aufgehäuften Materialien sollten ihm zur Charakteristik des Mephistopheles dienen. Jeder geistig starke Denker hat einen solchen satanischen Sack, in welchen er tolle Ideen, die ihm wohl zuweilen aufstoßen, hineinwirft. Nun hab' ich bisher immer gefunden, daß alle die, welche gegen die sogenannte junge Literatur etwas Handgreifliches sagen wollten, nichts thaten, als ihren Satansbeutel umkehrten und dessen Inhalt frischweg über uns ausschütteten. Dadurch mußte man selbst für jeden dummen Einfall der Herren verantwortlich werden; wir mußten das gedacht haben, was Jene zu denken sich schämten. So weiß auch Herr Steffens viel von der Emanzipation des Fleisches zu erzählen und kümmert sich wenig darum, daß die vermeintlichen Apostel derselben sich längst die schändlichen Ideen, die derselben zu Grunde liegen sollen, verbeten haben. Ueber den Unsinn der Frauenemanzipation verweis' ich

z. B. auf meinen Versuch **Zur Philosophie der Geschichte** S. 148.

Ich will nicht in Abrede stellen, daß Mundt, Laube und ich mehr, als sie, Schuld tragen, wenn man uns eine Zeitlang daran erinnerte, wir vergäßen die Schranken des Herkommens, die „ungeschmiedeten Fesseln" der Sitte, wie Euripides sagt. Ich namentlich kann mich darüber am wenigsten beklagen, weil man mir meine Vorrede zu den Schleiermacher'schen Briefen und eine Romanenscene vorwerfen kann. Von der letzteren hab' ich längst gesagt, daß es mir nun schon gleichgültig geworden ist, ob man sie für poetisch oder für abgeschmackt hält; von der ersteren bedenke man, daß sie aus dem Uebermuthe geflossen ist, ein Buch, welches der Vergangenheit entrissen werden sollte, wieder mitten in die ganz veränderte Debatte unsrer Tage zu werfen. Ich wollte gleichsam sagen: Was tobt ihr über die Haltlosigkeit, Unzuverlässigkeit und das unreelle Idealisiren unserer Tage? Hier blickt auf die Zeiten zurück, wo ein Beamter am Bundestage, Herr von Schlegel, die Lucinde und ein Mann wie Schleiermacher einen Commentar darüber schrieb! Meine übrigens **rechtlich** vermittelte Herausgabe des letzteren war Schadenfreude; ich gestehe es. Aus dieser Schadenfreude ist aber auch alles herzuleiten, was sonst an dem Buche ein Aergerniß war. Ich wollte ärgern, habe dafür genug gelitten, leide noch; aber durch nichts heftiger, als wenn nun den wilden Hypothesen jener Vorrede ein Glauben untergeschoben wird, den ich niemals daran gehabt habe, oder gar, wie bei Herrn Steffens, ein solches System, für das sich auch die übrigen Betheiligten ergebenst bedanken werden.

Um endlich zum Schluße und zu einem Resultate zu kommen, so mag es in Folgendem ausgesprochen sein:

Die Revolution des Herrn Steffens ist ein Zerrbild, das weder ästhetische noch historische Wahrheit hat. Die Revolution ist da, sie ist als ein Verbrechen da; aber sie konnte tiefer, erschöpfender und **warnender** entwickelt werden. Für diejenigen, welche nicht an der Revolution des Herrn Steffens betheiligt sind, ist sie kein Trauerspiel, sondern eine belustigende Komödie, für die, welche sie angehen soll, ist sie eine Verläumdung und ein schlechter Streich. Ich will Herrn Steffens mein aufrichtiges Geständniß machen: Wir waren für politische Träume eingenommen; wir sahen aber ein, daß mit Schmetter-

lingsflügeln, ja selbst mit Adlerfittigen die Maschine des Bestehenden nicht fortzubringen ist. Wir gaben diese Grillen um so mehr auf, als der bloß rationelle Liberalismus weder unsrer Phantasie, noch unsrer spekulativen Bildung zusagt. Wir beschränken uns auf die ausschließlich literarischen Interessen. Wir opponiren gegen solche planlose und höchst wahrscheinlich interessirte Verketzerer des Zeitgeistes, wie die HH. Tieck und Steffens sind. Wir sind aber über die Nichtigkeit dieser Prätensionen schon so im Reinen, daß wir überall der Kritik entsagen und nach Produktionen bei uns und Andern trachten. Wir erwarten sehnlichst von den Regierungen, daß sie unsre Bücher wieder nur einer Censur unterwerfen, die wie früher an allen Orten gehandhabt werde, wo der Verleger wohnt oder sie gedruckt werden. Wir wünschten, die Theater stünden den jungen Kräften frei, um sich auf ihnen in objektiven Gebilden zu üben. Wir wünschten, die Einigung zu Zeitschriften, die Herr Steffens, als Herausgeber eines zwanglosen Journals, ja auch für wichtig hält, würde eher befördert als gehindert. Ja, und wenn wir nichts weiter wollen, als Freiheit für uns, nicht einmal Gunst, nicht einmal Fürsten, die wie Karl August von Weimar denken; so bleibt nur noch Eines übrig, was allerdings noch hindern könnte, uns so für desinfizirt anzusehen, wie es Theodor Hell, Kriegsrath Müchler, Hofrath Raupach sind. Dies ist allerdings eine gewisse doktrinäre Richtung, die aus der Poesie gern in die Geschichte, aus dieser in die Religion, aus der Religion in die Philosophie springt; aber dies ist gerade jenes Gebrechen, an welchem Herr Steffens einzig und allein die Schuld trägt. Ihm verdanken wir es, daß wir über Mineralogie sprechen und in die Mystik gerathen, daß wir die Flötzgebirge ersteigen und auf jedem Ruhepunkt uns von Politik, von Nixenmärchen und Allem durcheinander unterhalten. Ihm verdanken wir die Unbehaglichkeit an dem Positiven, die Entfremdung gegen die Staatsräson, ihm diese Trennung unsrer Ideen von dem in der Wirklichkeit gegebenen Stoffe. Er brachte die Polemik gegen das Zeitalter als solches auf, er schrieb, ich sage nicht, gegen die Censur; nein! gegen die stehenden Heere, gegen die administrative Verwaltungsform der Zeit, gegen die Grundlagen, auf welche der moderne Staat gebaut ist. Er hat uns gelehrt, über die Gegenwart zu grübeln, nicht mehr ideell in ihr zu leben und von dem Faktischen zu abstrahiren. Er hat

dies praktische Ungeschick der neuern Literatur am meisten verschuldet. Er hat uns gelehrt, über die Religion zu sprechen, ohne Theolog zu sein, über das Recht, ohne Advokat, über die Politik, ohne Staatsmann, über den Krieg, ohne General, über die Medizin zu sprechen, ohne Arzt zu sein. Wenn es einen Encyklopädismus gibt, der sich für Alles vorgebildet genug hält, um in Allem mitzumachen; so gab Herr Steffens dafür den Ton an, und das Gewissen ist es, das ihn bestimmt, die zu verdammen, die, wenn sie verdorben sind, es durch ihn wurden. Wenn wir uns von etwas zu befreien haben, so ist es von ihm. Wenn wir etwas auf die Haut werfen müssen, so ist es seine Ansteckung.

Ich schrieb diesen Artikel zur Aufklärung und zur Selbstvertheidigung. Ich wünsche, daß ihn die namentlich prüfen mögen, welche die Macht haben, einem Verdachte, den sie aus den Insinuationen des Herrn Steffens schöpften, auch weitere Genugthuung zu geben. Möchte, wenn ich auch Vorurtheile nicht gänzlich sollte versöhnt haben, doch mein heiliger Ernst nicht verkannt werden.

K. G.

Ein Ausflug in die Normandie.

(Fortsetzung.)

Da ich fest entschlossen war, den folgenden Tag meine Reise wenigstens bis Tancarville fortzusetzen, machte ich in möglichster Geschwindigkeit meine Toilette und eilte in den Garten, als mir auf den Stufen, welche hinabführten, mein Wirth begegnete, der schon mit der Morgenfrühe aufgestanden. Nachdem er mit der ihm eigenen Herzlichkeit und Artigkeit gegrüßt, lud er mich ein, sein Quartier zu besuchen, wie er sein Lieblingszimmer zu nennen beliebte. Wir traten nun in ein kleines Zimmer, dessen Einrichtung und Ausschmückung mich auf den ersten Blick von der Richtigkeit meiner früheren Vermuthung über den Beruf des Bewohners überzeugten. An der einen Wand des Zimmers erblickte man nichts als geräumige und reich mit Büchern besetzte Fächer; ich begegnete darunter manchen Werken militärischer Natur, nebst vielen andern so wohl in englischer, als in fremden Sprachen, deren Gegenstand interessante, wissenschaftliche Gegenstände bildeten. Beträchtlich waren die Militärlisten mancher früheren Jahre; auf dem Tische mehrere neuere Zahlenverzeichnisse aus dem: „United Service Journal.“ Ueber

4.

1te Vorlesung, d 3te Februar 25.

Wenn wir fragen was ist das bezeichnende für unsere Zeit von der Seite der Wissenschaft her, so ist die Antwort: die Naturwissenschaft. Kein Unterschied zwischen der alten und ältern Zeit und unserer ist so groß als der in dieser Beziehung. Was wir Naturwissenschaft nennen, ~~Kannten~~ kannten die Alten nicht, sie ist durchaus modern.

Wenn nun aber schon, wie nicht zu läugnen, auf jeder niedern Stufe dieses dennoch auf das Mannigfachste und Entschiedenste auf das Leben in allen seinen Richtungen influirt; auf jeder Stufe, auch da wo die Erscheinungen der Natur, nur mehr als Facta bloß betrachtet, auf alle Ansichten, wissenschaftliche, und religiöse sogar; den entschiedensten Einfluß äußerten, wie vielmehr bei solcher Ausbildung wie sie heute erlangt hat. Auch sind wir, wie weit auch immer von den Lehren der eigentlichen Schule entfernt, wie sehr auch damit unbekannt, dennoch, sogar bis in das Innerste unseres bewußtlosesten Lebens davon influirt.

Wie dies nothwendig der Fall sein muß, ergiebt sich am deutlichsten, wenn wir uns fragen was ist die Natur? wie stehen wir zu ihr? was sind wir ihr gegenüber? was mit ihr? was ohne sie?

Wenn da jeder Blick nach Außen und nach Innen klar zeigt, wie wir, mit allen Fasern unseres geistigen und leiblichen Daseins an sie gekettet sind, zumal wenn wir, wie es nach einer ganz nahe liegenden Ansicht geboten wird, die Geschichte auch als ein Stück Natur betrachten, also den Einfluß ~~der~~ den Vor- und Mitwelt, ~~der~~ den Staat und Erziehung auf uns üben, und zu dem zu machen was wir geworden, was wir sind, was wir werden sollen und können, wenn wir diesen noch dazu rechnen- und setzen dieses Alles außer uns, als ein uns Fremdes, uns gegenüber-

stehendes

stehende — auch nur, wollend oder nicht einwirkenden Gewalt, so müssten wir gestehen daß dieser eigenschaftlosen Macht gegenüber wir als Nichts in unserer Ohnmacht ~~erscheinen~~ verschwinden, wenn wir das, was so, uns gegenüber, uns offenbar bis auf das Letzte ~~vernichtet~~ zernichtet, nicht auf irgend eine Weise als unser Eigenes, die Gewalt der Natur als ~~unsere~~ ihren Geist als unsern, ihren Willen, ihre Sittlichkeit als die unsern zu gewinnen im Stande sind.

Hier nun, in einer Betrachtung, die Abhängigkeit des Menschen-Geschlechts – der Geschichte, von der Natur weiter ausgeführt. Wir sollen dem Feind ins Auge schauen, uns nicht scheuen das Härteste auszusprechen, und gestehen, daß wenn der Mensch in seiner tiefsten Erniedrigung, in den unverschlossensten Ketten nicht aus der Gewalt der Natur zu retten — die mächtigste Natur — aller ihrer Schönheit — ihre Herrschaft nicht als uns unterworfen zu gewinnen ist — wir verloren sind, ihr Preis gegeben, die höchste Bildung ist ihr Sklave, wie die erste Rohheit. Es giebt keine Freiheit; was ist das wenig mehr oder minder, am Ende gar nur eine Täuschung; und doch ist die Freiheit nur ganz oder gar nicht, man kann nicht ein Stückchen Sklave und ein Stückchen frei sein, sich auf eine erträgliche Weise abfinden. Mit der Freiheit aber sinkt zugleich alle Religion, und wir stehen furchtbar verlassen ein ohnmächtiges Wurm diesem übermächtigen Riesen gegenüber, von dem wir uns höchstens mit Resignation in unsern Ketten zertreten lassen, aber dem wir uns niemals vertrauend in die Arme werfen können mit dem Gefühle wie seine es selbst, der Gott dort, auch der in uns — ein Gott, ein Erlöser.

Dieser

Dieser Kampf gegen die Natur wie er hier angedeutet, muß natürlich immer mächtiger, immer Gefahr drohender werden je übermächtiger uns die Gewalt der Natur durch eine ausgebildete Naturwissenschaft entgegentritt, je mehr das, was früher mehr nur ahnend im Hintergrunde des Bewußtseins lag durch entdeckte Fakta und Gesetze an das Tageslicht der Geschichte tritt, dem Verstande zu betrachten zu verarbeiten gegeben wird. Der Materialismus, der Pantheismus, sind die neuen Gefahren der Naturansichten; der ausgebildeten äußern Naturwissenschaft. Wie groß die Gefahr also für unsere Zeit deren unermeßlicher Reichthum in dieser Beziehung unser Staunen, unsere gerechte Bewunderung fordert. Sehen wir uns um und fragen nach einer Lebensrichtung die nicht durch die ungeheuren Entdeckungen der neuen Naturwissenschaft angegeben; nach einer Wissenschaft die nicht durch sie bereichert, anders gestaltet, welchen Einfluß sie auf Staat und Geschichten, und also auch uns alle ~~übt~~ geübt!

Sehen und gestehen wir das Alles, und gestehen wieder, daß wenn es *mit* der Natur keine Rettung giebt; *gegen* sie, in der falsch verstandenen Freiheit die sich von ihr los sagen will, giebt es keine. Diese Rettung nun zu versuchen, die Wege zu zeigen auf denen sie zu finden die Erlösung wieder zu finden auch da, das ist die Aufgabe der Naturwissenschaft, wie wir sie uns gestellt haben, wie wir sie hier zu entwickeln uns bemühen werden. Weil sie das Leben wieder giebt, was jede andere schonungslos zu vernichten drohte so nennen wir sie eine belebende.

Ist es dazu nun aber nöthig uns an den unermeßlichen

Reichthum

Künstlern ~~das~~ 36 von der Schule an uns her versammelten Materi-
als zu verlieren? müssten wir alles kennen lernen um es zu ver-
arbeiten? Wie verhalten wir uns zur Schule? — Wie der Künst-
ler zum Gesetz — der Künstler muss es kennen, üben, darf es un-
gestraft nicht vernachlässigen nicht gering achten — er ist das Gesetz
Aber dargestellt, soll es sich nicht zeigen, wenigstens nur als das Skelett,
als das nach einem genaueren Knochengebäude der höhern Organisation, oh-
ne das, das höhere Leben der Schönheit was uns in den beweglichen Spie-
le der Muskeln, in der Klarheit der Umrisse entgegentritt, nicht da
sein könnte — aber es ist dieses Leben nicht selber. Wie der Künstler sei-
ne Gestalt so wird es möglich sein, die lebendige Natur, ihnen vor Au-
gen zu stellen, ihren höhern Geist ihre Bedeutung einer lebendigen
Entwickelung, ohne Zergliederung und Verwesung. Den Anfang nun,
zu der Möglichkeit einer Stellung wie sie angedeutet, ist in dem Natur-
gefühle, in der Art und Weise gegeben, wie wir uns zur Natur fühlen,
wenn wir die ganze Reflexion über sie, alle äussere Kenntniss von
ihr ablegen, und uns ihr hingeben, wie sie uns etwa an einem
schönen Frühlingsmorgen freundlich in ihre Arme aufnimmt.
Wer fühlt da nicht, wenn die ganze Natur um ihn her, in sein Herz
dringt — das höchste unaussprechliche Entzücken, denn sind, das schwellende
~~Blau~~ Grün, die schattigen Bäume, das heitere blau, die leuchtende Sonne,
nicht Bilder seines Innern, die nur darum ihn so gewaltig ergreifen
weil sie sein bewusstloses inneres Leben zum Bewusstsein bringen;

Was sind

Zweite Vorlesung d. 8ten Februar 25.

Einer lebendigen Naturansicht d. h. einer solchen die alles beleben will, das Geistige in Allem zeigen, und darthun daß der Geist eben das Durchdringende alles daseins sei, tritt zuerst die Masse als das am meisten zu überwindende entgegen. Man zeigt aus ihrer Unermeß-lichkeit, wie das höchste Gebirge zu der ganzen Erde sich verhalte wie ein Sandkorn zu einer Kugel von einem Fuß durchmesser; gegen die Oberfläche betrachtet eine kaum zu bemerkende Unebenheit bilde. Die Atmosphäre bis zu der Höhe wo die Luft so verdünnt ist als in dem Cylinder der Luftpumpe es nur möglich, bilde um die ganze Erde ei-nen dünnen Ueberzug wie ein Hauch und nun sei das ganze Leben doch nur zusammengedrängt in den niedern Schichten dieses Hauches — und eines von den Millionen Leben die da ihr Wesen treiben, sind wir — fühlst du dich schon wie du verschwindest so erhebe den Blick erst nach oben, sieh da die Planeten, die Fixsterne, die Milchstraße — so viele Welten, daß die Erde in dieser Unermeßlichkeit verschwindet, wie frü-her der Mensch gegen die Erde. Allerdings zwingt uns solche Betrachtung unser Erstaunen, unsere Verwunderung ab. Aber soll sie uns ver-nichten? Keineswegs — erheben vielmehr — wenn wir den Blick von da ab nach innen wenden und da eine eben solche Unendlichkeit, eben solche Unermeßlichkeit gewahr werden als vorher draußen. Die Unergründlichkeit der Tiefe des menschlichen Gemüthes erfüllt

uns

uns mit noch größeren Staunen — in so kleinem Raum eine eben
so große Welt, und eine weit tiefere; denn liegt nicht hinter die-
sem zum Bewußtsein kommenden, noch der höhern geistigen Hinter-
grund; auf dessen Bewußtlosigkeit ruhend, das Bewußtsein erst
anfangen kann sich zu regen — das tiefer liegt als jede, auch die
tiefsten Betrachtung; weil, so oft man es selber zum Gegenstande
der Betrachtung machen will, es sich unaufhaltsam um eine Schicht
tiefer hinuntersinkt, um da nur wieder den Grund der Betrach-
tung zu bilden.

Wir verschwinden also nicht dieser Masse gegenüber, sie ist
im Gegentheile eher gemacht uns zu erheben wir fühlen daß wir
sie in unser Inneres aufnehmen können, und das Aufnehmende
muß doch größer sein als das Aufgenommene, ja wir werden
bald gewahr, daß jene Masse erst durch uns etwas wird; daß
wir ihr Geist sind, daß sie sich als solchen weiß und geschaut ihr gan-
zes Streben kein anderes ist als aus sich heraus sich einen Leib
in unserem Leibe für die Wohnung solchen Geistes zu bilden und
zu erbauen; in den Abgrund des menschlichen Gemüthes ihre eigene
Tiefe zu reflektiren; sich da erst zu erkennen und wieder zu
erkennen.

Einst in meinen früheren Jahren, wanderte ich spät hinaus
vor die Stadt in der ich wohnte auf eine Höhe zu deren Füßen
sie lag. Da betrachtete ich die Sterne, verlor mich in der Unend-
lichkeit

lichkeit der Räume, der Meister war davon aufs tiefste ergriffen.
Da lenkte sich der Blick plötzlich hinunter, ich sah die Stadt mit ihren
Lichtern zu meinen Füßen, in der Ferne, an einem Ende, ein ein-
sames stilles Licht. Da ergriff es mich und ich dachte, wie leicht, daß
sich um diesen unendlich kleinen Punkt in stiller Verborgenheit ein
tiefes menschliches Gemüth umher bewegt — das in seinem Innern
allen Schmerz und alle Freude dieser Welt fühlt und trägt, an das
sich nothwendig wie es ist alle Fäden der ganzen Gegenwart wie
der ganzen Vergangenheit anknüpfen, das für alle Zukunft eine
nothwendige Bedingung ihres geistigen Daseins ist — in welchem
das Alles wie aufdämmernd zum Bewußtsein kommt. Da dachte
ich, was bedarf es des Blicks der in die Unendlichkeit hinaus geht, um
die Unendlichkeit zu fühlen, hier in diesem unendlich kleinen Punk-
te liegt sie, da liegt die Geschichte wie die Natur zusammengedrängt auf
einen Punkt. Von diesem Punkte aus, aus diesem geistigen Mittelpunkte
alles Daseins, das alle seine Strahlen in sich versammelt, auf den alles
deutet — von wo alles erhellt und gedeutet wird, von da aus, muß
Alles klar werden. In der Tiefe des menschlichen Gemüthes da liegt das
verschlossene Räthsel mit seiner Lösung — sein Geist ist der Geist
der Schöpfung — sein Leib ihr Leib — Wie sich von der Betrachtung jedes
einzelnen Gemüthes aus die ganze Geschichte nach rückwärts muß
aufschließen lassen, so die Natur — Wo Alles hingeht von da muß

auch

auch Alles ausgehe – wird nur der Mensch lebendig muß es nur auch
die Natur werden – derselbe Typus der Bildung muß durch die ganze
Schöpfung gehen, wie der Mensch seine Entwicklung, seine Entwicklungs Pe-
rioden hat, so muß sie die Geschichte haben, so die Natur. Alles ist,
wie das menschliche Bewußtseyn zuerst hinuntergetaucht, in die unergründ-
lichen Tiefen der Bewußtlosigkeit des verschlossenen, sichern, strengen Daseyn
der Masse. Mit dem erwachenden Bewußtseyn entsteht, mit der Sonderung
der Streit – aus dem Streite entwickelt sich die Klarheit – zuletzt mit der höchsten
Klarheit die entschiedenste Sonderung. Mensch: Geschichte, und Natur,
müssen einen analogen Entwicklungsgeschichte, einen gemeinschaftlichen
Typus der Bildung haben. Dies nachzuweisen habe ich geforscht und ge-
sucht – ihn darzustellen ein Haupt Thema dieser Stunden.

Zuerst aber lassen Sie mich ihn in einigen allgemeinen Betrachtun-
gen nachweisen. Alles Daseyn, sagte ich, beginnt in dunkeler Verborgen-
heit, das geistige wie das leibliche. Das Talent finden wir zuerst in die Tiefe
des schlummernden Bewußtseyns versenkt, man darf sagen es wäre nicht
noch ehe wir es entdecken, ehe es sich selber findet, denn wie würde es
wenn es nicht wäre. Eben so verbirgt sich jede leibliche Geburt in den dun-
keln Schooß der Mutter und eben so sehen wir die Anfänge alles Leben-
digen in die verschlossenen Dunkelheit der Masse zurück. Die aller ältesten
Gebirge, scheinen allem Leben fremd bilden eine ungestörte einförmige
Masse.

Wie das keimende Talent noch überall an der Umgebung hängt
ganz und gar nur von der Geschichte getragen lebt, das Eigenthümliche

nur

sich in dem mütterlichen Schooße die einzelnen Organe, angedeutet liegt
Alles da, aber das Ganze ist blos an die Mutter gekettet, lebt nur mit ihr
und durch sie; so viel nähert es sich der Sonderung als die einzelnen
Organe ihrer Ausbildung entgegen schreiten. So zeigen sich in den, sich
ihrem Alter nach an die Urgebirge anschließenden Gebirge die Spu-
ren des erwachenden Lebens, die ersten Spuren der Versteinerungen
aber die niedern Gattungen, und diese in Formen die von den heutigen
abweichen. Die Geburt kann sich noch nicht lösen von der Masse, sie
verschlingt sie immer wieder, zum Beweise, daß das Leben noch nicht
selbstständig bestehen kann.

Wie das Talent sich aber zuletzt mit seiner, und durch seine
Erziehung und Umgebung durcharbeitet, die Gedanken sich sondern und
zur Klarheit kommen, es zuletzt in entschieden gesonderter Individuali-
tät sich von der Welt sondert, nachdem es sie ganz in sich aufgenommen,
so löst sich zuletzt die leibliche Geburt nachdem alle Organe vollkommen
ausgebildet, es tritt als ein eigenes persönliches Leben an das Licht;
und so treten in den jüngern Gebirgen immer vollkommnere Bildungen
zuletzt sogar Säugthiere aber noch immer in Gestalten die von den heu-
tigen abweichen hervor, bis zuletzt auf der Oberfläche der jüngern
Erdschichten, auf der Dammerde zuletzt, als dem jüngsten Mutterge-
bilde das heutige lebendige Naturleben in aller seiner Mannigfal-
tigkeit und Bestimmtheit hervortritt.

Ein eben solcher gleichlaufender Entwickelungsgang läßt sich
in einer andern Reihe nachweisen. — Die Organisation — der

geistigen

geistige Mensch, die Geschichte — Die Anfänge aller organischen Bildung, ihre niedrigsten Stufen sind in den Meeresschooß versenkt, in dieser Dunkelheit verborgen, von dem Flüssigen umgeben — die eigene Unbestimmtheit zeigt nur einzelne Organe das ganze Thier ist nur die Substanz der thierischen Organisation — alles zerfließt in Gallert, keine Gliederung, keine Bestimmtheit, keine Sonderung. So das geistige Leben in dem schlummernden Bewußtsein die Zeit der Urgebirge, der ersten Entwicklungen in den nächst folgenden Gebirgen. In der Geschichte angeschaut durch den Zustand der Kunst — die Zeit der Massenbildung cyklopische Mauern — Pyramiden — die Anfänge der Kunst die aus der Masse in kaum erkennbaren Zügen heraustreten. Hieroglyphen —

Jetzt erwachen die Gedanken in der bildenden Natur, jede Thierart stellt eine Idee, einen Gedanken, eine Richtung des großen Gemüthes der Natur dar. In dem erwachenden Geiste des Menschen sondern sich Gedanken und Gefühle, alles ist da — aber die Lösung fehlt noch, die Einheit, die Klarheit ist noch nicht.

In der Geschichte wird eben so alles bestimmter alle Formen zeigen sich — die Kunst gewinnt Gestalt und Umriß; es zeigen sich versteinerte Säugthiere in den Gebirgen.

Zuletzt findet die Natur ihre zerstreuten Glieder und Gedanken in dem Menschen zusammen, sie hat das Wort gefunden wonach sie rang, die höchste Organisation auf die alle andern hindeuteten alle Thiere nur ein Thier, der Mensch. Die alle Stufen in sich schließt — die

Natur

Natur ist erlöst in dem Menschen.

In dem Menschen, dem Talente, hat der Kampf aufgehört, der Streit der Gedanken, ihre einzelnen Bildungen haben in irgend einer bestimmten Richtung ihren Mittelpunkt, ihre gemeinschaftliche Beziehung, ihre Klarheit gefunden. In der Geschichte tritt die höchste Vollendung in der Form hervor, in den Staaten des Alterthums, in ihrer Kunst, höchste Ausbildung. Dies weiter und in noch höherer Beziehung auszuführen bleibt spätern Vorträgen überlassen.

Nach diesen allgemeinen Deutungen, die uns vorzüglich zeigen sollen, daß große Forschung da ist von einem erhellten Punkte aus, Alles in Klarheit zu setzen, weil in ihm Entwickelung und Gang aller andern Richtungen ruht – und daß dieser Punkt der Mensch ist, der Mikrokosmus, wollen wir es nun versuchen, das Angedeutete im Einzelnen nachzuweisen, die Thatsachen hervorheben und sie zu deuten suchen, als Glieder einer Organisation, als Äußerungen ein und desselben Lebens. Deuten sage ich nicht erklären. In dem gewöhnlichen Sinne wo es nichts heißt als äußerlich eines neben das andere hinstellen und zeigen wo die Dinge an einander grenzen, oder zu grenzen scheinen – mögen wir nicht erklären – in einem höhern Sinne können wir es nicht. Wer will die Tiefen des menschlichen Gemüthes erklären – aber deuten läßt sich doch Manches.

Zweite Vorlesung d. 8ten Februar 25.

Einer lebendigen Naturansicht d. h. einer solchen die alles bele-
ben will, das Geistige in Allem zeigen, und darthun daß der Geist
eben das Fundament alles daseins sei tritt zuerst die Masse als das
am meisten zu überwindende entgegen. Man zeigt uns ihre Uner-
meßlichkeit, wie das höchste Gebirge zu der ganzen Erde sich verhal-
te wie ein Sandkorn zu einer Kugel von einem Fuß durchmesser;
gegen die Oberfläche betrachtet nur kaum zu bemerkende Uneben-
heit bilde. Die Atmosphäre bis zu der Höhe wo die Luft so ver-
dünnt ist als in dem Cylinder der Luftpumpe es nur möglich,
bilde um die ganze Erde einen dünnen Ueberzug, wie ein Hauch
und nun sei das ganze Leben doch nur zusammengedrängt in
den untern Schichten dieses Hauches – und nun von den Mil-
lionen und Millionen Leben die da ihr Wesen treiben, sind
wie – flüchtig ist das schon wie das verschwindet so erheben den Blick
erst nach oben, sieh da die Planeten, die Fixsterne, die Milchstraße
so vielen Welten, daß die Erde in dieser Unermeßlichkeit verschwin-
det, wie früher der Mensch gegen die Erde. Allerdings zwingt uns
solche Betrachtung unser Erstaunen, unsere Verwunderung ab.
Aber soll sie uns vernichten? Keineswegs – erheben wird uns
wenn wir den Blick von da ab nach innen wenden und da einer eben
solchen Unendlichkeit, eben solchen Unermeßlichkeit gewahr werden

als

als vorher draußen. Die Unergründlichkeit der Tiefe des menschlichen Gemüthes erfüllt uns mit noch größerem Staunen – in so kleinem Raum eine eben so große Welt, und eine weit tiefere; denn sieht nicht hinter diesem zum Bewußtsein kommenden, noch der höhere geistige Hintergrund; auf dessen Bewußtlosigkeit ruhend, das Bewußtsein erst anfangen kann sich zu regen – das tiefer liegt als jede, auch die tiefste Betrachtung; weil, so oft man es selber zum Gegenstande der Betrachtung machen will, es sich unaufhaltsam um einen Schritt tiefer hinunterzuckt, um da nur wieder den Grund der Betrachtung zu bilden.

Wir verschwinden also nicht dieser Masse gegenüber sie ist im Gegentheile eher geeignet uns zu erheben wir fühlen daß wir sie in unser Inneres aufnehmen können, und das Aufnehmende muß doch größer sein als das Aufgenommene, ja wir werden bald gewahr, daß jene Masse erst durch uns etwas wird, daß wir ihr Geist sind, daß sie sich als solchen nach uns gesehnt. ihr ganzes Streben kein anderes ist als aus sich heraus sich einen Leib in unserem Leibe für die Wohnung solchen Geistes zu bilden und zu erbauen; in den Abgründen des menschlichen Gemüthes ihre eigene Tiefe zu reflektieren; sich da erst zu erkennen und wieder zu erkennen.

Einst in meinen früheren Jahren, wanderte ich spät hinaus vor die Stadt in der ich wohnte auf eine Höhe zu deren Füßen sie lag. Da betrachtete ich die Sterne, verlor mich in der Unendlichkeit der Räume, der Masse war davon auch das Tiefste ergriffen.

ergriffen. Da senkte sich der Blick plötzlich hinunter, ich sah die
Stadt mit ihren Lichtern zu meinen Füßen, in der Ferne, an meinem
Ende, ein einsames stilles Licht. Da ergriff es mich und ich dachte,
wie leicht, daß sich um diesen unendlich kleinen Punkt in stiller
Verborgenheit ein tiefes verschloßnes Gemüth umher bewegt –
das in seinem Innern allen Schmerz und alle Freude dieser
Welt fühlt und trägt, an das sich nothwendig wie es ist alle Fä-
den der ganzen Gegenwart wie der ganzen Vergangenheit anknüp-
fen, das für alle Zukunft eine nothwendige Bedingung ihres
geistigen Daseins ist – in welchem das Alles wie aufdämmernd
zum Bewußtsein kommt. Da dachte ich, was bedarf es des Blicks
der in die Unendlichkeit hinaus geht, um die Unendlichkeit zu
fühlen, hier in diesem unendlich kleinen Punkte liegt sie,
da liegt die Geschichte wie die Natur zusammengedrängt auf
einen Punkt. Von diesem Punkte aus, aus diesem geistigen Mittelpunk-
te alles Daseins, das alle seine Strahlen in sich versammelt, auf den alles
deutet – von wo alles erhellt und gedeutet wird, von da aus, muß Alles
klar werden. In der Tiefe des verschloßenen Gemüthes da liegt das ver-
schloßene Räthsel mit seiner Lösung – Sein Geist ist der Geist der
Schöpfung – sein Leib ihr Leib – Wie sich von der Betrachtung jedes ein-
zelnen Gemüthes aus die ganze Geschichte nach rückwärts muß auf-
schließen lassen, so die Natur – Wo Alles hingeht von da muß auch
Alles ausgehen – wie wir der Mensch lebendig muß es wie auch
die Natur werden – derselbe Typus der Bildung muß durch die ganze
Schöpfung

Schöpfung gehen, wie der Mensch seine Entwickelung, seine Entwickelungs
Perioden hat, so muss sie die Geschichte haben, so die Natur. Alles ist, wie das
menschliche Bewußtseyn zuerst hinuntergetaucht in die unergründliche
Tiefe der Bewußtlosigkeit das verschlossene, sichere, strenge Daseyn der
Masse. Mit dem erwachenden Bewußtseyn entsteht, mit der Sonderung
der Streit – aus dem Streite entwickelt sich die Klarheit – zuletzt mit
der höchsten Klarheit die entschiedenste Sonderung. Mensch: Geschichte, und
Natur, müssen eine analoge Entwickelungsgeschichte, einen gemeinschaft-
lichen Typus der Bildung haben. Dies nachzuweisen habe ich geforscht und
gesucht – ihn darzustellen ein Hauptthema dieser Stunden.

Zuerst aber lassen Sie mich ihn in einigen allgemeinen Betrach-
tungen nachweisen. Alles Daseyn, sagte ich, beginnt in dunkler Verbor-
genheit, das geistige wie das leibliche. Das Talent finden wir zuerst in die
Tiefe des schlummernden Bewußtseyns versenkt, wer darf sagen er wä-
re nicht noch ehe wir es entdecken, ehe es sich selber findet, denn wie
wären es wenn es nicht wäre. Eben so verbirgt sich jede leibliche Geburt
in dem dunkeln Schooss der Mutter und eben so sehen wir die Anfänge
alles Lebendigen in die verschlossene Dunkelheit der Masse zurück.
Die aller ältesten Gebirge scheinen allem Leben fremd bilden eine un-
gestörte einförmige Masse.

Wie das keimende Talent noch überall an der Umgebung hängt
ganz und gar nur von der Geschichte getragen lebt, das Eigenthümliche
nur für das beobachtende scharfe Auge anfängt sich unmerklich zu ent-
wickeln, von der Sonderung des Ganzen sieht noch keine Spur – so bilden
sich

nur für das beobachtende scharfe Auge anfängt, sich unmerklich zu ent-
wickeln, von der Sonderung des Ganzen ist noch keine Spur – so bilden sich
in dem mütterlichen Schooße die einzelnen Organe, angedeutet liegt Alles da,
aber das Ganze ist fest an die Mutter gekettet, lebt nur mit ihr und durch
sie; so viel nähert es sich der Sonderung als die einzelnen Organe ihrer Aus-
bildung entgegen schreiten. So zeigen sich, in den, sich ihrem Alter nach an
die Urgebirge anschließenden Gebirgen die Spuren des erwachenden Le-
bens, die ersten Spuren der Versteinerungen – aber die niedern Gestaltun-
gen, und diese in Formen die von den heutigen abweichen. Die Geburt
kann sich noch nicht lösen von der Masse, sie verschlingt sie immer wieder,
zum Beweise, daß das Leben noch nicht selbstständig bestehen kann.

Wie das Talent sich aber zuletzt mit seiner, und durch seine Erzie-
hung und Umgebung durcharbeitet, die Gedanken sich sondern und zur
Klarheit kommen, es zuletzt in entschieden gesonderter Individualität sich
von der Welt sondert, nachdem es sie ganz in sich aufgenommen, so löst
sich zuletzt die leibliche Geburt nachdem alle Organe vollkommen ausgebil-
det, es tritt als ein eigenes persönliches Leben an das Licht; und so treten
in den jüngern Gebirgen immer vollkommnere Bildungen zuletzt sogar Säug-
thiere aber noch immer in Gestalten die von heutigen abweichen hervor,
bis zuletzt auf der Oberfläche der jüngern Erdschichten, auf der Dammerde
zuletzt, als dem jüngsten Massengebilde das heutige lebendige Naturleben
in aller seiner Mannigfaltigkeit und Bestimmtheit hervortritt.

Ein eben solcher gleichlaufender Entwicklungsgang läßt sich
in einer andern Reihe nachweisen. — Die Organisation – der geistigen

Mensch,

Mensch, die Geschichte – Die Anfänge aller organischen Bildung, ihre niedrigsten Stufen sind in dem Meeresschooß versenkt, in dieser Dunkelheit verborgen, von dem Flüssigen umgeben – die eigene Unbestimmtheit zeigt nur einzelne Organe das ganze Thier ist nur die Substanz der thierischen Organisation – alles zerfließt in Gallert, keine Gliederung, keine Bestimmtheit, keine Sonderung. So das geistige Leben in dem schlummernden Bewußtsein die Zeit der Urgebirge, der ersten Entwickelungen in den nächst folgenden Gebirgen. In der Geschichte repräsentirt durch den Zustand der Kunst – die Zeit der Massenbildung cyklopische Mauern – Pyramiden – die Anfänge der Kunst die aus der Masse in kaum erkennbaren Zügen heraustraten. Hieroglyphen –

Jetzt erwachen die Gedanken in der bildenden Natur, jede Thierart stellt eine Idee, einen Gedanken, eine Richtung des großen Gemüthes der Natur dar. In dem erwachenden Geiste des Menschen sondern sich Gedanken und Gefühle, alles ist da – aber die Lösung fehlt noch, die Einheit, die Klarheit ist noch nicht.

In der Geschichte wird eben so alles bestimmter alle Formen zeigen sich – die Kunst gewinnt Gestalt und Umriß; es zeigen sich versteinerte Säugthiere in den Gebirgen.

Zuletzt findet die Natur ihre zerstreuten Glieder und Gedanken in dem Menschen zusammen, sie hat das Wort gefunden wonach sie rang, die höchste Organisation auf die alle andern hindeuteten alle Thiere nur ein Thier, der Mensch. Die alle früheren in sich schließt – die Natur ist erlöst in dem Menschen.

In

In dem Menschen, dem Talente, hat der Kampf aufgehört, der Streit der Gedanken, ihre einzelnen Bildungen haben in irgend einer bestimmten Richtung ihren Mittelpunkt, ihre gemeinschaftliche Beziehung, ihre Klarheit gefunden. In der Geschichte tritt die höchste Vollendung in der Form hervor, in den Staaten des Alterthums, in ihrer Kunst, höchste Ausbildung. Dies weiter und in noch höherer Beziehung auszuführen bleibt spätern Vorträgen überlassen.

Nach diesen allgemeinen Deutungen, die uns vorzüglich zeigen sollen, das große Hoffnung da ist von einem erhellten Punkte aus, Alles in Klarheit zu sehen, weil in ihm Entwickelung und Gang aller andern Richtungen ruht — und daß dieser Punkt der Mensch ist, der Mikrokosmus, wollen wir es nun versuchen, das Angedeutete im Einzelnen nachzuweisen, die Thatsachen hervorheben und sie zu deuten suchen, als Glieder einer Organisation, als Äußerungen ein und desselben Lebens. Deuten sage ich nicht erklären. In dem gewöhnlichen Sinne wo es nichts heißt als äußerlich eines neben das andere hinstellen und zeigen wo die Fugen an einander passen, oder zu passen scheinen — mögen wir nicht erklären — in einem höhern Sinne können wir es nicht. Wer will die Tiefen des menschlichen Gemüthes erklären — aber deuten läßt sich doch Manches.

2.

Donnerstag, d. 10. Febr. 25. Steffens 3te Vorlesung.

Inhalt:

Aus dem Gestein folgt in allmähligen Übergängen Vegetation, (durch Kohle angedeutet) diese bedingt alles andre Lebendige; daher: Organismus beginnt schon im scheinbar Unorganischen.

Die Masse näher zu betrachten einen Blick in die Gebirge! In ihnen scheint alles verworren und zerstört, allein es es findet sich in ihren Gebilden gleichwohl eine Folge, die auf Regel hindeutet. Diese Regel gab vor Allen Werner. (Sein theurer unsterblicher Lehrer) Unter den in Gemäßheit dieser Regel von Werner so genannten Formationen (Folge von älteren und jüngeren Reihen) dringt uns die Schieferformation entgegen. Von dieser wird weiter geredet; ihr ältestes Glied ist der Granit. Nun beschreibt er den. Er hat 3. Bestandtheile, 1. Quarz, 2. Feldspath, 3. Glimmer. Der Quarz enthält Kieselerde. Kieselerde aber ist der Kohle verwandt; (wo Pflanzen versteinert werden, geschiehts in Kiesel; Kiesel bleibt übrig beim Verbrennen von Stroh). Das Schiefrige zeigt sich im Glimmer, er hat eine Neigung sich in Blättchen zu bilden, aus ihm sondert sich das Reißblei hervor (schon in Schuppen), die erste Äußerung der Kohle, dann der Thonschiefer,

Thonschiefer, (dessen schwarzes halbmetallische Kohle ist), wei-
ter im Flözgebirge tritt die Steinkohle hervor, in welcher ei-
ne untergegangene Vegetation ist (Farrenkräuter, Palmen-
wälder), endlich die Braunkohle, schon vegetativer, zwischen Stein-
kohle und Torf stehend, zuletzt der Torf, völlig vegetativ (in
den Stämmen entstehen noch jetzt wahre Torfmoore); die
Kohle aber ist in der Vegetation das Herrschende, wo wir also Kohle
fanden, fanden wir schon eine Hindeutung aufs Vegetation.
Je mehr nun die Vegetation wächst, desto mehr zerreißt das
Band des Gesteins, Ein lebendiger Zug fließt durch die ganze
Reihefolge; das Gebirge ist zersprengt, aber nicht feindlich, son-
dern wie zu einer Enthüllung des Lebens. So kommt denn
die ganze Vegetation aus dem innersten Gebirge hervor,
wie aus einem Stamme, dessen Krone die jetzige Pflanzen-
welt ist, welche auch angesehen werden kann wie ein liegender
Baum, dessen Wurzeln an den Polen liegen (Moos und Flechten),
dessen Stamm in der den Polen nächsten fernern Vegetation,
dessen Zweige in der Vegetation unserer Länder, dessen Blätter
endlich in der tropischen. (Gräser, Palmen, Rosen). Der Vegeta-
tion ist die Gewalt gegeben alles Lebende zu ordnen. So bil-
det sich in der Vegetation das warme Nest des Lebens der

Thiere,

Thiere, der Menschen. Diese selbst sind von der Eigenheit der
Vegetation abhängig. Da, wo Blätter und Blüthen herrschen,
sind die Menschen in dämmernde Träume gesenkt, dem blin-
den Naturdienst zugewandt. In diesem Verhältnisse der Menschen
zur Vegetation bildet sich aber auch die Stätte der Geschichte, der
Anf. des Paradieses; bricht hervor in unsern europäischen
Ländern, wo der segnende Fuß der erlösenden Geschichte
waltet, wo die Jahreszeiten sich gliedern, die anderswo (auf minder
geschichtlichem Boden) schroff gegeneinanderstehn. In Europa al-
lein ist es, wo die Geschichtsstätte, die Bildung am weitesten
gegen Norden dringt, wo die Eisdecke bricht, die rechts und links
in gleichen Breiten alles Leben starr gefangen hält; (Nor-
wegen sein gesegnetes Vaterland, thut dies).

V.)

Vierte Vorlesung, den 15ten Febr.

Die bisher betrachtete Reihe der Gebirge zeigt gleichsam den Stamm der jetzt allgemein verbreiteten Pflanzenreiche, der Urpflanze; sie ist deren Geburtshülle, und mehr und mehr zerreißt die Decke, wie die vollständige Pflanzenwelt hervortritt. Diese Reihe zeigt eine Schichtenfolge und auch eine Altersfolge, gleichsam die Jahresringe; andere Gebirge haben nichts dem Ähnliches. Ihre Verwandlung ergiebt sich in den Schichten, die horizontalen (jüngsten) enthalten die meisten Spuren der Vegetation, die ältesten vermissen sogar jede Spur derselben. Diese vegetative Gebirgsreihe schließt sich an den tiefsten Grund der Erde an, an den metallischen Kern derselben, überall zwischen den Schichten jener vielverbreiteten Gebirge drängt sich der Reichthum metallischer Massen ein, die aber vor dem Leben zurückweichen, denn Leben und Metall schließen sich gegenseitig aus, mit Ausnahme des Eisens, welches überall in das organische Leben mitfolgt.

Eine andere Reihe von Gebirgen, jener fremd, ist die Kalkreihe. In dieser ist keine geschichtliche Folge wahrnehmbar; die Übergänge ihrer Theile sind nur äußere, nicht innere;

immer

immer nur die eine und selbe Substanz, (nur in den jüngsten Gebirgen allein erscheinen, sie auch gemischt). An diese Kalkreihe der Gebirge schließt sich das Thierreich an; nur in ihr finden sich die animalischen Versteinerungen, wie die Pflanzenversteinerungen nur in der vegetativen Gebirgsreihe. Vergleichung beider; dort keine Darstellung der Altersfolge, hier gleichsam die Jahresringe der Zeitstufen; nur die Einlagerungen des Kalkgebirgs in die vegetativen Reihe geben vermittelst dieser auch ein Maß für Altersfolge in jener. In den diesem nach ältesten Kalkgebirgen finden sich nur allein die niedersten Thiere, wie gesammt auf den untersten Stufen, Korallen, Schnecken; noch keine Fische. Und alle haben andere Formen, als die unserer jetzigen Welt; bei allen zeigt sich eine merkwürdige Abweichung der Bildung zugleich mit einem Schwanken derselben, daher durchgängig Monstrosität der Gestalten. In der heutigen Welt entspricht jenen gallertartigen monströsen Thieren am meisten der Tintenfisch, eine seltsame Mittelbildung von Fisch und Schnecke, ein chaotisches Gemisch von Eingeweiden. In den Flözgebirgen darauf erscheinen Versteinerungen wieder von Schnecken; aber auch von Fischen und Amphibien, aber ebenfalls Monstra. Endlich in den jüngsten Gebirgen, in der dritten Epoche, alle

Versteinerungen

Versteinerungen der vorigen Epochen und Säugethiere dazu Vö-
gel nur selten; aber wieder alle von monströser Art, abwei-
chend von der jetzigen; so bildet dies Gebirge gleichsam das jüngs-
te Grab der vergangenen Thierwelt. Höhlen im Kalkgebirge;
Wallfischknochen in Deutschland, Elephant der Urwelt, Mam-
muth; Rhinoceros, Büffel, in Sibirien, Elenn in England;
Tiger in Frankreich x. lauter tropische Thiere, die sich zwischen
Sand und Eis eingeschlossen finden, am meisten im hohen
Nordosten, von wo sich das Vorkommen dieser Versteinerungen
innerhalb einer bestimmten Zone, und nur in dieser nach
Südwesten über die Erde hinabzieht, besonders gegen Norden
sehr bestimmt begränzt, gegen Süden weniger.

Die Monstrosität der Bildungen nimmt ab, je höher diese
selbst der Gattung nach steigen. Endlich erscheint der Mensch
als das ordnende Maß all dieser Gebilde. Er findet sich nicht
versteinert, er ist jünger und höher als alle jene Versteinerungen.

Hier schließt sich nun große Betrachtung an. Nicht bloß
unsere Religionsurkunden, nicht bloß speculatives Grübeln, son-
dern wirkliche Erfahrung auch, giebt uns einen Blick in eine
Zeit, die noch vor den Sinnen, also vor allem menschlichen Ma-
ßen der Zeit, wodurch sie für uns eigentlich erst ist, gesetzt wird.
Dieses Setzen von Zeit vor ihrem menschlichen Maße ist auch

in

in unserer religiösen Urkunde; sie allein unter allen hat die Kühnheit, die Sonne erst am 4ten Tage der Schöpfung entstehen zu lassen, und spricht damit klar aus, daß nicht das Sonnenlicht das höchste Maß der Entwickelung der Erde sein kann.

V.

Fünfte Vorlesung. den 17ten Febr.

Wie die ungestalten Formation der Gebirge so war auch die Thierische bis in unsere Tage fortgesetzt, durch die Korallengebirge, die zu ganzen Ländern fortdauernd emporwachsen. Nähere Betrachtung der Korallen; in den nördlichen Gegenden finden sich auch Kalkgebirge, die aus Korallen bestehen, aber diese sind aus einer ältern Periode; in unserer Zeit wächst ihr Bau, hauptsächlich in der Südsee, aus dem Grunde des Meeres herauf.

Alle abweichende Bildungen jener Zeit, da die Natur den Menschen noch nicht hervorbringen konnte haben gleichwohl eine Beziehung auf ihn. Um jede der drei Epochen sammelte sich die Thierwelt, in ihr strebte die Bildung der Sinne empor, endlich als deren höchste Darstellung trat der Mensch in die Mitte der Schöpfung. Die Richtung zu ihm war in dem ganzen Stufengange immer da, die Natur ging von der untersten Stufe an stets der Sittlichkeit und Freiheit entgegen, und so sind beide der Natur keineswegs fremd. Als ordnendes Prinzip aller dieser Verhältnisse erkennen wir den Menschen, als ihr sittliches Maß die Unschuld, das Paradies. Sie ist die Ordnerin der Welt, das gemeinschaftliche Maß der Geschichte und der Natur. Sie ist die Einheit des Gefühls mit der ganzen Natur und mit

allem

allem Daseyn, die Einheit die wir in der jetzigen Übereinstimmung
der Einzelnheiten nicht haben, sondern suchen. Sie hat zwei Richtungen,
als Äußeres ist sie Schönheit, als Inneres Wahrheit. In ihr strömen
die Ströme alles Lebens dem Menschen zu; mit ihr ist das Ord-
nende der ganzen Welt gegeben; selbst mit unseren jetzigen küm-
merlichen Resten der Unschuld, jenes Paradieses, ist dieses Ord-
nende verknüpft. Gewiß ist ein innerer tiefer Zusammen-
hang in der ganzen Natur, in dessen Mitte wir zu stehen berufen
waren, und dessen Besitz wir wiedergewinnen möchten. Natur
und Geschichte haben ein gemeinsames Geschick. Als Trümmer
seines innigen Zusammenhangs erscheint der Aberglauben, der
nichts ist, als herabgesunkene Ideen, die ihr ursprüngliches Daseyn
verläugnen, sich an die irdische Persönlichkeit, an die Selbstsucht,
anschließend. Aus jener tiefen inneren Gemeinschaft entsteht der
Grund aller Poesie, in welcher, wenn sie nicht Wahres hätte, auch nicht
Schönes und Tiefes seyn könnte, wie sie doch darthut, indem sie das
Schönste und Tiefste in uns anregt. Natur und Geschichte spie-
len unaufhörlich in einander hinein. Und so mußten, mit der ge-
sunkenen Unschuld, mit der begonnenen inneren Zerstörung,
auch die Natur ihre Zerstörungen haben, die noch stets fortdauern,
und uns mahnen, daß wir in einem steten Kampfe leben,

und

und unaufhörlich bedroht werden.

Hier schließt sich die Betrachtung der dritten Reihe von Gebir-
gen an, der sogenannten zerstörenden. Es giebt nämlich eine Ge-
birgsart, Porphyr genannt, welche in sich krystallinische Theilchen
einschließt, die hauptsächlich in Feldspath bestehen, Agathe, ganz
gesondert und abgeschlossen, fremdartig zu dem übrigen Ge-
stein. Diese Theile, zu ganzen Massen gehäuft, sind in Verbindung
mit den zerstörenden Prozessen. (Als vulkanische Produkte, doch
von der Lava noch sehr verschieden, sieht sie Alexander von
Humboldt an; Steffens aber verneint ihre Vulkanität). Alles
Leben tritt von dem Porphyr zurück, ebenso vor dem Basalt, einem
zweiten zerstörenden Gebilde, das sich wie ein schwarzes Leichen-
tuch über die andern Gebirge hinzieht. (Böhmisches Mittelgebirge;
verbreiteten Umherstreuung des Basalts).

In unseren Tagen giebt es auch von dieser dritten Gebirgs-
formation, der zerstörenden, eine Fortsetzung, in den Meteor-
steinen. Sie sind porphyrartig, mit Eisen, Nickel und Kobalt;
ganz verwandt mit dem Basalt. Ihre Massen sind auch jetzt noch
sehr bedeutend, obgleich die Massenbildung jetzt zurückgedrängt
ist; ein Meteorstein von 20,000. Centner in Südamerika rc. Auch
sind sie häufig genug, ja eine fortdauernde Naturgeneration, wie
sich ergiebt, wenn man sie in ihrer Verbindung mit den Sternschnup-

pen

zen, die niemals fehlen, so oft der heitere Nachthimmel sie zu sehen erlaubt, und mit den Feuerkugeln betrachtet; die Meteorsteine sind nur von diesen Erscheinungen die der Erde nächsten. So schwebt und arbeitet wirklich noch jetzt immer ein drohendes Element über unseren Häuptern!

Steffens schloss hieran die Betrachtung, ob das ordnende Prinzip, die Unschuld, in der Geschichte sei oder nicht? Das heißt, ob es eine Perfektibilität gebe oder nicht? Er verneint sie. Er traut dem Menschengeschlecht (seiner Klugheit u. Kraft) so viel nicht zu, dass er vermöchte, ein Paradies wiederherzustellen, die Verwirrung sei zu groß, das Schwanken zwischen den Extremen zu heftig. Auch in dem Menschen, wie in der Natur, tritt das Abweichende, das Zerstörende, mächtig hervor. Er deutet auf ein Höheres. In dem, was der Mensch Unglück nennt, erscheint sein Bestes. Wann ist der Mensch denn eigentlich glücklich? Am glücklichsten fand St. ihn immer dann, wenn große Erschütterungen ihn frei machen von aller irdischen Last. Untergang und Reinigung sind Eins! Der Untergang ist das Heil, dass aus der Zerstörung ein neuer Himmel und eine neue Erde entstehen, und der Mensch darin nicht den Tod, sondern eine höhere Verwandlung finde!

2

W:

1te Vorlesung

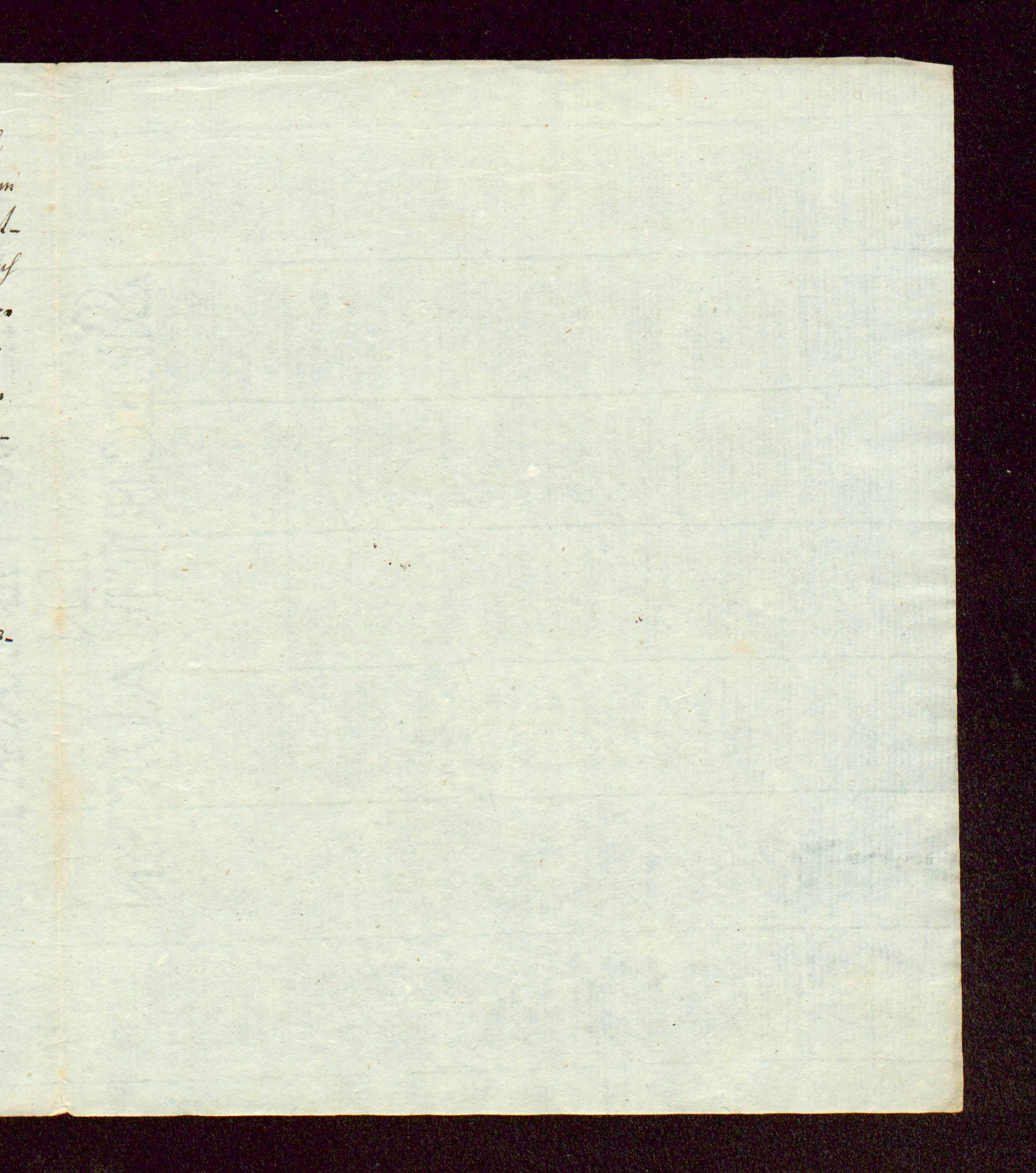
Was sind da die Thränen, die unwillkürlich unser Auge füllen als Freudenthränen über das Begegnen mit unserm eigenen Innern mit allen Gestalten unserer heißesten innigsten Sehnsucht. Wen klingen die Töne der Natur, der Gesang der Vögel, das Rauschen der Blätter, das Gemurmel des Bachs nicht wie Töne des eigenen Innern, was macht es daß sie uns so gewaltsam ergreifen, als daß wir die Melodie wiederklingen hören, die der Grundton unsres eigenen Daseins ist; daher das Jauchzen des Entzückens, da fühlen wir, daß wir mit der Natur eins sind, eine höhere Einheit uns beide umschlingt, die höchste Liebe, Gott – Von da aus versöhnen wir uns wieder mit der Natur so oft wir uns von der Reflexion aus mit ihr entzweit, uns von ihr getrennt haben. Auch entdecken wir wenn wir uns jenen hingebenden Gefühlen ganz überlassen, das uns schmerzlich zu überwindende in der Natur ihre Grausamkeit in der schauderhaft erscheinenden Consequenz ihrer Gesetze, als überwunden; wir fühlen, es sei unser Gesetz kein Zwang mehr – durch die Liebe, die ~~der~~ Freiheit. Wir begehren aber auch ihre Willkür, als die Erlösung von den Gesetzen, das in der Natur uns unserm freien Willen in uns entgegensetzen soll. Fänden wir nicht das Gesetz in aller seiner Strenge draußen in der Natur, es wären nicht unsere, fänden wir nicht unsere Willkür in ihr wieder, es wären nicht unsere, wir wären ihre Knechte. So werden wir frei durch das was uns scheinbar zu unterjochen droht, und würden Sklaven durch das was uns scheinbar unsere Freiheit zu verheißen scheint.

Sklaven

Sklaven wenn die Natur uns los ließe, frei wenn sie uns fest gekettet hält. So sehen wir den Menschen seine Blicke zu dem Himmel aufrichten das Gesetz dort aufzusuchen, und sich daran freuen wenn er es entdeckt, es verspricht ihm die Erlösung. Aber kaum hat er es entdeckt so ergreift ihn seine Begrenzung mit Schaudern – er sehnt sich nach einem Zeichen des willkürlichen Lebens. Wenn er die Sternschnuppe sieht die sich von diesen Gesetzen zu trennen scheint, athmet er auf, als wäre er erlöst; nahet aber eben ein Komet der Erde, scheinen die Gesetze gelöst, droht der Untergang, so ruft er wieder das Gesetz an und freut sich es wieder zu finden.

Diese Einheit des Menschen aber mit der Natur läßt uns eine andere als daraus nothwendig folgend sehen – die Einheit der Natur und der Geschichte – diese Einheit kann nur im Menschen gefunden werden – und in ihm müssen sich Natur und Geschichte begegnen. Die Natur drängt bis zu dem Menschen hinauf, zeigt ihre Vollendung in ihm – die Geschichte fängt mit ihm an.

Es hat also wie die Geschichte ihre Natur – so die Natur ihre Geschichte – und eine lebendige Naturansicht ist nur eine geschichtliche. Das ist der Weg den ich also gehen werde, und auf dem mir zu folgen ich Sie für die nächsten Stunden einlade.



K.

4te Stunde.

Wir haben bisher betrachtet das vegetative Gebürge vom Urgranit an in steigender Entwicklung bis zur organisirten Blume, als eine große Pflanze deren Wurzel die innere undurchschaute Masse der Erde bildet, doch auch über diese unserm Blick unzugänglich haben wir mehr als bloße Vermuthungen.

Wir haben bemerkt drei Epochen, in der zweiten den Tonschiefer in welchem die meisten Versteinerungen der Pflanzenwelt vorkommen, aber alle abweichend von der Bildung unserer Zeit, alle wie gehemmt in ihrer Bildung von hereinbrechender Zerstörung. Wir haben gesehen wie das Gestein gleichsam als die mütterliche Hülle der Pflanzenwelt sich klüftet und zurücktritt wie abgekehrt von der Geburt des Lebens.

Diesem vegetativen Gebürg gegenüber betrachten wir den Kalk, dessen Reihe aus dem Gegensatz verbindet gegen jene lebendige nach Organisation ringende. Hierin finden wir eine gleichförmige nach keiner Entwicklung strebende todte Masse, wir unterschieden wohl Urwelt und neueren Welt doch ohne andern wesentlichen Unterschied als den der Härte und Weichheit. Aber hier sind wir im Gebiet der Thierwelt, in diesem Kalk ungeheure Massen von Thierknochen, dieselben

dieselbe Substanz. Knochen sind Kalk, in den älteren Gebürg
schichten von Kalk mit ungeheuren Massen der unvollkommens-
ten Thierart der Molusken u. s. w. (aber alle abweichend
von den jetzt auf der Erde lebenden Arten) Die jüngeren Ge-
bürg wiederum in Kalk Knochen Massen von vollkommenern
Thieren bis zu den Säugthieren hinauf (aber immer abweichend)

Höchst monströse Bildung der verschwundenen Thierarten
die Elephanten und Mammuthknochen in Sybirien, im mittlern
Europa die Knochen der Thiere die nur den tropischen Län-
dern angehören — Mitten im festen Lande die Massen der
Seethiere. Nördlich von Sybirien Inseln aus Sand, Knochen
und Eis bestehend.

Merkwürdige Zone vom nördlichsten Sybirien über Ruß-
land, Deutschland, Frankreich nach America hinüber.
Nur in dieser Zone die Versteinerungen.

Beschreibung der gallertartigen Seethiere, Ammoniten;
Der Tintenfisch, monströses
Thier, es kommt vor mit einem Ammons horn von Größe eines
Wagenrades.

Die monströsen Bildungen sind verschwunden, Ordnung und
Ruhe ist in die Natur eingekehrt, die Thierwelt hat sich geordnet
zu ihrer jetzigen Gestalt mit der Erscheinung des Menschen. Al-

les

bei früherer [war] Vorbereitung auf diese höchste Stufe der Produc-
tion. Dasein der Natur vor dem Menschen,

Abweichend von allen Mythologien lehrt uns die christliche Überlieferung daß erst am 4ten Tage Gott die Sonne ans Firmament setzte und damit der Zeit das Maaß gab – doch hatte Gott schon vorher gesprochen „es werde Licht„ es muß also früher ein anderes Licht da gewesen sein als das Sonnenlicht.

5te Vorlesung.

Wie die vegetative Gebürgreihe bis in unsere Tage fortgesetzt wird, so auch die animalische Reihe durch die Korallengebürge die zu ganzen Ländern fortdauernd emporwachsen. In den nördlichen Gegenden Kalkgebürge die aus Korallen bestehen aber aus einer älteren Periode; in unserer Zeit wächst ihr Bau hauptsächlich in der Südsee aus dem Grunde des Meeres herauf.

Alle abweichende Bildungen jener Zeit da die Natur den Menschen noch nicht hervorbringen konnte haben gleichwohl eine Beziehung auf ihn. Um jede der drei Epochen sammelte sich die Thierwelt, in ihr strebte die Bildung der Sinne empor, endlich als deren höchste Darstellung trat der Mensch in die Mitte der Schöpfung.

Die Richtung zu ihm war in den ganzen Anstrengungen immer da, die Natur ging stets der Sittlichkeit und Freiheit entgegen.

Hat die Natur eine Geschichte und einen Geist so hat sie auch eine Sittlichkeit.

Die Natur ordnet sich um den Menschen. Was ist das Ordnende? Es ist die Unschuld. Unschuld ist das vollkommen richtige Maaß, die vollkommene Einheit zwischen Natur und Geist. Sie stellt uns zwei Richtungen dar, Schönheit und Wahrheit, nicht was wir, die wir nur dürftige Reste der Schönheit kennen so nennen

indem

indem wir sie reflektirend durch Vergleichung der Einzelheiten suchen, sondern Schönheit die in sich selber nothwendig ist weil sie Ausdruck ist des höchsten Maaßes der höchsten Ordnung. Wahrheit, nicht wie jene die wir ihren dürftigen Resten nach kennen die immer den Zweifel neben sich liebt, die wir suchen weil wir sie nicht haben. Wahrheit die ist.

Die Unschuld ist das Kind des Paradieses, ihm schmiegt sich die ganze Natur und so bewußtlos beharrt und ordnet es sie.

Einheit der Natur und Geschichte. Die Natur stellt die Bewegungen der Geschichte. Als Trümmer jenes Zusammenhangs erscheint der Aberglaube, der nichts ist als herabgesunkene Ideen. In der Idee ist die Wahrheit, aber heruntergezogen zum Dienst der Selbstsucht an das irdische persönliche geknüpft gebiert sie den Wahn.

Aus jener tiefen innern Gemeinschaft der Formen werden die welche unser Tiefstes erregt, also wahr sein muß.

Rückkehr zur Betrachtung der Gebürge. Wir erblicken eine dritte Reihe die der sogenannten zerstörenden. Der Porphyr wie hinein geschleudert in andern Massen, der jüngsten Porphyr in einer Reihe von Kuppen andere Gebürg bedeckend. Der Basalt der sich wie ein schwarzes Leichentuch über andern Gebirge hinwirft (wahrscheinlich vulkanischen Produkte doch von der Lava sehr verschieden) Auch von dieser Reihe giebt es eine Fortsetzung in den Meteorsteinen, sie sind verwandt mit dem Porphyr und Basalt und enthalten Eisen

Nickel

Nickel und Kobold.

Ein Meteorstein von 20,000 Centner in Südamerika!!

Die Sternschnuppen sind wahrscheinlich eine fortwährende Production der Meteorsteine, die aber an ihrer völligen Entwicklung gehemmt werden durch die Macht der Organisation die ihnen entgegen tritt und sie auflöset. — Aber noch immer schweben die drohenden Kräfte über unseren Häuptern.

Betrachtung. Giebt es eine Perfectibilität oder nicht? Sind die Kräfte der Unschuld mächtig genug das Paradies wieder herzustellen, oder ist es von menschlicher Klugheit und Kraft zu erwarten? Vereinigung. Die Verwirrung ist zu groß, das Schwanken zwischen den Extremen zu heftig. Dasselbe Abwechselnde was wir in der ganzen Natur wahrnehmen ist auch in dem Menschen. Betrachten wir das sogenannte Unglück, Feuerbrunst, Wassernoth u. s. w. ist nicht der Mensch am glücklichsten wenn alle convenienz fällt, eine höhern Liebe Alle auch den dessen Herz verschlossen war, umschlingt? steigt nicht ein Engel aus den Flammen, aus den Fluthen? u. s. w. —

Reinigung und Uebergang ist Eins!

Deutet nicht alles darauf hin daß auch unsere Erde von der Zerstörung ergriffen, entstehen werde als eine neue Erde und ein neuer Himmel? Ahnden wir nicht die Wonne derjenigen der Zuschauer dieser Zerstörung von ihr ereilt, nicht den Tod schauend sondern mit ihr verwandelt werden wird! —



3te Stunde.

Ehe wir uns auch das Innere der starren Masse einlassen, wollen wir das aus ihr Hervorquellende betrachten. Wir sehen als ältestes Urgebirge an: den Granit, (Bestandtheile Quarz, Feldspat, Glimmer). Von diesem an sein in einer geraden Linie aufsteigende Entwicklung bis zur Erscheinung der Vegetation. Der Quarz zeigt schon da wo er als Körnchen im Granit ~~verdrängt~~ ~~verbaut~~ die Hinneigung zum Kristall und Diamant. Der Glimmer zeigt die Neigung zusammen zu schießen, später bildet er sich schuppenartig, und schiebt sich übereinander, bis er in den Uebergangsgebirgen als Thonschiefer erscheint, in ungeheuren Massen auf dem Urgranit ruht, leicht an der äußern Formation erkannt werden kann. Die Uebergangsgebirge bieten uns den Schauplatz der Revolution und Zerstörung dar, die Wuth sich in sich selbst zu zerstören und zu verwüsten. In den Flötzgebürgen machen endlich die Kohlen den Uebergang zur Vegetation, das Öl der Kohle pflanzenartige Substanz, Palmen ja Wälder in den Braunkohlen lagern. — Verwandtschaft des Kiesel mit der Pflanze. Hervorgedrungen aus der starren Welt der Gesteine

Gestirns aber abgelenkt von ihr, sie gleichsam zurückweisend nimt
die ~~Vegetation~~ vegetabilische Welt Besitz von der ganzen Oberfläche der Erde,
sie stellt sich uns dar als ein großer liegender Baum. Am
Nordpol erblicken wir die Wurzel, in jenem einförmigen grauen
Gewinde das alle Flächen der Polar gegend überzieht erscheint
sie zu Tage. Den Stamm bilden die Nordischen Wälder von Nadel-
holz diese einförmigen Massen die dem Wechsel der Jahreszeiten
trotzen. Weiter hinab erkennen wir in den Laubhölzern die Zwei-
ge und Blätter, und immer näher der Gluth der Sonne brei-
tet sich die blüthenreiche Krone aus, ~~aber~~ jener breite in al-
ler Formen und Farben prangt, schwelgende Üppigkeit der
Tropischen Länder.

Rückblick auf den Menschen. (War mir vieles dunkel)
Wo er unter der Gewalt der Natur steht, unerleuchtet, ist
er entweder wie im Traum festgehalten und dämmert nur
so hin wie in den von der Natur reich geschmückten Ländern,
in andern ist er zur Anbetung des Thieres, oft des allerge-
meinsten hinabgesunken. Der Pescheräh, der Lappländer u.s.w.

Große Lücke, vom Referent. Varnhagen. Der Geist des [illegible]
[illegible] bricht hervor in unsern europäischen Ländern, wo der
segnende Fuß der erlösenden Geschichte waltet, wo die Jahres-
zeiten sich gliedern die (auf minder geschichtlichem Boden)
schroff

schroff gegen einander stehe. (habe ich nicht verstanden)
Die Natur harrt der Erlösung durch den Menschen u. wird
durch ihn erlöset, wo der erleuchtete Mensch wandelt muß
die Starrheit dem Leben Platz machen. Tromsö an Norwegen,
wo rechts und links in gleicher Höhe nördlicher Breite
Eisfelder unbeweglich ruhen od. der Mensch in ihnen
eingefroren ein Leben führt das kaum ein Leben
ist, hat sich dort die Erde gehoben:=

Th:

2te Stunde.

Wenn wir uns der Natur betrachtend gegen über stellen so trifft uns am stärksten das Ungeheure der Masse, diese undurchdringliche und verschlossene Masse die den Erdbal bildet. Die für uns in gespanntesten Höhen verschwinden zu Nichts. — Wenden wir uns wieder zu dem Innern des Gemüths, so finden wir hier dieselbe unbegriffene, dem Bewußtsein entzogene Tiefe, eine verborgene Masse in der unsichtbaren wie in der sichtbaren Welt. Überhaupt finden wir die ganze Natur in ihrer Unendlichkeit, in ihrem Geheimniß, in ihrer uns Licht tönenden Thätigkeit im Spiegel des Gemüths, wir finden das ganze Gemüth in allen seinen Erscheinungen im Spiegel der Natur. Die Geschichte des Menschen ist zugleich die Geschichte der Natur, ihre Bildung läuft parallel — Ich werde es zeigen.

Je niedriger die Entwicklungsstufe des Einzelnen, je mehr ist es noch mit der Masse verschmolzen — Der Embrio im Mutterleib dargestellt in seiner Entwicklung und seinen Form werden als allgültiges Bild, der Norm aller Entwicklung, in der physischen wie in der geistigen Welt — Alles Lebendige so wie es sich von der Masse los löset, frei thätig wird in entfal-

ten

selten Organen, sich immer mehr heraushebt und abrundet zu eigenen Gestalt, so geht es auch allmählig über zum Kampf mit der umgebenden Welt und ringt nach immer freierer eigenthümlicherer bildung. So das Talent, es muss ankämpfen gegen alles Herkömmliche u. s. w.

Sehen wir die Geschichte der Kunst. In der Ägyptischen das Ankleben an die Masse, das Formlose, Unfreie. In der griechischen zwar höhere Entwicklung aber einseitige. Die Kunst beschränkt sich eine kalte gemüthlose Plastik. Wie die Kunst so die Staatsverfassung der Griechen. Vollendung der Form als ein Ganzes betrachtet, aber die schöne freie Ausbildung des Einzelnen fehlt. Alles gehört dem Ganzen und ruht in dem Ganzen. Unsern Tagen war es aufbewahrt die höhere blüthe der Entwicklung in der Erscheinung der Persönlichkeit darzustellen. — Als Frucht die nur unsern Tagen zugehörige Idee der persönlichen Ehre.

Sehen wir die äußere Natur, wir finden als ältestes Gebirge, eine ruhige keinen Kampf verrathende Masse, der eigentliche Kampf gehört neueren sich darüber hinlagernden Gebirgsarten an. Nur in diesen finden wir Versteinerungen. Diese geben uns die deutlichsten Beweise daß auch die Thierwelt in früher Zeit nicht die jetzige Gestalt hatte, wir können sogar durch die Versteinerungen geleitet, eine all-

mählige

nützliche Aufeinanderfolge wahrnehmen, bis die Thierwelt, die wir gesammt ein großes Thier nennen, in ihrer jetzigen Bildung da steht. Sie führt uns wieder denselben Bildungsgang vor Augen, von den unförmlichen Thieren an die fast an die sie umgebende Masse gebunden sind, hinauf zu den vollkommensten Thieren.

Auch die Mythologie[x] der Völker stellt uns ein verbundenes Sein mit der Natur dar, mit ihren unbegriffenen Gestaltlosen dieser daß nur indem wir sie so fassen einiges Licht auf ihre Deutung fällt und ihre Hieroglyphen dem Verstand uns näher rücken.

Nur die christlichen Überlieferungen stehen in einer Klarheit und Reinheit vor uns da wie nichts Ähnliches —

Gezeigt soll werden wie auch zwischen der undurchsichtigen Masse und dem aus ihr herausgetretenen sich selbstständig organisirten Leben ein freundliches Band stets findet wie zwischen dem bewußten Gemüth und dem dunklen ~~Gemüth~~ Abgrund des Gemüths.

Die großen Mysterien der Natur gleichsam [illegible] Gebilde, [illegible]

Menschenleben und Natur ungetrennt! „Erinnerung der Urgeschichte der Erde“

7.

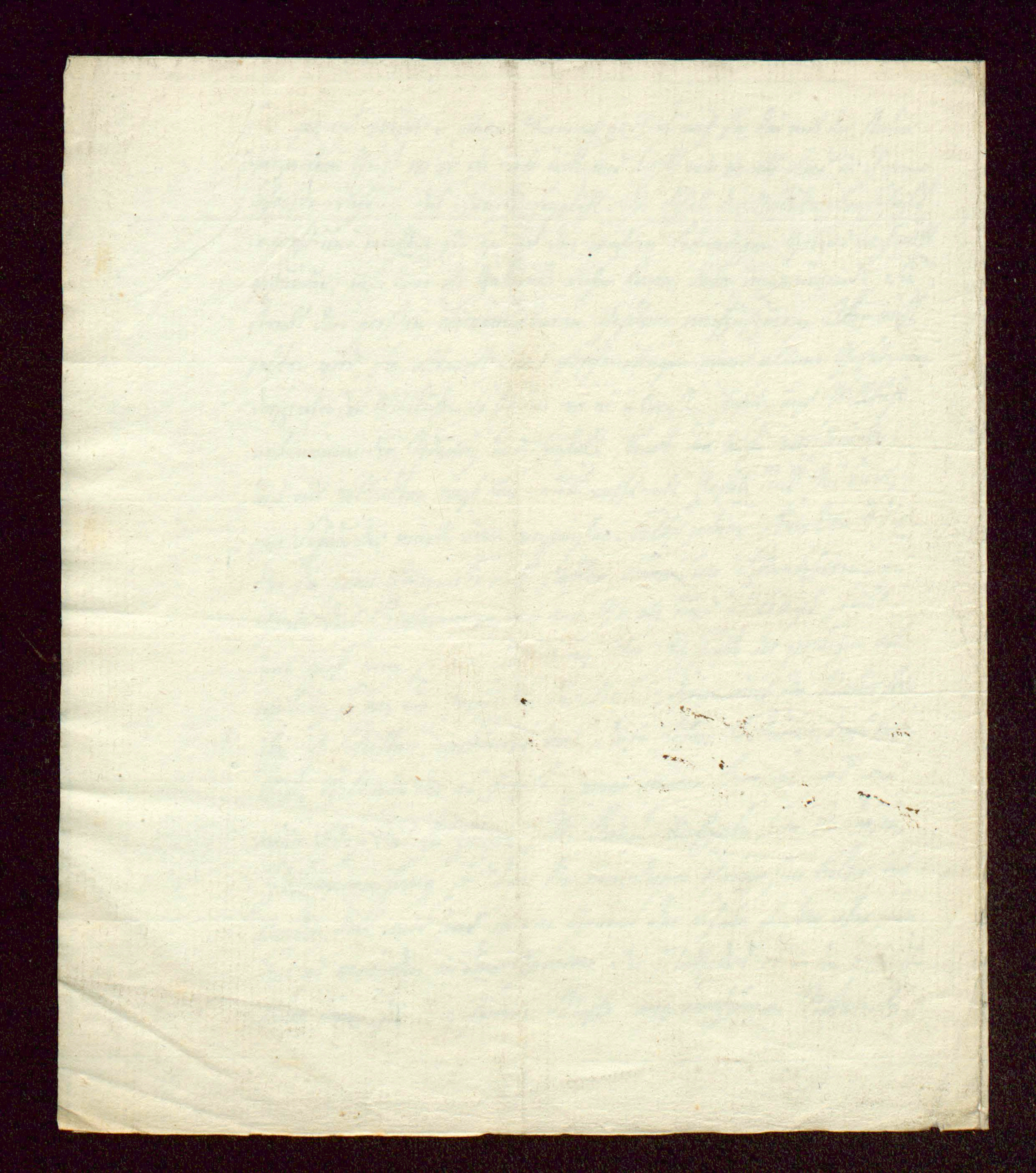
Erste Vorlesung Donnerstag 3te febr. 25.
Aufsatz von St.:

Wodurch die letzten Jahrhunderte sich besonders auszeichnen von der frühern Vergangenheit, ja scheinen von ihr gesondert sind, das ist durch die Entstehung der Naturwissenschaft. Die Naturwissenschaft begreift nicht ein einzelnes Gebiet, sie influirt auf den ganzen Menschen auf alles Erscheinende, sowohl auf alle Wissenschaften wie auf das tiefste verborgene geistige Leben. In den frühern Jahrhunderten lebte der Mensch innig verbunden mit der Natur wenn auch ~~zugleich~~ oft in Wahn und Aberglauben gefangen. In den letzten ist die Natur Gegenstand der Reflexion für ihn geworden, er hat sie außer sich betrachtet als ein Fremdes, ist ihr dadurch ~~wahrhaft~~ immer mehr entfremdet. Er steht ihr gegenüber als einer ungeheuren geheimnißvollen Gewalt, der er auf keine Weise entrinnen kann, überall fühlt er ihren eisernen Zepter. Denn wo ist die Gränze der Natur, sehen wir ihre Macht nicht ebenso gut in den Einzelnen hochbegabten Menschen die als die schönste Blüthe eines zur höchsten Cultur gereiften Volkes hervorragen, als in den an die Gränze der Thierheit hin ~~stei~~ stehenden in Dumpfheit niedergehaltenen Völkern? ja in seltsamer ~~Laune~~ [Ironie] scheint sie sich zu gefallen denn wo sie den größten Reichthum und Glanz in sinnlicher Fülle offenbaret hat, schmachtet der Mensch ein bemitleidenswerther Gegenstand in der höchsten geistigen Armuth. Giebt es ein Etwas in uns das der Natur nicht unterworfen ist, eine geheime Stätte der Freiheit so kann diese Freiheit nicht das Eigenthum seiner einzelner individueller Nationen sondern Eigenthum des ganzen Menschen-geschlechts, dies

solle

soll gezeigt werden. Einen Moment giebt es noch für den mit der Natur
entzweiten Geist wo er ihr nahe tritt und fühlt wie er als Kind in ihrem
Schoße ruht — das Frühlingsgefühl. Die Schule der Naturwissenschaft
so groß und mächtig sie ist hat den wahren lebendigen Grund noch nicht
gefunden, auf dem ihr Gebäude ruhen kann, daher ungenügend. Sie
strebt den großen unwandelbaren Gesetzen nachzuspüren. Aber nicht
selten wird sie alterirt durch Erscheinungen einer allem Gesetz wi-
dersprechenden Willkühr. So finden wir es überall, Gesetz und Willkühr
untereinander, Ordnung und Zufall; könnte die letzte verschwinden
und wir erblickten rings um uns nichts als Gesetz und Ordnung —
ein Schauder würde uns ergreifen. Selbst jedem Kunstwerk dür-
fen die zwei Elemente nicht fehlen; beweise ein Schauspiel —
Grade dies Zusammensein von Gesetz und Willkühr führt
uns auf eine höhere Ordnung. Die Geschichte der geistigen Ent-
wicklung so wie die Geschichte der Natur, denn auch die Natur hat
ihre Geschichte, verkündet uns diese höhere Ordnung, diese ver-
klärte Welt von der es heißt „einen neuen Himmel und eine
neue Erde. Dies zu zeigen, soll Hauptaufgabe sein. In diesem
Zusammenhang sollen die einzelnen Thatsachen betrachtet
werden, dies wird uns in das Gebiet der Schule führen aber ohne
uns zu ermüden in dem Gewirre der Methoden od in der Betrach-
tung einer zu ungeheuren Masse ungenießbaren Materials.





Donnerstag, d. 10. Novbr. Steffens 3te Vorlesung:

Inhalt:
Aus dem Gestein folgt in allmähligem Übergange Vegetation, (durch Kohle angedeutet) diese bedingt alles andere Lebendige; daher: Organismus beginnt schon im scheinbar Unorganischen.

s. # Inhalt:

[Alinea] Die Masse näher zu betrachten einen Blick in die Gebirge! Zu ihnen scheint alles verworren und zerstört, allein es findet sich in ihren Gebilden gleichsam eine Folge, die auf eine Regel hindeutet. Diese Regel gab vor Allen Werner (sein theur. unsterbl. Lehrer). Unter den in Gemeinschaft dieser Regel von Werner so genannten Formationen (Folge von ält. u. jüng.) dringt uns die Schieferformation entgegen. Von dieser wird weiter geredet; ihr ältestes Glied ist der Granit. Nun beschreibt er den. Er hat 3. Bestandtheile, die unter einand. körnig verbunden sind. 1. Quarz, 2. Feldspath, 3. Glimmer. #
Das Schieferige zeigt sich im Glimmer, er hat eine Neigung sich in Blättchen zu bilden, aus ihm sondert sich das Reißblei hervor (schon im [illegible]), die erste Äußerung der Kohle, dann der Thonschiefer, (dessen Schwarzes halb-metallische Kohle ist); weiter im Flötzgebirge tritt die Stein-Kohle hervor, in welcher eine unter-gegangene Vegetation ist (Farren=

Der Quarz enthält Kieselerde. Kieselerde aber ist der Kohle verwandt; (wo Pflanzen versteinert werden, geschieht es in Kiesel; Kiesel bleibt übrig beim Verbrennen von Gras).

Kräuter, Palmengebilde), endlich
die Braunkohle, schon vegetativer,
zwischen Steinkohle u. Torf stehend,
zuletzt der Torf, völlig vegetativ
(in den Stämmen entstehen noch jetzt
unsere Torfmoore); die Kohle aber
ist in der Vegetation das Herrschende;
wo wir also Kohle fanden,
fanden wir schon eine Hindeu-
tung auf Vegetation. Jemehr
nun die Vegetation wächst, destomehr
zerreißt das Band des Gesteins,
ein lebendiger Zug führt durch
die ganze Reihefolge; das Gebirge
ist zersprengt, aber nicht feindlich,
sondern wie zu einer Enthüllung des
Lebens. So erst kommt denn
die ganze Vegetation aus dem
innersten Gebirge hervor, wie
aus einem Stamme, dessen
Krone die jetzige Pflanzenwelt

ist, welche auch angesehen werden
kann wie ein liegender Baum,
dessen Wurzeln an den Polen
liegen (Moos u. Flechten), dessen
Stamm in der den Polen nächsten
starren Vegetation, dessen
Zweige in ~~[illegible]~~ der Vegetation
unserer Länder, dessen Blätter
endlich in der tropischen (Gräser,
Palmen, Rohre) .† So bildet sich
in der Vegetation das warme Nest
des Lebens der Thiere, der Menschen.
Diese selbst sind von der Eigenheit
der Veget. abhängig. Da, wo Blätter
u. Blüthen herrschen, sind die Menschen
in dämmernde Träume versenkt,
dem blinden Naturdienst zugewandt.
In diesem Verhältnisse der Menschen
zur Vegetation bildet sich aber auch
die Stufe der Geschichte, der Rest des

† (Der Vegetation ist die Gewalt gegeben alles Lebende zu ordnen: So)

Paradieses, bricht hervor in unsern
europäischen Ländern, wo der
segnende Hauch der erlösenden
Geschichte waltet, wo die Jahres-
zeiten sich gliedern, die anders-
wo (auf minder geschichtlichem
Boden) schroff gegeneinanderstehn.
In Europa allein ist es, wo
die Geschichtsstätte, die Bildung
am weitesten gegen Norden
dringt, u. die Eisdecke bricht,
die rechts u. links in gleichen
Breiten alles Leben starr gefangen
hält; (Norwegen, sein gesegnetes
Vaterland, thut dies).

Vierte Vorlesung. den 15.ten Nbr.

Die bisher betrachtete Reihe der Gebirge zeigt gleichsam den Stamm der jetzt allgemein verbreiteten Pflanzenzweige, der Urpflanze; sie ist deren Geburtshülle, und mehr und mehr zerreißt die Decke, wie die vollständige Pflanzenwelt hervortritt. Diese Reihe zeigt eine Schichtenfolge und auch eine Altersfolge, gleichsam die Jahresringe; andere Gebirge haben nichts dem Ähnliches. Ihre Verwandlung ergiebt sich in den Schichten, die horizontalen + enthalten die meisten Spuren der Vegetation ~~Vegetationsspuren~~, die älte= sten * ~~Schichten~~ sogar jede ~~...~~ Spur derselben, ~~nicht~~. Diese ~~Reihe der~~ vegetative Gebirgsreihe schließt sich an den tiefsten Grund der Erde an, an den metallischen Kern derselben, überall zwischen den Schichten jener vielverbreiteten Gebirge drängt ~~...~~ sich der ~~...~~ Reichthum me=

+ jüngsten

* meisten

tallischer Massen ein, die aber vor dem
Leben zurückweichen, denn Leben und Metall
schließen sich gegenseitig aus, mit Ausnahme
des Eisens, welches überall in das organische
Leben mitfolgt.

Eine andere Reihe von Gebirgen, jener
fremd, ist die Kalkreihe. In dieser ist keine
geschichtliche Folge wahrnehmbar; die Übergänge
ihrer Theile sind nur äussere, nicht innere;
immer nur die eine und selbe Substanz, (nur
in den jüngsten Gebirgen allein erscheinen sie
auch gemischt). An diese Kalkreihe der Ge-
birge schliesst sich das Thierreich an; nur
in ihr finden sich die animalischen Versteinerun-
gen, wie die Pflanzenversteinerungen nur
in der vegetativen Gebirgsreihe. Vergleichung
beider; dort keine Darstellung der Altersfolge,
hier gleichsam die Jahrringe der Zeitstufen;
nur die Einlagerungen des Kalkgebirgs
in die vegetative Reihe geben vermittelst
dieser auch ein Maß für die Altersfolge in
jener. In den diesemnach ältesten Kalkgebirgen
finden sich nur allein die niedersten Thiere,

~~[...]~~ wir gesammt auf den untersten Stufen,
Corallen, Schnecken, noch keine Fische. Und alle
haben andere Formen, als ~~diese~~ die unserer jetzigen Welt;
bei allen ~~[...]~~ zeigt sich eine merkwürdige Ab-
weichung der Bildung zugleich mit einem
Gesammtsein derselben, daher durchgängig
Monstrosität der Gestalten. In der heutigen
Welt entspricht jenen gallertartigen monströsen
Thieren am meisten der Tintenfisch, eine
seltsame Mittelbildung von Fisch und Schnecke,
ein chaotisches Gemisch von Eingeweiden. In
den Flötzgebirgen darauf ~~[...]~~ erscheinen
Versteinerungen wieder von Schnecken, aber
auch von Fischen und Amphibien, aber ebenfalls
Monströs ~~[...]~~. Endlich in den jüngsten Gebirgen,
in der dritten Epoche, alle Versteinerungen
der vorigen Epochen und Säugethiere ~~[...]~~ dazu,
~~[...]~~ nur selten Vögel; aber wieder alle von monströ-
ser Art, abweichend von der ~~[...]~~ jetzigen;
~~[...]~~; so bildet dies Gebirge gleichsam das
jüngste Grab der vergangenen Thierwelt.
Höhlen im Kalkgebirge; Wallfischknochen in Deutschland,

* Rhinoceros in Sibirien, Büffel,

Elephant der Urwelt, Mammuth; Elenn in England; Tapir in Auvergne ic.;

6 lauter tropische Thiere, die sich zwischen Sand und Eis eingeschlossen finden, am meisten im hohen Nordosten, von wo sich das Vorkommen dieser

Das Vorkommen dieser Versteinerungen innerhalb einer bestimmten Zone, und nur in dieser, nach Südwesten über die Erde hinabsinkt, besonders gegen Norden sehr bestimmt begränzt, gegen Süden weniger.

Die Monstrosität der Bildungen nimt ab, je höher diese selbst der Gattung nach steigen. Endlich erscheint der Mensch als das ordnende Maß all dieser Gebilde. Er findet sich nicht versteinert, er ist jünger und höher als alle jene Versteinerungen.

Hier schließt sich eine große Betrachtung an. Nicht bloß unsre Religionsurkunde, nicht bloß speculatives Grübeln, sondern wirkliche Erfahrung auch, giebt uns einen Blick in eine Zeit, die noch vor der Sonnen, also vor allem menschlichen Maße der Zeit, wodurch sie für uns eigentlich erst ist, gesetzt wird. Dieses Setzen von Zeit vor ihrem menschlichen Maße ist auch #

in unsrer religiösen Urkunde; sie allein unter allen hat die Kühnheit, die Sonne erst am 4ten Tage der Schöpfung entstehen zu lassen, und spricht damit klar aus, daß nicht das Sonnenlicht das höchste Maß der Zeiteintheilung der Erde sein kann.

Neunte Vorlesung. den 17.ten Nobr.

Ist die vegetative Formation der Gebirge, so wird auch die thierische bis in unsre Tage fortgesetzt, durch die Korallengebirge, die [struck through] zu ganzen [struck through] Ländern angewachsen. Nähere Betrachtung der Korallen; in den nördlichen Gegenden finden sich auch Kalkgebirge, die aus Korallen bestehen, aber diese sind aus einer älteren Periode; in unserer Zeit wächst ihr Bau, haupt=sächlich aus dem Grunde des Meeres herauf.

+ fortdauernd

+ in der Südsee,

Alle abweichenden Bildungen jener Zeit, da die Natur den Menschen noch nicht hervorbrin=gen konnte, haben gleichwohl eine Beziehung auf ihn. Um jede der drei Epochen sammelte sich die Thierwelt, in ihr strebte die Bildung der Sinne empor, endlich als deren höchste Darstellung trat der Mensch in die Mitte der Schöpfung. Die Richtung zu ihm war in dem ganzen Stufengange immer da, die Natur ging von der untersten Stufe an

stets der Sittlichkeit und Freiheit entgegen,
und so sind beide der Natur keineswegs
fremd. Als ordnendes Prinzip aller
dieser Verhältnisse erkennen wir den
Menschen, als ihr sittliches Maß die
Unschuld.† Sie ist die Ordnerin der Gestalt,
das gemeinschaftliche Maß der Geschichte
und der Natur. Sie ist die Einheit des Ge-
fühls ~~mit allem~~ mit der ganzen Natur und Daseyn, die Einheit, die
wir in der ~~[illegible]~~ jetzigen Übereinstimmung
der Einzelheiten nicht haben, sondern suchen.
Sie hat zwei Richtungen, als Äußeres ist sie
Schönheit, als Inneres Wahrheit. Zu ihr
strömen die Ströme alles Lebens dem
Menschen zu; ~~[illegible]~~ mit ihr ist das Ordnende der
ganzen Gestalt gegeben; selbst mit unseren
jetzigen kümmerlichen Resten der Unschuld,
~~[illegible]~~ jenes Paradieses, ist dieses Ordnende
verknüpft. Gewiß ist ein innerer tie-
fer Zusammenhang in der ganzen Natur,
in dessen Mitte wir zu stehen ~~[illegible]~~
berufen waren, und

†, des Paradieses.

Erschütterungen ihn frei machen von aller irdischen Lust. ~~[illegible]~~ Untergang und Reinigung sind Eins! Der Untergang ist das ~~[illegible]~~ Heil, daß aus der Zerstörung ~~[illegible]~~ ein neuer Himmel und eine neue Erde entstehe, und der Mensch darin nicht den Tod, sondern eine höhere Verwandlung finde! —

und dessen Besitz wir wiedergewinnen möchten. Natur und Geschichte haben ein gemeinsames Geschick. Als Trümmer jenes innigen Zusammenhanges erscheint der Aberglauben, der nichts ist, als herabgesunkenen Ideen, die ihr ursprüngliches Dasein verläugnen, sich an die irdische Persönlichkeit, an die Selbstsucht, anschliessend. Aus jener tiefen innern Gemeinschaft entsteht der Grund aller Poesie, in welcher, wenn sie nicht Erhebendes hätte, auch nicht Schönes und Tiefes sein könnte, wie sie doch darthut, indem sie das Schönste und Tiefste in uns anregt. Natur und Geschichte spielen unaufhörlich in einander hinein. Und so musste, mit der gesunkenen Unschuld, mit der begonnenen innern Zerstörung, auch die Natur ihre Zerstörungen haben, die noch stets fortdauern, und uns mahnen, dass wir in einem steten Kampfe leben, und unaufhörlich bedroht werden.

Hier schliesst sich die Betrachtung der

in der Geschichte sei oder nicht? Das heisst, ob es eine Perfektibilität gebe oder nicht? Er verneint sie. Er traut dem Menschengeschlecht (seiner Klugheit und Kraft) so viel nicht zu, dass es vermöchte, ein Paradies ~~[illegible]~~ wiederherzustellen, die Verwirrung sei zu gross, das Schwanken zwischen den Extremen zu heftig. Auch in der Natur [tritt] das Abweichende, das Zerstörende, mächtig hervor. Es deutet auf ein Höheres. In dem, was der Mensch Unglück nennt, erscheint sein Verlust. ~~[illegible]~~ Wann ist der Mensch denn eigentlich glücklich? Am glücklichsten fand St. ihn immer dann, wenn ~~[illegible]~~ grosse

dritten Reihe von Gebirgen an,
der sogenannten zerstörenden.
Es ~~[illegible]~~ giebt nämlich eine ~~[illegible]~~ Gebirgs-
art, Porphyr genannt, welche in sich
krystallinische Theilchen einschließt, die
hauptsächlich in Feldspath bestehen, Agathe,
~~[illegible]~~ ganz gesondert und abgeschlossen
fremdartig zu dem übrigen Gestein.
Diese Theile, zu ganzen Massen gehäuft,
sind in Verbindung mit den zerstörenden
Prozessen. (Als vulkanische Produkte, doch
von der Lava noch sehr verschieden, sieht sie
Alexander von Humboldt an; Steffens aber
verneint ihre Vulkanität). Alles Leben
tritt vor dem Porphyr zurück, ebenso vor
dem Basalt, einem zweiten zerstörenden Gebilde
das sich wie ein schwarzes Leichentuch über die
andern Gebirge hinwirft. (Böhmisches Mittelgebirge
Verbreitete Umherstreuung des Basalts).

In unsern Tagen giebt es auch von
dieser dritten Gebirgsformation, der zer-
störenden, eine Fortsetzung, in den Meteor-
steinen. Sie sind porphyrartig, mit Eisen, Nickel
und Kobalt; ganz gemengt mit dem Basalt. Ihre Massen sind auch jetzt noch sehr bedeutend,
obgleich die Massenbildung jetzt zurückgedrängt ist; ein Meteorstein von 20,000. Centner in Südameri-
ka ~~[illegible]~~ &c. Auch ~~[illegible]~~ sind sie häufig genug, zu einer fortdauernden Naturoperation, wie sich ergiebt, wenn
man sie in ihrer Verbindung mit den Sternschnuppen, die niemals fehlen ~~[illegible]~~, so oft ~~[illegible]~~ der heitere Nachthimmel
~~[illegible]~~ sie zu sehen erlaubt, und mit den Feuerkugeln betrachtet; die Meteorsteine sind ~~von~~ uns von diesen Erscheinungen
die der Erde nächsten. ~~[illegible]~~ So schwebt ~~[illegible]~~ und arbeitet wirklich noch jetzt immer
ein drohendes Element über unsern Häuptern!

Steffens schloß hieran die Betrachtung, ob das ordnende Prinzip, die Unschuld,

Sechste Vorlesung, den 22. Februar.

Wir haben bisher die Entwickelung des Lebens aus den Gebirgen betrachtet, und dabei zugleich das dem Leben drohende Element, welches wir in demselben Maße, wie das Leben sich höher entwickelt zeigte, auch seinerseits immer schärfer hervortretend fanden, zuletzt das reine Metall. Jetzt wenden wir uns von dem Leben für eine Weile wieder ab, und zur Betrachtung der Masse zurück.

Eine Darstellung der Physik nach dem Umfange ihres thatsächlichen Stoffs und ihrer wissenschaftlichen Richtungen liegt hier außerhalb des Zwecks. Ihre wesentlichen Grundlagen aber werden in Betracht kommen, und trotz aller Verworrenheit der Richtungen sich doch eine Einheit darin finden lassen.

Zuerst erhebt sich nun die Frage, ob, da sonst alles, was sich dem Sinne darbietet, wandelbar und veränderlich erscheint, das Planetensystem selbst im Gegensatze dagegen als unwandelbar, sein Verhältniß als ewig anzunehmen ist? Wichtige Stützen möchte diese Annahme in der Mathematik finden; diese

selbst erscheint in der Geschichte der Naturwissenschaften als ein Unwandelbares, aus allen schwankenden, entgegengesetzten Meinungen und Ansichten tritt sie immer als eins und dasselbe hervor, sie hat sich der Natur gleichsam angeschlossen x) und dieselbe ihrem Calcül unterworfen; am meisten aber erscheint dieser mit seinen unabänderlichen Gesetzen herrschend in den Bewegungen der Himmelskörper, die Astronomie mit ihren Berechnungen steht allerdings unerschütterlich fest, und es ist unläugbar wahr, unveränderlich in diesem Gebiete ist alles, soweit die menschliche Anschauung reicht. Aber eben diese letztere Bedingung giebt auch neuen Voraussetzungen Raum. Wir haben schon früher eine Zeit gefunden, die wir *vor* aller menschlichen Anschauung zu setzen gezwungen waren; für *diese* Zeit, ehe noch die Menschen da waren, braucht jene Unveränderlichkeit, die wir in den Verhältnissen des Planetensystems finden, *nicht* angenommen zu werden. Die äussere Organisation der Welt und die innere des Menschen fallen zusammen; und wenn die eine anders gesetzt wird, so muss eben deshalb auch die andere anders gesetzt werden; denn auch die Organisation, obwohl dem Calcül weniger unterliegend, ist an unveränderliche Gesetze gebunden. Dass aber die Organi=

x) Saint-Martin: Les nombres sont la sagesse des êtres, et ce qui les empêche qu'ils ne deviennent fous."

hatten in jener Zeit, ehe der Mensch erschienen
war, eine andere Gestalt hatte, als unsre heutige,
haben wir schon ersehen. Wir kennen die
Ungeheuer der Urwelt, die Reste eines
Daseins, dem der Mensch nicht angehörte. In
jener chaotischen Zeit nun, ohne den Menschen, muß auch
das kosmische Verhältniß ein anderes gewesen
sein; die Sonne schien anders, die Erde drehte
sich anders, Leben und Tod (was starb, starb
nicht einzeln, wie jetzt, sondern auf Einmal), Tag
und Nacht, Wechsel der Jahrszeit, alles folgte
einem andern Gesetz, war in der Totalentwicke=
lung verändert. Von dieser chaotischen Zeit
weiß die Astronomie nichts, sie gilt nur für die
Menschenzeit, nur in deren Bedingungen ist
sie unerschütterlich. Sie steht uns daher keineswegs
entgegen, und ihr Abläugnen aus den Bedin=
gungen ihres heutigen Calculs kann kein Einwand
sein, wenn wir behaupten, die Entwickelung der
Erde und des Menschen und des ganzen kosmischen
Verhältnisses war Eins. Die Erde hat sich
losgerissen von dem Chaotischen und ist in=
dividueller geworden; ihre ganze Gewalt hat
sich in dem Menschen konzentrirt, dem Eben=
bilde Gottes; mit ihm erst entwickelt sich das

ordnende Maß dem Leben aus den Gebirgen,
mit ihm aber auch das ordnende Maß dem
Planetensystem. Ihre Physionomie hat sich
geordnet, wie bei dem gebildeten Menschen,
dem individuellen, der sich in sich gerundet,
die Züge des Gesichts.

Die Erscheinungen aus der Natur weisen
klar auf die Veränderungen hin, welche das kos-
mische Verhältniß der Erde betroffen haben.
Jene Reste der monströsen Säugethiere, die
wir in einer bestimmten Zone gefunden,
dieser Gürtel einer tropischen Thierwelt, der sich
um die Erde zieht, setzt auch eine tropische Ve-
getation voraus, denn nur in dieser können jene
Thiere gelebt haben. Wie aber eine tropische
Vegetation erklären in Gegenden, wo jetzt
nur starre Eismassen sind? Man hat zu einer innern
Erdwärme seine Zuflucht genommen, die im
Norden ein tropisches Leben entwickelt habe.
Aber Wärme ist nicht als erzeugende Kraft des
Lebens anzunehmen, sondern nur als Ausdruck
des Lebens, als seine Begleitung; soviel
Leben, soviel Wärme. Die Vegetation be-
durfte aber auch des Sonnenlichts, denn beide
stehen in tiefster Verbindung; nur die Ein-
wirkung von diesem konnte jene hervorrufen.

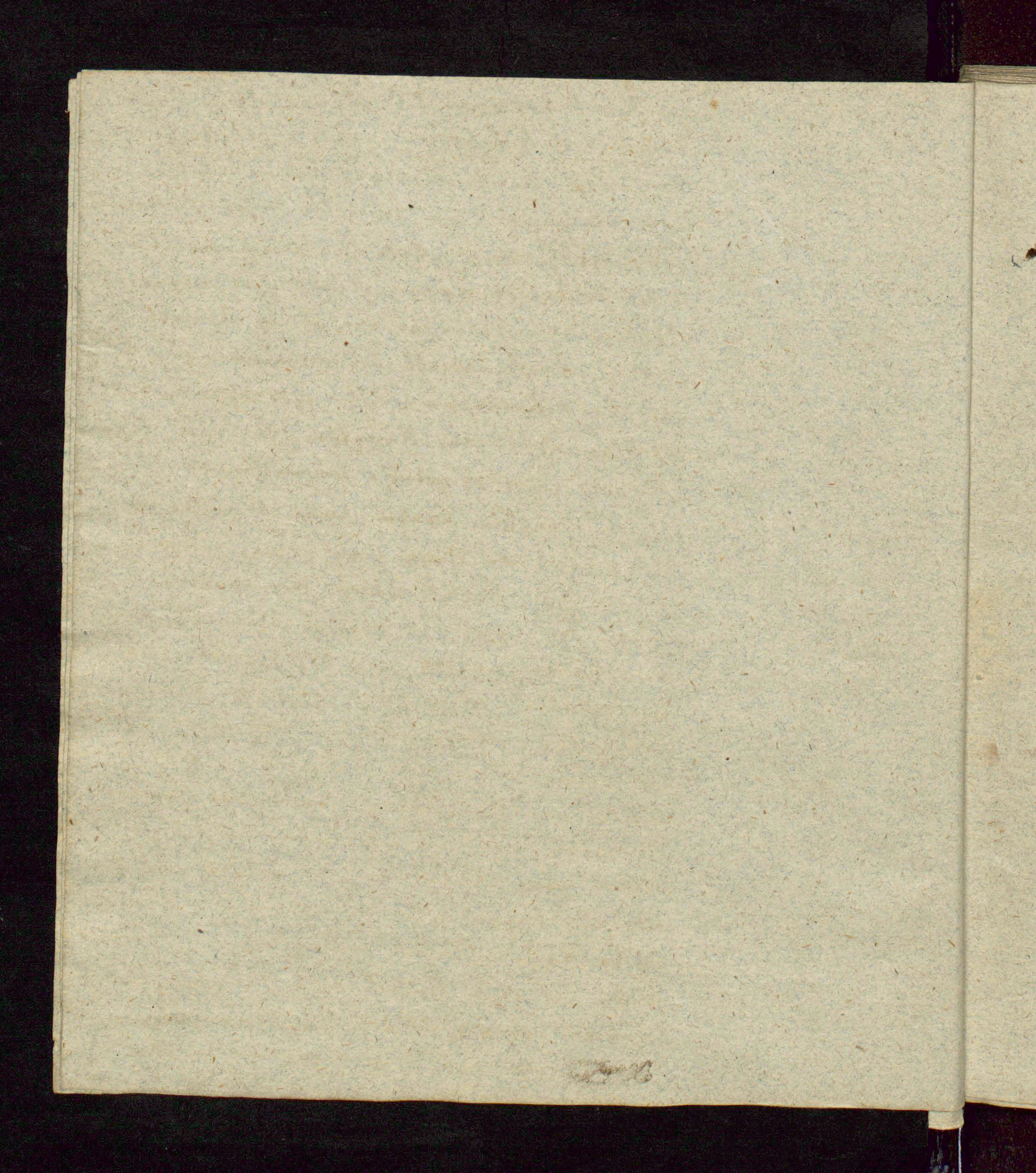
Und so vereinigt sich alles, um uns in jener
Zone der untergegangenen Thierwelt, in
jenem tropischen Gürtel einen vergangenen
Äquator erblicken zu lassen, eine andere
Drehung der Erde um die Sonne, einen
anderen Gang der Wirkungen des Lichtes,
deren Gepräge bezeichnet ist in den Resten jener
Thierwelt. Die kosmische Veränderung, welche
wir auf diese Weise erkannt, muß plötzlich
gewesen sein, die Thiere sind vom Eise überrascht
worden, wie sich aus dem Zustand ergiebt, in dem
wir sie finden; die tropische Gegend ist plötzlich
eine eisige geworden; dieser Naturrevolution
entsprechen auch die Spuren gewaltsamer
Kämpfe in der inneren Bildung aller Gebirge.
Nur die *neue* Ordnung, die hervorging, ist das
Gebiet unserer Astronomie, nur in ihr gilt
der Calcül und dessen unwandelbares Gesetz.

Zur näheren Betrachtung der
ruhenden Masse (im Gegensatze des Lebens)
übergehend, fragen wir zunächst: wissen wir
etwas von der inneren Masse der Erde?
(Maupertuis Vorschlag, ein Loch bis zum Mittelpunkt
der Erde zu graben; Zweifel der Ankunft die Unmöglich=
keit der Rückkehr; Lichtenbergs Witz: „auch Arme und Beine
müßten sich in den Leib einziehen, und der Mensch
kugelrund werden.) Durch Erfahrung nicht;

aber aus den Bestandtheilen der Oberfläche
können wir diejenigen aussondern, welche
wir durch Schlußfolgen als den Kern der
Erde annehmen müssen.

Zu dieser Untersuchung hebt eine neue
Reihefolge der Betrachtung an. Zwei Po-
tenzen, oder Thätigkeiten, gehen durch die
ganze Natur: Schwere und Licht. Die Schwere
zieht nach dem Mittelpunkte; jeder Mittel-
punkt aber ist wieder in der Peripherie eines
anderen; so Mittelpunkte ohne Ende, etwas
unmittelbar gegebenes Gränzenloses, eine
nächtliche Unendlichkeit der Masse! Daß
die Schwere etwas Geistiges ist, haben die
Physiker wohl anerkannt; dagegen wollten
sie das Licht zum Stoff machen! Licht und
Sehen aber ist Eins; nicht das Licht selbst wird
gesehen, sondern nur der Widerschein des Lichts
Das Sonnenlicht selbst ist nur der Widerschein
einer höheren Sonne. So ist auch das Licht
unendlich; Sonnen ohne Zahl. Thätigkeit
und Licht ist Eins, wie Ruhe und Schwere
Eins ist; alle Blumen, Gluth, das Sternenmeer
sind nur Offenbarung der inneren Thätigkeit
der Dinge. Wie die Schwere an die
ruhende Masse gewiesen ist, so das Licht

an das Leben, und das Sonnenlicht ist das
Erzeugende alles Lebens der Erde. Beide zu=
sammen, Licht und Schwere, sind in unaufhör=
lichem Wechselspiel. — (In Folge dieses Zusammenseins
beider wird ~~die Lehre~~ behauptet, welcher Geologie würde uns durch den Blick
in das Innere der Erde zugleich die Planeten
aufschließen.) — Was nun ist der Schwere
am meisten zugewandt, und von dem Lichte
ab? Die Metalle. Sie sind die schwersten Körper;
ihr Glanz ist das Zurückwerfen des Lichts. Aber
auch noch sonst chaotische Eigenschaften schlie=
ßen die Metalle an die Urgestalt näher an:
Dehnbarkeit, Annäherung an das Flüssige,
im Gegensatze des Spröden, der unendlichen
Theilbarkeit; sie sind weniger gesondert in sich;
je unedler die Metalle, desto spröder, bis endlich
sogar die Metallität sich verliert; je edler, desto
dehnbarer; sie sind die unveränderlichsten, am
wenigsten angreifbaren Körper, stellen sich
am leichtesten immer wieder als dieselben her;
„die irdische Unsterblichkeit der metallischen
Masse." Alle Gebirge sind nur aufgeschlossene
Metalle, deren mehr oder weniger dichte
Hülle. Neuere Naturforschung erweist, daß
in <u>allen</u> Steinen verhülltes Metall ist.



Siebente Vorlesung, den 24. Februar.

Daß der Kern der Erde metallisch sei, ist am Schluße der vorigen Stunde schon angedeutet worden. Jetzt wollen wir in Beziehung darauf eine Übersicht der Gesammtprozeße der Erde vornehmen. Sie erscheinen unter drei verschiedenen Hauptformen, als Chemismus, Elektrizität, Magnetismus.

1. Chemischer Prozeß, oder Chemismus.

Wir finden eine Maße verschiedener Substanzen auf der Erde, die sich gegenseitig anziehen, durchdringen; daher Scheidungen mancher Gebilde, Zusammensetzungen anderer, nach bestimmten Verwandtschaften. Diese ganze Operation ist an körperliche Substanz gebunden, diese ist das Thätige dabei. Bei allen Substanzen aber unterscheidet man Grundlagen, sogenannte Substrate, die einfach, nicht weiter zerlegbar sind; diese bilden eine Reihefolge, in welcher auch die Metalle liegen, an die metallischen Glieder dieser Reihe schließen sich andere an, zuletzt solche, die kein Metall mehr sind, wie Phosphor, Schwefel, aber gleichwohl eine Annäherung dahin tragen, wie diese sogar in der Kohle,

und selbst in der Luft (durch den einen
Bestandtheil derselben, den man deßhalb
als metallisch bezeichnen könnte) statt fin-
det. Diese Reihe von Substraten bildet
die Grundlage aller Mannigfaltigkeit der
Substanzen; sie werden nämlich aufgenom-
men in andere Substanzen, und zwar
vermittelst des Wassers, welches dabei
das Agens ist, oder vielmehr vermittelst
der Bestandtheile desselben. (Aber auch
untereinander, in ihrer Reinheit,
wo sie alsdann im Wasser nicht auflös-
bar sind, bilden sie Verbindungen, haben
gleichsam gegenseitiges Gespräch und Ver-
ständigung miteinander, und machen eine
eigene Welt mannigfacher Combinationen.)
Es ist der Triumph der neueren Chemie, daß
sie das Wasser in seine Bestandtheile zer-
legt, und diese als solche dargethan hat. Der
eine Bestandtheil ist Sauerstoffgas, Oxygen,
durch welches alle Verbrennung geschieht. Der
andere Bestandtheil ist Wasserstoffgas, Hydro-
gen, welches die verbrennlichste aller Substan-
zen ist. Kommen beide, das Verbrennende
und das Verbrennlichste, zusammen, so ent-

steht eine Verbrennung, von Explosion be=
gleitet; und es wird Wasser erzeugt. Beide
diese Bestandtheile nun wenden sich gegen die
Substrate, und begründen so den chemischen
Prozeß in seiner ganzen Mannigfaltigkeit;
die Substrate werden dann im Wasser
auflösbar; alle Chemie beruht auf der
Verbindung der Substrate mit dem einen
oder dem anderen jener Bestandtheile, und
unter diese zwei Gesichtspunkte lassen alle
chemischen Prozesse sich fassen. Im Gebiete
des Lebens sehn wir Ähnliches; die Ernährung
entspricht in ihm dem Chemismus, sie ist diesel=
be Richtung nach einer inneren Unendlichkeit
aufgeschlossen, wie der chemische Prozeß nach
einer äusseren.

2. Elektrizität. Sie stellt die grosse Be=
wegung auf der Erde dar. Nie können zwei
Körper sich berühren oder begegnen, ohne daß
eine gegenseitige Anregung statt findet; dieses
elektrische Spiel der Erregung geht immer
dem chemischen Prozesse voran. Wie der son=
dernde Prozeß im Chemismus durch Sauerstoff
vorgestellt wird, und der verallgemeinernde
durch Wasserstoff, so in der Elektrizität

verhalten sich die positive und negative.
Auf der ganzen Erde, bei allen Bewegungen,
allem Absterben u.s.w. hat die Elektrizität
ihre fortdauernde, stille Wirkung; zuweilen
aber nimt sie einen gewaltsamen Karakter
an, es erscheinen Krisen, Gewitter. Je
größer das Leben, je größer auch diese
Krisen. Unter dem Äquator, wo die allge-
meine Schwanddeke, welche alles Lebendige
umhüllt und alles in sie Hineinragende er-
starren macht, am höchsten absteht, und das
Leben am stärksten entwickelt ist, sind
auch die heftigsten elektrischen Explosionen,
die furchtbarsten Gewitternächte, von un-
geheuren Wassergüssen begleitet. Wie das
Leben aber nach Norden abnimt, und jene
Schwanddeke gleichsam in die Erde selbst hinein-
sinkt, schweigen auch mehr und mehr jene Ex-
plosionen, der rasche Blitz wird zum stehenden Nord-
licht, die stürzenden Wasserfluthen sind als
Nebel schwebend ausgebreitet. Die elektrische
Erregung ist abgeschlossen innerhalb des Lebens
der Erde, die Gegensätze sind in ihr vollkom-
men fest und entschieden. Nach innen gewandt,
im Gebiete des Lebens wird Elektrizität
Muskelbewegung, Irritabilität. Gegensatz

der Muskeln, die der Ernährung dienen, die der unwillkürlichen Bewegung angehörig sind, und derjenigen, die der willkürlichen Bewegung zustehn; jene Bewegungen, unaufhörliche, unermüdliche, gehn den willkürlichen, wie die Elektrizität dem chemischen Prozesse, immer voran, sie dauern im Stillen immer fort; diese sind den grösseren elektrischen Explosionen zu vergleichen, sie steigen mit dem Leben, haben ihre Crisen, ermüden.

3. Magnetismus. Im Magnet enthält derselbe Körper den Gegensatz zweier Pole; zwei Geister, die fast zusammen geschlossen sind, aber mit den Rücken gegeneinander gewendet, mit der Richtung nach aussen von einander abgekehrt. Allgemeines Gesetz für die Magnete: die zwei gleichen Pole stossen einander ab, die zwei ungleichen suchen einander. Alle Magnete (jedes perpendikulär seit Jahrzehnten stehende Eisen wird magnetisch) haben in Beziehung ~~der~~ Erde dieselbe Richtung nach dem magnetischen Pol; die Erde selbst ist ein grosser Magnet, nach einem magnetischen Pol gerichtet, der aber ausserhalb ihr selbst liegt. Daher ist im Magnetismus der Gegensatz nicht in sich geschlossen, vielmehr ist derselbe (starr und wie auf der Erde zu überwinden)

aufgeschlossen für die Unendlichkeit des Welt-
alls, hineinragend in grössere Verhältnisse,
nicht in tellurischen aufgehend, sondern hin-
überreichend in Kosmische. Im Magnet ver-
liert sich das Verschlossenste der Erde, ihr
innerstes verschlossenes Leben wird durch
ihn aufgeschlossen für das Universum. Die
Erde selbst als Masse ist magnetisch, daher
metallisch; denn der Magnetismus hält sich immer
an Metall, wie der Chemismus an Wasser,
wie die Elektrizität an Wasser und Metall,
nach beiden Richtungen zugleich. Der Magnet ist
gleichgültig gegen alle Umgebungen, als gehörte
er einer fremden Welt an; ein Zeitangeber
für die geheimsten Schicksale ganzer Gegenden.
Im Gebiete des Lebens entspricht dem Magne-
tismus das Gehirn und die Nerven, die Sensi-
bilität (Magnet ein umgekehrter Nerv), aufge-
schlossen für die innere Unendlichkeit des Lebens;
sie kennt eben so wenig die Rücksichten des
äusseren Lebens, wie der Magnet die der
Umgebung; in ihr ist eben so wie im Magnet
ein Gegensatz in der nämlichen Substanz ein-
geschlossen. —

Diesen erörterten dreien grossen
Richtungen nun ist alles Leben gleichsam
preisgegeben; auf ihrer Gegenseite aber

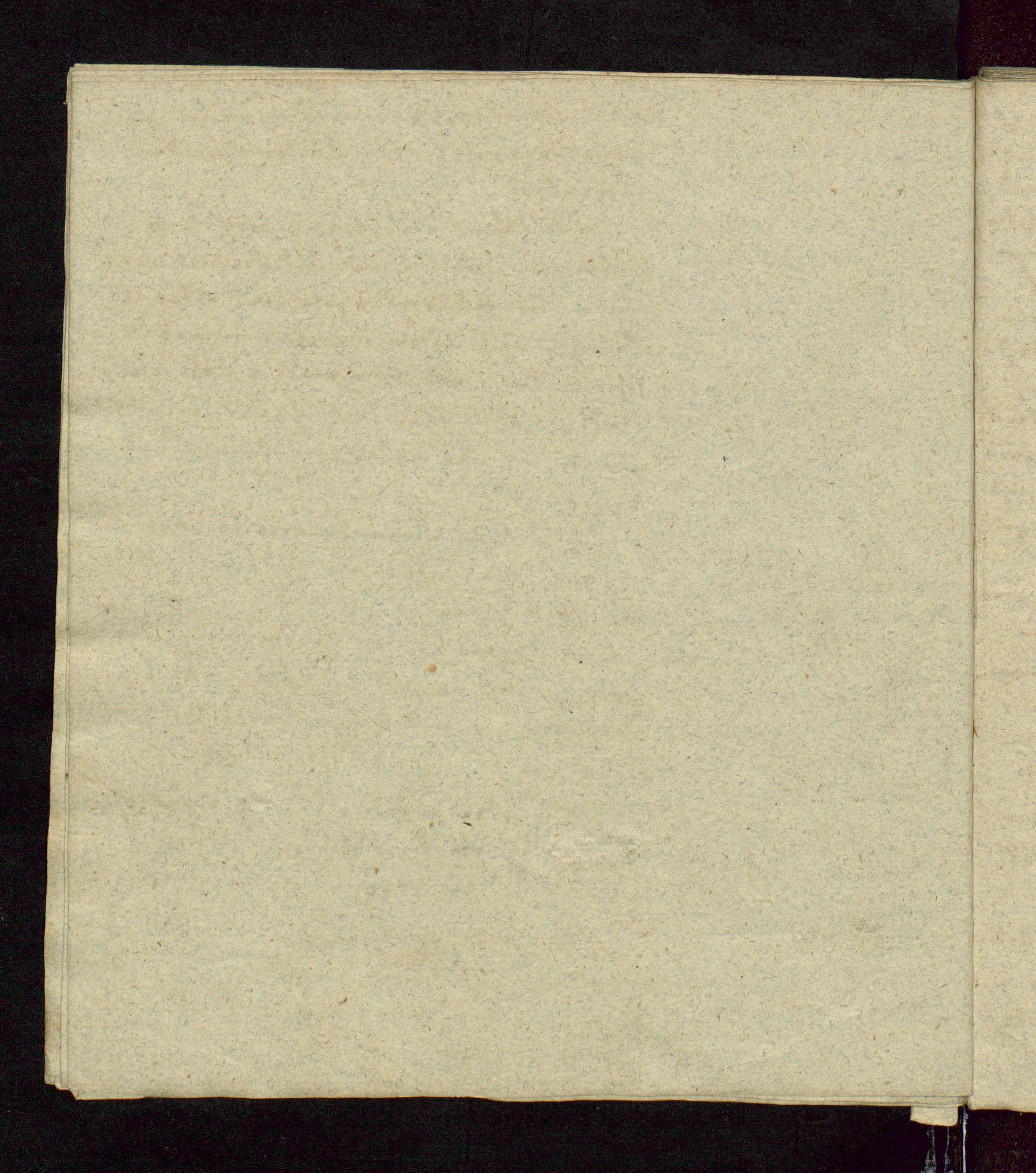
das Leben herrschend, beide übrigens gegen=einandergekehrt, den Rücken einander zuwendend.

Nie ist daher ein Übergang möglich vom Leben zum Tode. Beide sind durchaus verschieden und auseinander gehalten. Aber das Leben ist auch als ein Minimum immer da, schon in dem, was den Granit in drei Theile theilt, ist seine Spur deutlich, und steigt so fort bis zur eigentlichen Organisation empor.

Bei andrer Wärmetemperatur muß auch für jene Kräfte ein anderes Verhält=niß statt gefunden haben.

Der Magnet ist das Embryonische der Erde, weist noch auf die Abhängigkeit derselben von kosmischen Verhältnissen hin.

Wir werden nunmehr zur näheren Betrachtung des eigentlichen Lebens und zur Deutung seiner Formen übergehen.



Achte Vorlesung; den 28. Februar.

Die Resultate der vorigen Betrachtung werden zusammengestellt. Chemischer Prozeß und Ernährung – dasjenige, was in beiden Richtungen, in der nach der äußern Unendlichkeit und in der nach der innern (dem Leben), am meisten aneinandergränzt; entschieden an die Masse geknüpft, in beiden Richtungen. Elektrizität und willkürliche Bewegung eben so auf einander in Bezug; die Richtung der Natur zur Thätigkeit, jene (Elektrizität) auf der von dem Leben abgewendeten Seite, diese (willkürl. Beweg.) auf der dem Leben zugewendeten. Magnetismus und Sensibilität endlich verhalten sich auf gleiche Weise; dort, in der Richtung vom Leben ab, der starre Gegensatz im verschlossenen Metall aufgeschlossen gegen eine äußere Unendlichkeit, hier, in der Richtung des Lebens, aufgeschlossen gegen eine innere Unendlichkeit; Gehirn; Geist.

Ferner wurde behauptet, daß Leben und der Tod seien schlechthin verschieden, beide einander rein fremd. Vor den mancherlei Ansichten, durch welche hin und wieder ~~[illegible]~~ versucht worden, das Leben von dem Tode entstehen zu lassen, zeigt sich überall ein Abscheu in der Geschichte, ein geheimer Schauder. Die Einheit des Lebens und des Todes liegt außer-

halb der Gestalt der Erscheinungen, in der Macht des Schöpfers allein. Die vermeinten Übergänge sind nur scheinbar; das Wiederfinden derselben Bestandtheile, das Ineinanderspielen der todten und lebendigen Kräfte, die Annäherung der Erscheinungen, alles dies hebt die entschiedene Trennung nicht auf. Im menschlichen Geiste verhalten sich auf dieselbe Weise die Worte des Verstandes und des Geistes; sie sind immer die nämlichen, welche dort logisch oder grammatisch gebraucht werden, als Ausdruck des Einzelnen, hier wahrhaft geistig, als Ausdruck der Ideen, des Genius; die letzteren sind nicht aus jenen abzuleiten, so wenig wie Lebendiges aus Todtem. Diese Ähnlichkeit in Natur und Geist ist nicht bloß eine Vergleichung, sie ist ein- und dasselbe zugleich, in verschiedenen Gebieten.

Das Leben ist ein Fremdes, es kommt von anderswo her. Das Leben, dieses Vorbild der Liebe, wie die Masse dagegen das Reich des Gesetzes ist, läßt sich nicht von der Erde her ableiten; was den Stein füllend verbirgt, die Gebirge überwindet, gehört einem andern Reiche an.

Wenn im Geist kein [illegible] werden - Novalis

Aber schon in der sogenannten todten Natur sehen wir nicht bloß das Gesetz, sondern die Ahndung einer widerstrebenden Kraft trat uns aus der Betrachtung der Natur

entgegen. Dieselbe Kraft nun, die im Leben das Vorbild der Liebe wird, hält im Innern der Erde die magnetischen Kräfte gebunden.

Leben : nennen wir die ganze große Organisation zusammen, in welcher jede Gestalt die andere trägt und mästet. Die Organisation ist die Blüthe der gegenwärtigen Entwickelung. In demselben Maße, wie sie hervortritt, werden auch alle Elemente lebendiger. Die Pflanze wirft das Gebirge hinter sich, und die Pflanzenerde, diese lebensschwangere Decke, in der alle Ernährung ihren Grund hat, ist selbst eine allgemeine Pflanze. Das Meer ist voll gallertartiger Thiere. Die Luft voll lebendiger Keime. (Nicht die Luft des Chemikers, die bei der Zerlegung unter allen Bedingungen dieselben Bestandtheile zeigt, sondern die lebendige Luft selbst). Sie ist animalischer Art, das Allverzehrende, in welches alles verdunstet, sie ist selbst ein allgemeines Thier. So wenden sich die Elemente dem Leben zu, führen ein stilles Gespräch mit ihm, abwärts gewandt von der Massenbildung, und schließen sich dem Leben auf. In dieser Richtung setzen wir nun unsere Betrachtung des Lebens fort.

Die Richtung des Lebens, welche sich nach außen, den Elementen, zuwendet ist das Pflanzenleben. Die Pflanzen stehen

nicht niedriger als die Thiere, denn nicht schließt
die höchste Pflanze sich an das niedrigste Thier an,
wie es in solchem Falle sein müßte, sondern beide
begegnen sich nur in ihrer geringsten Form, auf
ihrer untersten Stufe. Wie wir in den Urge-
birgen schon die Richtung zum Leben fanden, so
finden wir in der Pflanze schon Thierisches, aber
noch in der Gewalt des Pflanzenhaften. Die
Infusionsthierchen in der grünen Materie des
Brunnenwassers sind Pflanzen und Thiere. Linsen
und Kugeln; Monaden; Anreihungen; umständ-
lichere Darstellung des Naturgeschichtlichen der
Sache. Auch die Schwämme nähern sich dem
Thierischen. Das Thierische in der Pflanze be-
rührt nicht ihre Eigenthümlichkeit als solche; in
den Abgrund der Eigenthümlichkeit immer weiter
fortgeführt gelangen wir zu der Pflanze in der
Pflanze: das sind die grünen Theile derselben,
die Blätter. Sie sondern sich von Wurzel, Blüthe
u.s.w. schon durch das Gemeinschaftliche, Ähnliche.
Sie bestimmen den Unterschied der Pflanze von dem
Thier; sie sind das allgemein Ernährende, von
den Elementen her, denn die thierische Ernährung
ist eine aus der zweiten Hand. — Man kann sagen,
die Pflanze wirft in den Blüthen ihre Eingeweide
nach außen, das Thier seine Blüthen in den
Eingeweiden nach innen. Die grünen Theile
der Pflanze, im Gegensatze der übrigen, haben

nichts Produzirendes in sich, sie verwelken, sie
bleiben ohne Frucht, (wie auch des Pflanzenhafte
bei den Thieren, Haare, Nägel, Hörner, diesen
Karakter hat); alle Entwickelung findet in
den innern Theilen der Pflanze statt, die grü=
nen Theile treten in die Luft rein heraus, in ge=
heimen Zusammenhang mit Luft, Wasser und
Erde. Der Zusammenhang mit der Luft ist
besonders mächtig und ausgedehnt. Alle Blätter
hauchen am Tage Lebensluft aus, das heißt eigent=
lich, die Luft athmet solche aus den Blättern
ein; dabei saugt die untere Seite der Blätter
Wasser ein, die obere strömt es aus. Ungeheures
Verhältniß dieser Ausströmung; nur der hun=
dertste, der tausendste Theil derselben wird zu=
rückbehalten. Hat ein einzelnes Blatt ein solches
Verhältniß zu der Luft, so denke man nun sich
den ganzen Wald, der sein Wirken in so viel
tausend Blättern in die ungemessene Weite
der Luft erstreckt! um und über ihn bewegt
sich ein entsprechendes Gebilde, ein Luftwald,
ein gemeinsames Ganze von Pflanzenleben er=
giebt sich aus beiden, und der grüne Wald ist
der bei weitem kleinere Theil darin. Zwischen
Luft und Pflanze ist ein ununterbrochenes
Einverständniß, ein beständiges Gemeinleben,
die Luft wird geordnet durch die Pflanze, diese

verändert das Klima, macht Wetter und Gegend. Die Pflanze ist die stille Blutader der ganzen Erde, deren venöses System, das arterielle System ist in der Luft; in dieser finden die regelmäßigen Pulsschläge jenes Gemeinlebens Statt. Selbst bei uns in Deutschland sind diese Pulsschläge wahrnehmbar, und wirklich zuerst wahrgenommen worden, ungeachtet in dieser schon nordischen Gegend die Erscheinung nur unvollkommen hervortritt; in den tropischen Ländern aber sind die Pulsschläge der Atmosphäre ganz deutlich zu unterscheiden. Daselbst fällt und steigt der Barometer das ganze Jahr hindurch an jedem Tage regelmäßig zweimal, (steigt Morgens, sinkt Mittags, steigt Abends und sinkt wieder Mitternachts); am regelmäßigsten findet dieser Wechsel Statt wo die Vegetation am mächtigsten ist, in Amerika. Die Übergangsepochen, Stürme, Regenzeit, bringen eine kurze Unterbrechung hervor, aber kaum sind sie vorüber, so tritt der regelmäßige Verlauf jenes Steigens und Sinkens wieder ein.

Die grünen Theile der Pflanze führen ein gemeinsames Leben, sie sind die

reinste Darstellung der Hingebung des Lebens an das Allgemeine, sie ordnen die Elemente, und entsagen aller Selbstsucht. Das Welken des Blattes ist nur die Fortsetzung seines Lebens, seiner Hingebung. So ist auch das Grün selbst ein durch Dunkles gemäßigtes Lichtes. Die grünen Theile der Pflanzen sind ein umhüllender Träger aller Thiere, die Nahrungsfülle derselben, ihr gemeinsames Nest.

Ein tiefes Gefühl schließt auch den Menschen innig an die Blätterwelt an, mit ihr von gleicher Bedeutung, als reine Hingebung, die sich im Genusse des Landlebens oft so glücklich darstellt, verirrt aber auch in schlechte Empfindsamkeit ausartet. Dem Sinne, der sich dieser Hingebung überläßt, treten auch alle Elemente freundlich entgegen; doch ist ihr auch ein geheimes Grauen beigemischt, ein Schaudern der Waldeinsamkeit, wie es die Alten durch ihren Waldgott Pan andeuteten, ein geheimes, wunderbares Ahndungsleben, wie es noch jetzt ein Grundthema aller Dichtkunst ist. In seiner tiefsten Bedeutung fühlte diesen Schauer und dieses Geheimniß Shakspeare; (die Auftritte und Vorgänge der Waldeinsamkeit in dessen Sommernachtstraum). Welch reiche Darstellung würde erst entstehen, wenn ein Dichter, wie Shakspeare oder Goethe, nun gar die Urwälder Südamerika's erschaute! Wo das Gewirr des Grüns undurchdringlich die

Erde überdeckt, wo Bäume auf Bäumen wachsen, niederhängende Zweige wieder in dem Boden wurzeln und neue Schossen emportreiben, Lianen durch die Wälder wuchern, und ein unentwirrbares Netz der mannigfachsten grünen Vegetation sich über ungeheure Landesräume ununterbrochen hinzieht! Dort ist die Thierwelt unterjocht und zurückgedrängt von der Pflanzenwelt; die Eidechsen und Schlangen wimmeln hier, die Säugethiere erscheinen nur gering an Menge und Gestalt, und alle wie gehemmt und zurückgedrängt. Selbst der Mensch ist dort wie in dämmernde Träume versenkt†; und wir wollen es erst erleben, daß der geschichtliche Mensch dort die Pflanzenwelt überwinden, und ein freies, selbstständiges Dasein an die Stelle des dumpfen, bewußtlosen setzen werde. Der überverfeinerte Europäer sollte dort für die höchste Stufe seiner Bildung und die niederste des unbeholfenen, rohen Eingebornen das Maß republikanischer Gleichheit ~~[illegible]~~ zu treffen wissen? Sehr zweifelhaft! Doch sind wir weit entfernt, voreilig bestimmen zu wollen, welches Ziel unter gegebenen Bedingungen der Macht geschichtlicher Entwickelung jedesmal gesetzt sein möge! —

†, daher die Nothwendigkeit, zur Arbeit dort ein anderes, kräftigeres Volk einzuführen; Neger; Sklavenhandel;

Neunte Vorlesung; den 3. März.

Der Gegenstand der vorigen Stunde soll nun nochmals, aber von einer anderen Seite betrachtet werden, in umgekehrter Folge, woraus das Verständniß des bisher Angedeuteten sich noch klarer ergeben wird.

Der Mensch, der Gipfel der Schöpfung, dessen Wesen die Bestimmung ist, das Universum anzuschauen (Leibnitz sagt, der Mensch sei bestimmt das Licht zu erschauen, denn die Thiere sehen nur Gegenstände, nicht das Licht), – kommt hülflos und nackt zur Welt, hierin den Thieren nachstehend; hierdurch aber gerade wird schon seine vorherrschende Richtung nach innen angedeutet, er trennt sich mehr als jedes andere Geschöpf von der äusseren Natur, und ist gleichsam die schwellende Knospe für eine höhere Welt. In dieser hohen und gesonderten Stellung bleibt der Mensch aber dennoch verbunden mit der äusseren Welt, und dieser Verbindung wollen wir jetzt, wiederum ganz abwärts gewandt, mit unserer Betrachtung folgen.

Auch der Mensch also steht mit der äussern Welt in untrennbarer Verbindung, auch ihn tragen die Elemente. Diese Verbindung ist

durch die Haut vermittelt, durch das eigene Leben der Oberhaut insbesondere, durch welche der Mensch wie durch ihre grünen Theile die Pflanze, in die Elemente gleichsam eingetaucht ist. Der menschliche Körper zehrt und wird verzehrt, dieses durch stille, ununterbrochen fortwirkende Prozesse schon während des Lebens, man kann sagen die Elemente genießen ihn; die allgemeine Aushauchung, durch die zuletzt alles in der einsaugenden Luft verdunstet, verändert nach und nach, inmitten des Fortganges des organischen Lebens, den ganzen Stoff, aus welchem die Organisation besteht. In wenigen Jahren ist der Leib dem Stoffe nach ein ganz anderer, als er vorher gewesen, indem die Form dieselbe bleibt, weil die Ernährung jeden Abgang in allmähliger Hinzufügung nach dem vorhandenen Gesetze der Bildung wieder erstattet.

So wird in der organischen Gestalt das Innere stets in das Äussere hinausgerissen, ergriffen von dem verzehrenden Elemente; in der Pflanzenwelt vermittelst der grünen Theile, in der Thierwelt vermittelst der Hautumhüllung. Je niedriger die Thiere, desto mächtiger wird diese Gewalt, welche das Innere in das Äussere zu reissen strebt. Bei den niedersten Thieren drängt sich eine mächtige Kalkbildung äusserlich her-

ger, bei den obern ist diese in den Knochen nach innen zurückgedrängt. Dieses Verhältniß geht durch alle Stufen gleichmäßig durch. Je mehr die Richtung zum Knöchigen sich nach außen ausbildet, desto geringer ist das Leben und die ganze Sphäre des Thiers. Mit der Entwickelung der äußeren Hülle steht das Ergriffensein von den Elementen in Verbindung. Bei den Säugethieren Hörner, Hufe, starke bunte Haare, (im Norden erbleichend); bei den Vögeln noch gewaltsamer, Federn, Schnabel, Krallen, Schuppen an den Füßen; dagegen die Knochen unsicher, hohl; bei den Amphibien Schuppen und Ringe, die Knochen mürbe; bei den Fischen lauter Schuppen nach außen, und nach innen statt der Knochen nur Knorpel; bei den Insekten endlich gar keine Knochen nach innen, nur nach außen. So ist auch, je mehr sich die Sphäre des Daseins verengert, dieses desto mehr von der Temperatur abhängig, von der Schwere der Luft, wie besonders an den Vögeln zu sehen ist; Zugvögel; höherer und niedrigerer Flug; der Adler taucht in die unteren Luftschichten hinab wie die Amphibien in das Meerwasser, um sich in der tieferen Region für das Leben in der höheren zu erfrischen. Dieses Wechselverhältniß der entwickelten Umhüllung und des Ergriffenseins von den Elementen ist ganz

zusammenhängend mit dem Leben der grünen
Theile der Pflanzen und der Luft. —

Der Mensch gehört als Erscheinung, wie
jede, der allgemeinen Masse an, den Gesetzen
der Schwere. Diesem ersten Allgemeinen kann
er sich nicht entziehen. Ein zweites Allgemeine,
nicht mehr im Gebiete der Masse, stellt sich
im Gebiete des Lebens durch die Vegetation
dar; denn die Pflanzenwelt ist innerhalb des
Lebens das ~~Allg~~ Allgemeine, wie die Thier-
welt das Besondere. Auch diesem Pflanzen-
leben entrinnt der Mensch nicht.

In der Gestalt der Vegetation ist aber
auch wieder Thierisches.

Die grünen Theile der Pflanze haben keine
Entwickelung, sie sind vielmehr die Gränze
derselben, als bloße Entfaltung, frei in
die Luft und an das Licht heraus. Alle
Entwickelung der Pflanze wendet sich dagegen
vom Licht ab, ist im Innern der Pflanze ver-
schlossen, Wurzel u.s.w. Als das Innere
der Pflanze, den grünen Theilen entgegenge-
setzt, erscheint der Stickstoff, der zugleich das
Element der Luft ist, die wir selbst schon
als ein Thierisches bezeichnet haben; in den
grünen Theilen dagegen erscheint der Kohlen-
stoff, der zugleich das Element der Erde ist.
Kohlenstoff und Wasserstoff sind die Be-

z. 9.

standtheile der grünen Theile. Der Chemie
gelingt es, jeden einzeln darzustellen, aber
sie beide zu verbinden, das Geheimniß, diese
Macht ist der Pflanzenwelt allein vorbehalten.
Oele, Spiritus, Wein, Pflanzensäuren, sind
die Produkte von der Verbindung beider, welche
die Chemie aus ihren Urstoffen nicht zusammenzu=
setzen vermag. Wo die Pflanze sich, wie in
den Schwämmen, Pilzen, Wurzeln, Samen,
dem Thierischen mehr nähert, tritt auch der
Stickstoff, die Luft, mehr hervor, die Stoffe
werden nährender, weil thierischer. — In der
Luft spielt die absolute Willkür, aber ein
thatenloses Thun, das niemals zur That und
zum Erfolg wird, in der Allgemeinheit ge=
halten. —

Die verschlossenen Theile der Pflanze
stehen im Gegensatze mit den grünen. Bei
den letzteren geschieht die Entwickelung nach ein=
ander, in der Zeit, und aus einander, und
die Natur läßt die Glieder dieser Folge stehen.
Bei den ersteren ist alles für die Entwickelung
im Keime vorbereitet gleichzeitig beisammen.
Die Konzentration des Lebens der Pflanze
in sich ist nächtlich, ein stilles sich in sich
Besinnen der waltenden Natur; die Blüten=
welt dagegen ruht nachts. Das Leben

der Pflanze wechselt zwischen Tag und Nacht, und schlägt mit der Morgenröthe und Abendröthe in diesem Wechsel regelmäßig um, wobei jedesmal eine Wassererzeugung entsteht, der Morgenthau und der Abendthau. (Wärme hiebei in Betracht; sie ist der Ausdruck des heißen Lebens selbst, und nicht bloß von der Sonne herrührend). Nachts vorwaltet das Thierische in der Pflanze, am Tage die Pflanze in der Pflanze, das eigentliche Pflanzenleben.

Die Blume ist recht eigentlich die Flamme der Pflanze, (jede Farbe fixirte Flamme, jede Flamme bewegte Farbe). Sie stellt ein Höheres in der Pflanze dar; in der schwellenden Knospe ist alles zugleich, wie im thierischen Leibe alle Organe zugleich sind; schon dies ist ein Höheres. Die ganze Pflanze bildet sich in abwechselnder Expansion und Contraktion, wie Goethe dies zuerst klar erschaut, und auch dichterisch in der „Metamorphose der Pflanzen" ausgesprochen hat; die letzte Expansion aber sind Knospe und Frucht. Das Blumenblatt ist das umgekehrte grüne Blatt, das nächtliche Blatt. (Fetter Boden kann die Blüthen ganz verhindern, hingegen Mäßigung der grünen Theile gefüllte Blumen hervorbringen). Das Thier, haben wir schon angemerkt, bekömmt seine Nahrung erst aus zweiter Hand,

eine schon vorbereitete Nahrung; so wird auch der Blume durch die Nektarien von der Natur eine zartere Nahrung zubereitet, gleichsam dem aufgeschlossenen inneren Thiere der Pflanze. —

Mond, für die Blume; Sonne, für das grüne Blatt. —

Blüthenstaub, Samen, thierischer Art. –

Die Blume ist das Vorbild stiller Hingebung; das sich Opfernde für den Samen, (im Gebiete der Sittlichkeit der schönen That zu vergleichen, die sich zum Opfer bringt, um die höhere Frucht gedeihen zu lassen. Duft und Farbe bei den Blumen im Gegensatz, (Tulpe und Nachtviole), die einzelnen Ausnahmen dürfen kaum in Betracht kommen; so bei den Vögeln Farbe und Gesang.

Jenes Grünen der Blätterwelt kann die Blume nicht erregen; aber die narkotische Gewalt der Düfte, dieser geheime Zauber des innersten Pflanzenlebens, ist nicht minder wunderbar und bedeutend.

Eine andre Betrachtung hier zum Schlusse; sie betrifft den Wechsel der Blüthen bei uns. Im Frühjahr erscheinen die ersten Blüthen klein, zart, anmuthig, kinderhaft, vorherrschend blau, oder weiss; im Sommer vorherrschend roth; im Herbste gelb; also ganz in der prismatischen Farbenreihe, die sich da bildet, wo ein dunkler Grund ist. (Gelb zugleich die Farbe des Welken.)

Was der Herbst uns giebt, ist wahrlich nicht
was der Frühling wollte; daher die Wehmuth,
die der Herbst erregt; alles verborgene
Geistige verschwindet in den Blüthen;
so auch sollen Thaten verwelken wegen
des Samens; zuletzt erscheint der Herbst-
regen, wie Thränen zu spät auf ein zer-
rissenes Gemüth sich ergießen, und die
neuen Ahndungen des Frühlings, der sich
wieder zeigen wollte noch zuletzt in
täuschenden Jugendtrieben, die schon
herbstliche waren, verschwinden.
(Im Greisenalter erneuen sich so bisweilen
Zähne, Haare, wie beim Kinde.)

Zehnte Vorlesung; den 7. März.

—

Die Folge der Betrachtung führt uns zu den Insekten, diesem Gewimmel einer eigenthümlichen Welt von kleinen, halbverborgenen Thieren, welche mit der Pflanzenwelt in der innigsten Verbindung stehen. Es ist bemerkenswerth, daß die hauptsächlichsten Ergebnisse der Naturforschung über diesen Gegenstand aus einer Zeit stammen, welche bei mannigfacher äußern Bewegung doch für die Grundlagen des bürgerlichen und geistigen Lebens vorzugsweise eine Zeit der Ruhe heißen kann, aus der ersten Hälfte nämlich des achtzehnten Jahrhunderts. Ein frommer Sinn beschäftigte sich in einfacher Ländlichkeit ungestört mit diesem scheinbar unbedeutenden Gegenstande; Lyonnets Versuche über die Weidenraupe sind hier hauptsächlich gemeint. —

Die Insekten gehören recht eigentlich zu der Pflanzenwelt, sie sind an dieselbe geknüpft, und zwar immer in gleichem Verhältnisse durch alle Momente der Bildung, und immer an eine ganz bestimmte Richtung. Je höher die Vegetation ist, desto höher zeigt sich auch diese kleine Thierwelt, die sich jener gegenüber bildet, und in ihren eigenthümlichen Gestaltungen sich nicht nur bestimmten Pflanzen, sondern auch bestimmten Theilen einzelner Pflanzen anschließt. Den Sevenbaum und Taxus ausgenommen, — eine Ausnahme, welche grade

als solche der Regel wieder zur Bestätigung dienen kann, – haben alle Gewächse ihre verschiedenen Insekten, und die nicht nur der ganzen Pflanze, sondern auch einzelnen Theilen derselben eigenthümlich angehören, der Wurzel, der Rinde, dem Blatte, der Blüthe; so zählen wir bloss auf unserer Eiche mehr als hundert verschiedene, ihr eigenen Gattungen von Insekten.

Je ausgebildeter das Insekt ist, desto abgewendeter ist es auch von allen höheren Thieren, und zeigt dadurch, wie ganz es an die Entwickelung der Pflanzenwelt geknüpft ist.

Am deutlichsten offenbart sich die Übereinstimmung von Insekten und Pflanzen in ihrer inneren Struktur; diese ist in beiden äusserst einfach. (Die Struktur der Pflanze ist nur nach außen von der grossten Mannigfaltigkeit der Gebilde, die uns verwirrend in Erstaunen setzt, nach innen aber sehr einfach).

Um den Gegensatz gleich in seinen allgemeinen Zügen zu fassen, machen wir auf die folgende Verbindung aufmerksam. Bei der Elektrizität unterscheiden wir schon positive und negative; wird ein negativ elektrischer Harzkuchen mit dem feinsten Staube, mit semen lycopodii, bestreut, so bilden sich runde, zusammengeballte Formen, bei positiver Elektrizität aber auseinanderstrahlende, dendritische (baumähnliche), das heisst, es wirkt die sondernde Thätigkeit und die verallgemeinernde. Derselbe Typus nun zeigt sich im Gegensatze der

Insekten und der Pflanzen. Oder derselbe Gegen-
satz noch von einer andern Seite gefaßt: Wenn ein
Thier sich in sich selbst konzentrirt, energisch zu-
sammennimt, so ballt es sich, die Muskeln werden
zu einer Rundung aufgetrieben; dagegen, wenn
es in seiner Energie nachläßt, so dehnt es sich aus,
und nimt eine gestreckte Richtung; beide erblicken
wir auf der untersten Stufe des Lebens, in den
Kugeln und Fäden; im höheren Gebiet erscheint
jene einseitige Thätigkeit des organischen Lebens,
die sich im Muskel zusammenfaßt, als Insekt wie-
der, jenes Ausdehnen im Schlaf und in der Er-
müdung aber als die Pflanzenwelt (der Schlaf
ist vegetativ, und geht durch die ganze Vegetation).

Nähere Betrachtung der inneren Struktur.
[crossed out] Einleitende Bemerkung:
In der Pflanze ist die Vereinigung der Elemente zu
Einer Konfiguration, um eine Bedeutung zu finden;
diese Richtung steigert sich mehr und mehr, und wird
zuletzt venöses System. Beschreibung dieses Systems.
Das Blut strömt aus allen Theilen des Körpers
zum Herzen und vermittelst dieses der Lunge zu;
die Luft in den Lungen belebt das Blut, es
wird arteriell, und das arterielle System
treibt es dann wieder durch das Herz in alle Theile
des Körpers zurück. Nun Rückblick auf die [crossed out]
innere Struktur der Pflanzen und Insekten. In
der Pflanze sind Luftröhren, spiralförmig gewun-

denn Adern, die von der Wurzel quellen, sich
mehr und mehr vertheilen, und sich zuletzt
in die Luft eröffnen; das innere Leben
der Pflanze strömt auf diese Weise aus, läuft
der Luft zu, wie das venöse System der
Luft in der Lunge zuläuft, im Menschen.
Bei den Insekten nun finden sich dieselben
spiralförmig gewundenen Luftgefäße, aber
in umgekehrter Richtung; bei der Pflanze wur-
zeln sie in der Erde, bei dem Insekt aber
wurzelt der Luftbaum in der Luft, und ver-
theilt sich nach innen, wie das arterielle System
im Menschen von der Luft her (aus der Lunge)
sich im Körper vertheilt. Dieser Luftbaum
bildet gleichsam das Insekt um sich her; er ist
es, der sich die Muskeln eignet, und ihre
Thätigkeit erregt. Daher bei den Insekten
eine unendlich starke Muskelbewegung, mit
der der höheren Thiere nicht in Verhältniß;
Springkraft eines Flohes verglichen mit der eines
Pferdes. Die stille Pflanze haucht
Luft, das bewegte Insekt athmet Luft
ein; die einseitige Thätigkeit der Muskelbe-
wegung reißt die Wurzel aus der
Erde los, und wurzelt in sich selber.

Wir sehen bei den Pflanzen die Ent-
wickelung durch abwechselnde Expansion und

z. 10.

Contraktion geschehen; dasselbe findet statt bei den Insekten, nach dem gleichen Gesetze. Die grünen Theile der Pflanze entsprechen der Raupe, der Samen den Eiern u. s. w. Aber bei den Pflanzen bleibt, nach Schellings schönem Ausdruck, die Brücke der Entwickelung stehen, die neue Stufe erfolgt aus der älteren, ohne dass diese aufhört; bei den Insekten hingegen bleibt diese Brücke nicht, es erfolgt nicht bloss Entwickelung, wie dort, sondern auch Verwandlung, zuletzt Vollendung im Übergange zum Tode.

Immer ist das Insekt an ganz bestimmte Verhältnisse der Pflanzenwelt geknüpft; schon durch das Eierlegen. Der innere Zusammenhang zwischen Pflanze und Insekt lässt sich nun immer weiter verfolgen, z. B. den zusammengesetzten Blüthen entsprechen die geselligen Insekten. Das Insekt ist die Brusthöhle, die ihm entsprechende Pflanze die Bauchhöhle, die jenem die Nahrung bereitet, wie dies in der höheren Organisation der Fall ist; beide, Brust und Bauch, die zusammengehören, haben sich hier in Insekt und Pflanze nur noch nicht gefunden, die höhere Ausbildung der höheren Thiere aber lässt Brust und Bauch in Einer Organisation sich finden, und aus beiden dann erst als gemeinschaftliche Blüthe das Nervensystem hervorgehen.

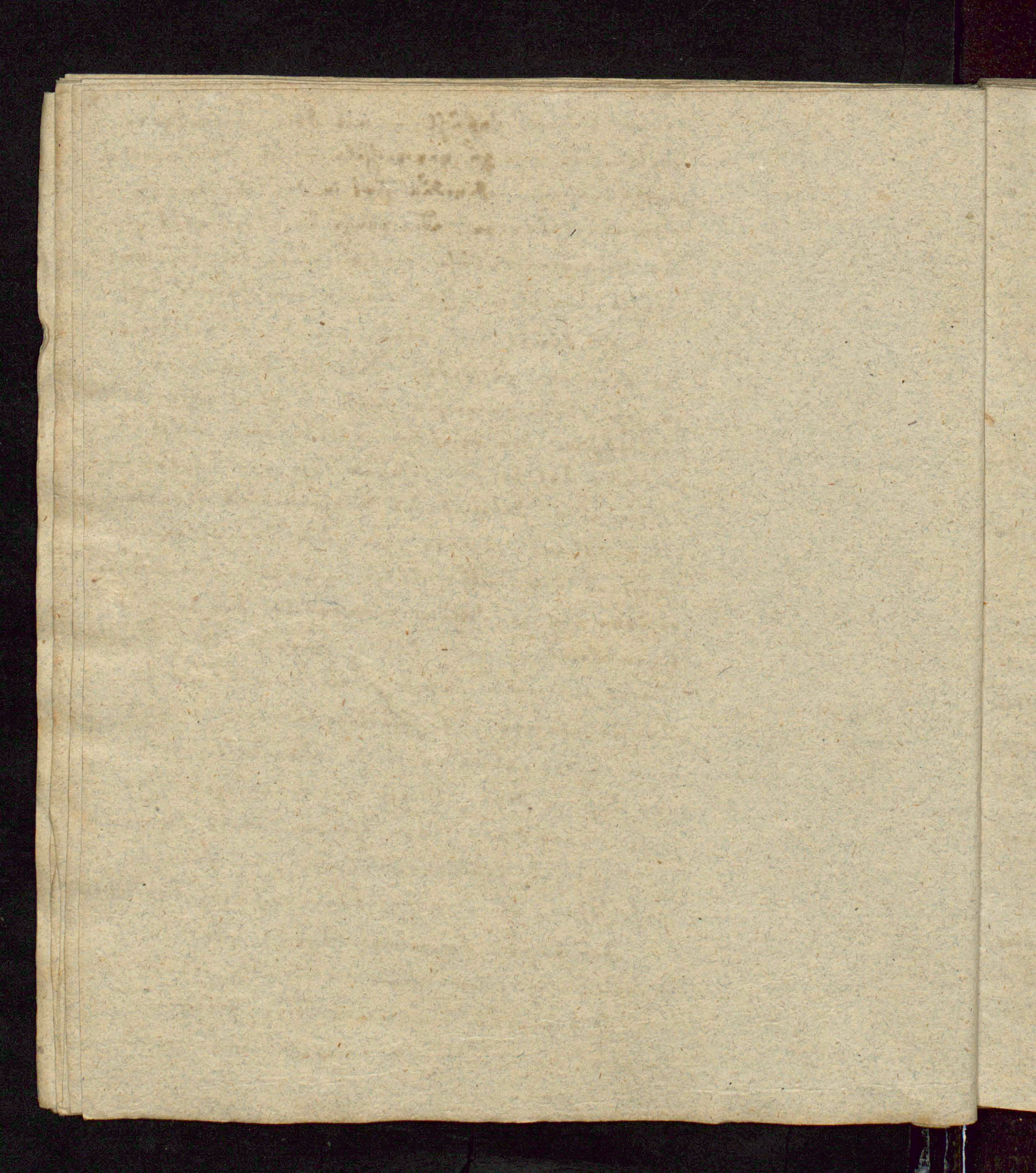
Von den Sinnen der Insekten. Sie haben
keinen Geschmack, aber auch keinen Geruch,
wie ihnen doch Manche beilegen gewollt;
denn wo keine Unterscheidung von Mannig=
faltigem ist, wo nur immer Eines empfun=
den wird, da kann kein eigentlicher Sinn
gesetzt sein. Statt seiner, ist es vielmehr die
anziehende Kraft des ganzen Daseins, welche
z. B. aus weiter Ferne das Insekt zu
seiner ihm entsprechenden Nahrung ruft,
wie ein Naturforscher, der in der Wüste
einen Löwen zerlegte, plötzlich eine
Menge Fliegen herbeikommen sah, von
welchen früher auf Meilenweite keine
Spur zu finden gewesen. Die Insekten
haben zweierlei Augen, einfache und zusam=
mengesetzte. Sie sehen eigentlich nur mit den
letzteren; die ersteren, als zwei schwarze
Punkte schon bei den untersten Thierstufen
vorkommend, sind bloss die anziehende Kraft
des Lichts, welche das Insekt unwiderstehlich
fortreisst, wenn sie allein wirkt; überdeckt
man z. B. die zusammengesetzten Augen,
und lässt bloss die einfachen offen, so steigt
das Insekt nun einzig und allein zum
Licht empor, geradauf in die Luft, wo es
zuletzt in der Höhe sich verliert. Das
Gefühl ist der gemeinschaftliche Träger aller

Sinne; dieses Gefühl — mit dem besonderen Tasten hier nicht zu verwechseln — ist der eigentliche Insektensinn, individualisirt in den Antennen oder Fühlhörnern. Die ganze Insektenwelt ist nur die eigenthümliche Entwickelung des Gesammtgefühls, wie es in allen Sinnen zum Grunde liegt.

Es bleibt noch übrig, von den Kunsttrieben der Insekten zu reden. Man hat ihnen eine zu hohe Stufe anweisen wollen. Es ist wahr, manche Fertigkeiten der Insekten übertreffen alles, was in dieser Art bei den höheren Thieren vorkommt. Allein es ist dabei keine Besonnenheit der einzelnen Thiere, sondern gleichsam der allgemeine Verstand der Natur selbst wirkend. Die Insekten gehören auch in diesem Betracht der vegetativen Bildung an, das Erzeugniß ihrer Kräfte schießt aus ihnen heraus, als unwillkürliche Krystallisation; sechsseitige Bienenzellen nichts anders, als eine solche Krystallisation, nur daß in deren Mitte ein lebendiges Thier steht. Bei den höheren Thieren tritt dagegen ein Geistiges, Willkürliches ein; bei ihnen mehr That, bei den Insekten noch ganz Produkt.

Das Insekt, kann man sagen, wächst in seinen Kelch hinein, wie die Blüthe heraus.

Das Insekt ist eine abgelöste, fliegende Blüthe, die Blüthe ein festgehaltenes, gebundenes Insekt.



Eilfte Vorlesung; den 10. März.

Wir haben bisher das Leben betrachtet, wie es in der Gewalt der Vegetation sich darstellt; dahin gehören nämlich auch noch die Insekten, denn obwohl sie mit der Pflanze im Gegensatze stehn, so sind sie doch mit ihr in einer gemeinsamen Welt, und in dieser beide zusammen abgeschlossen.

Bei den Alten galt der Schmetterling als Bild der entfesselten Psyche; uns kann dies einzelne Bild nicht mehr genügen, wir haben die Vorstellung einer Metamorphose der ganzen Erde zur höchsten Bildung auszudrücken.

Wir kommen jetzt zu dieser Entwickelung der Psyche, durch alle Grade durch bis hinauf zum Menschen. Von den organischen Systemen, welche wir in dieser Stufenfolge als den Bestand des Organismus immer wiederfinden, erfassen wir zuerst das Nervensystem, als dasjenige, welches dem von dem Leben am meisten Abgewandten, dem reinen Metallkönig, am entschiedensten gegenübersteht.

In den niedersten Thieren ist noch alles gallertartig verschwommen; die Polypen können zerschnitten, umgekehrt werden, jeder Theil kann sich zum Ganzen, zu jeder Funktion bequemen; die Infusionsthierchen

verwandeln sich unter den Augen des Betrachters; die Natur spielt in bizarren Gestalten, noch ohne entschiedene, feste Richtung. Brust und Bauch sind äusserlich getrennt, gleichsam zwei Thiere zusammen. Mit dem Kopfe bekommt die Gestalt erst eine bestimmtere Art, aber doch bleiben auf den untersten Stufen die Eingeweide noch verworren; die Nerven sind überall in Knoten ausgestreut und wenig entwickelt.

Die Nerven sind bei den niederen Thieren hohl, und stehen noch den Blutgefässen nah, von welchen sie oft kaum zu unterscheiden sind.

Bei den Fischen ist das Rückenmark ein hohler Kanal, der dann in das Gehirn übergeht, das noch nichts ist als paarweise nebeneinanderliegende Knoten, aus welchen vorn der Geruchsnerve heraustritt.

Bei den Amphibien vermindert sich die Höhlung im Rückenmark; die Knoten nehmen ab, und schon hebt ein Unterschied von grossem und kleinem Gehirn an.

Bei den Vögeln füllt sich das Rückenmark mehr und mehr; der Unterschied des grossen und kleinen Gehirns wird deutlicher, die innere Bildung und das Verhältniss beider entwickelter.

Bei den Säugethieren endlich schwillt das grosse Gehirn mächtig empor, und erhält Windungen, zurückgedrängt und geschlossen

von dem Froschschädel; es deckt mehr und mehr das kleine Gehirn, ~~und~~ bekommt immer tiefere, verzweigtere Falten (Lebensbaum; bei Blödsinnigen sind diese Falten geringer); am vollkommensten ausgebildet alles dies im Menschen. Schon im Niedrigsten ist dieser erste Bau ~~schon~~ gegründet als Anlage zum Höchsten. Und, was nicht ohne tiefen innern Schauder erkannt werden mag, dieselbe Stufenfolge, derselbe Gang der Entwickelung, der durch die ganze Thierreihe durchgeht, wiederholt sich auf dieselbe Weise bei der Entwickelung des Menschen im Embryo! Nirgends ist dies so klar, wie beim Gehirn; die Nerven behalten durch alle Gattungen immer am treusten dieselbe Bedeutung. So hat der Mensch im Embryo zuerst ein Fischgehirn, dann das Gehirn eines Amphibiums, hierauf eines Vogels, später eines Säugethiers, und erst ganz zuletzt ein eigentlich menschliches. So erscheint mir rückwärts eine tiefe innere Verwandtschaft durch die ganze Schöpfung!

Wie das Gehirn entwickeln sich mehr und mehr alle Funktionen, zeigt sich der Gegensatz der Nervenknoten und Nervengeflechte zu dem Gehirn entschiedener; die zerstreuten Knoten und Geflechte gehören der vegetativen Funktion an, das eigentliche Gehirn der animalischen. Nach derselben Folge der Entwickelung werden die Knorpel zu Knochen, die äussere Bedeckung, Federn, Haare, zu feinerer Haut.

die assimilirenden Prozesse konzentriren sich; das vegetative (venöse) Blutsystem drängt als ein Baum allverzweigt in der Organisation hervor. Bei den Fischen drängt sich ein Herz in den Bauch, aber nur mit Einer Kammer, der rechten, bloss für das schwarze Blut, das vegetative venöse; das arterielle, oder Pulsaderblut, das rothe, fehlt noch. Dies letztere erscheint schon bei den Amphibien, es bildet sich dafür gleichsam ein zweites Herz, die linke Kammer. So bildet sich mit dem Steigern des Gehirn auch mehr und mehr das Herz aus. Bei den Vögeln laufen Bauch und Brust noch zusammen; erst bei den Säugthieren treten beide gesondert von einander; alles ordnet sich, und dem vollkommenen Gehirn tritt ein vollkommenes Herz gegenüber.

Nun heben auch die Sinne an. Mit ihnen erscheint die Symmetrie, sie tritt hervor je nachdem die Sinne sich ausbilden. Im Gehirn ist alles paarweise, oder genau in der Mitte; aber es hat alles, was dem Rückenmark angehört, Symmetrie. Bei den höheren Sinnen ist auch sie höher; im Gefühl noch dunkel, in der Nase schon deutlich, in Augen und Ohren entschieden ausgesprochen. Sie ist das Umgekehrte dessen,

J. 11.

was im Magnet ist; in diesem ist Eine Masse, gleichsam Ein Organ, und doppelte Funktion, zwei Pole; in der Symmetrie der Sinne ist doppelte Masse, doppeltes Organ, und nur Eine Funktion; hier werden Zwei zu Einem, die innere Vereinigung besteht bei äusserer Trennung; dort wird Eins zu Zwei, bei äusserer Vereinigung besteht innere Trennung.

Die Sinnesorgane regen sich durch die ganze Thierreihe; man kann sagen, die ganze Thierreihe wolle sehen, strebe von unten her ihnen zu. Die Ausbildung ist dieselbe, wie bei allem Leben. Beim Gefühl, als dem untersten und allgemeinsten Sinn, verschwimmen die Organe noch im Allgemeinen, individualisiren sich nur in den Fingerspitzen einigermassen für das eigentliche Tasten, dann aber werden die Organe immer gesonderter, bis sie endlich in sich gerundet erscheinen, und mit dieser Rundung und Abgeschlossenheit in sich zugleich den grössten Wirkungskreis nach aussen umfangen. Das Gefühl schliesst bloss Eigenschaften der Masse auf, erfordert unmittelbare Berührung; der Geschmack schliesst chemische Eigenschaften auf, (Alkali und Säure), wird vermittelt durch Flüssigkeit, durch den Speichel, der aber zugleich auch der Verdauung

dient; der Geruch hat schon Duplicität, wirkt
in weitere Entfernung, sein Gebiet ist das Gas-
förmige,† ; das vegetative Produkt dieses Sinnes,
der Nasenschleim, ist schon mehr als der Speichel
eine reine Absonderung nach aussen, und zeigt
dadurch die grössere Selbstständigkeit des Sinnes an.
Diese drei Sinne sind niedere, thierische. Ihnen
gegenüber bilden sich die höheren, des Vernehmens
und des Wahrnehmens, Gehör und Gesicht.

Das Gehörorgan bohrt sich in den tiefsten
und härtesten Knochen, und bohrt sich tiefer ein,
je höher die Entwickelung ist; das Gehör ist einsied-
lerisch, in die stillste Stätte der Organisation
gezogen; das Ohrenschmalz ein noch entschiedeneres
Excrement, als der Nasenschleim; das Gehör ist
vollkommen individualisirt, der Gehörnerve ganz
gesondert, das kleine Gehirn das Gehirn des Gehörs.

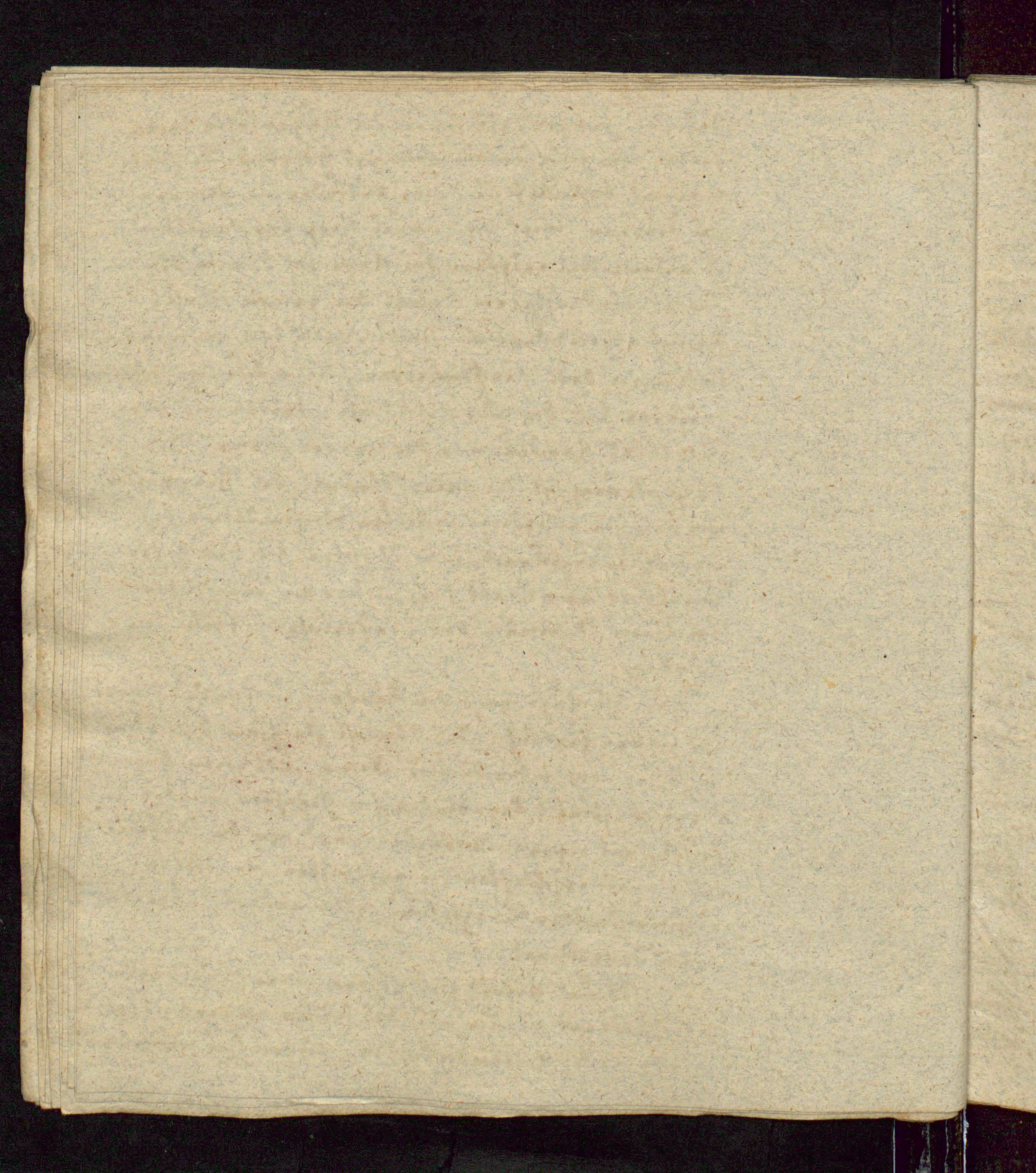
Das Auge ist das am meisten gesonderte
Sinnorgan, das in sich am meisten gerundete,
endlich einmal dem Ziele alles Werdens,
der Ründung, nahgekommen, ein Organ,
in welchem das, was die Natur überall er-
strebt und nicht erreicht, endlich gelungen er-
scheint. Das Auge, dessen Gehirn das grosse
Gehirn ist, ist gleichsam das eröffnete Gehirn,
die Augenhöhle der eröffnete Schädel. Die
Augennerven gehn aus der Mitte des grossen

† elektrische, (das Niesen eine elektrische Explosion),

Gehirns hervor; ehe sie in die Augenhöhle treten, halten sie gleichsam ein geheimes Gespräch, die harte Hirnhaut begleitet sie, eine Pulsader im Innern des Nerven wird ein eignes Herz für denselben. So ausgestattet eröffnet das Auge sich dem Licht. Das Blutadersystem giebt die reinste Kohle, die sich abgesondert als Nacht dem Lichte gegenüber=bildet; die drei Feuchtigkeiten, die wäßrige, die gläserne und die Krystalllinse, treten als ver=hüllendes Gewölk vor die innere Sonne. Die Absonderung ist die reine Thräne, das Meerwasser, mit dem sie allerdings dieselben Bestandtheile hat. Der Wirkungskreis, der sich schon bei dem Gehör ungeheuer erweitert hat, ist hier ein unendlicher, bei einem Minimum der körperlichen Mittel der Wirkung.

Nur das Auge weiß die Rundung zu finden; Planet und Sonne zugleich. Das Auge ist gleichsam das Thier im Thier, ein individuelles Dasein, mit einem beson=deren Instinkt begabt, der ihn Gefahren meiden heißt, mit eignen Muskeln; und wie die Muskeln des Auges erschlaffen, so erschlaffen in tiefer geheimnißvoller Beziehung alle andern Muskeln des Körpers mit.

Gehör und Gesicht sind höhere Sinne, sie ragen in ein höheres Dasein als das irdische empor; sie spre=chen eine andere Befriedigung an, als ihnen hier gewährt wird.



Zwölfte Vorlesung; den 14. März.

Rückblick auf das Bisherige. Wir haben gesehen, daß die Entwickelung aller Organe zugleich mit dem Gehirn geschieht, dem sich gegenüber in gleichem Grade das Herz entwickelt. Dann betrachteten wir die Sinne, diese Hirne im Thier, deren höhere Entwickelung mit ihrer steigenden Sonderung und ihrem zunehmenden Wirkungskreise verbunden ist, wo wir denn das Auge den am meisten gesonderten Sinn und das Licht einen unermeßlichen Wirkungskreis fanden, dagegen das Gefühl das am wenigsten Gesonderte, und die unmittelbare Berührung der beschränkteste Wirkungskreis. Wie die niederen Thiere in den Elementen zu den höheren Thieren, so verhält sich das Gefühl im Körper zu den höheren Sinnen. (Vorstellung der Mystiker, daß der Mensch selber nur wieder Element (Boden) für höheren Raum (oder auch für tieferen) wird). —

Ehe wir weiter schreiten, wenden wir uns nun von dem gegebenen Gesichtspunkt aus zu einer allgemeinen Übersicht des gesammten Lebens der höheren Thierwelt bis zum Menschen.

Eingeschaltete Bemerkung: Ungeachtet der Stufenfolge in der Entwickelung der Sinne, sowohl der einzelnen in ihrer Reihe, als der gesammten innerhalb der Gattungssteigerung, so ist doch auf jeder

Stufe die Entwickelung immer eine Gesammtent-
wickelung; alle Sinne entwickeln sich zugleich, in
gleichem Maße, die Stufe des einen Sinnes ist
eins mit allen.

Die Fische nun zuerst zeigen überall eine ge-
hemmte Entwickelung. Sie athmen zwar, doch nur
die Luft, die im Wasser ist. In den Gräten und Floß
federn sind alle Knochen der höheren Thiere angedeutet
aber auf gehemmter Stufe. Die Sonderung zwischen
Mund, Brust und Bauch, kaum angedeutet, verliert
sich wieder in einer gemeinsamen Höhle. Das Herz
ist nur ein venöses; das arterielle System ist noch
in das Allgemeine des Körpers zerstreut. Das
Rückenmark ist hohl, das Gehirn eine Doppelschnur
verbundener Knoten. Eben so sind auch die Sinne
gehemmt; die Zunge ist knorpelig, ohne Warzen, man
kann den Geschmack ganz läugnen; nicht besser ist es
mit dem Geruch. Das Gehör ist ein spezifisch verschie-
denes, für welches die Gräten als Tonleiter dienen.
Von den vier Abtheilungen, welche das entwickelte
Gehör bilden, haben die Fische nur die eine, den
Vorhof, angedeutet ist eine zweite, die beiden über-
gen fehlen ganz. Das Hören fällt bei den Fischen
mit dem ganzen Gefühl zusammen, und nur die Spur
eines individualisirten Hörens zeigen sich im Ohr;
der ganze Sinn ist ein gedämpfter. Das Auge ist
hervorragend, starr fixirt auf bestimmte Gegen-
stände, ohne bewegliche Richtung. So sind alle Sinne
bei den Fischen in einem gemeinschaftlichen Zust[and]

versenkt, das ganze Dasein ein Dumpfes. Doch sind die Andeutungen in ihrer Organisation höher, als bei den Insekten, die nur scheinbar eine höhere Stufe sind. Die Natur verläßt gleichsam die einseitig höhere Entwickelung wieder, und steigt zu dem Urboden hinab, um aus unteren Stufen eine neue mannig=fachere Entwickelung emporzuführen. Der Fisch entspricht, mit der Sinnenreihe zusammengehalten, der Zunge.

Die Amphibien sind schon eine höhere Stufe der Thierwelt. Die Fische sind noch insgesammt sehr ein=förmig; aber so wie die Natur aus der gemeinsamen Hülle, dem Wasser, hervortritt, fängt sie an, mannig=fachere Versuche zu machen; die vielfache Gestaltung der Amphibien (als Schlangen, Eidechsen, Schildkröten u.s.w.) deutet schon an, daß die Natur hier in ein höheres Feld hinein wolle. Der Frosch ist zuerst, wenn er aus dem Ei kommt, ein Fisch mit Floßfedern und Kiemen; erst später fängt ein inneres Athemholen an, aber noch sehr unvollkommen; es fehlen die Muskeln, das Zwerchfell. Das Gehirn ist noch sehr glatt gedrückt, die Sinne sind dämmernd zurückgehalten. Das Amphi=bium ist dem Geruch analog.

Bei den Vögeln strebt die Konsequenz der Natur wieder in Einer Richtung; sie sind einförmig, eine abgeschlossene Classe, und erst in der darauf folgenden tritt wieder die Richtung zur Mannigfal=tigkeit hervor. Die Vögel haben ein doppeltes Herz, venöses und arterielles, luftathmende Lungen,

ein konzentrirteres Gehirn, ein grosses und kleines gesondert; aber noch immer fehlt das Zwerchfell, und die Lungenflügel eröffnen sich in die hohlen Knochen, ja in die Spulen der Federn hinein; so findet das tiefste, einseitigste Respiriren statt, eine Wiederholung dessen, was bei den Insekten geschieht, nur auf höherer Bildungsstufe. Die Vögel liegen seitwärts, als abgesonderte Richtung, im Ganzen der Organisation. Ihre Sinne sind aus=gebildet, aber noch die Zunge knorpelig, das Antlitz verknöchert im Schnabel; ihr Gesicht ist in starrer Richtung auf den sinnlichen Genuss beschränkt, auf die abgesonderte Gestalt seines Raubortes geheftet; die Stärke dieser Starrheit ist zugleich ihre Be=schränktheit, das Sehen des Adlers ist nicht höher als das menschliche (wie überhaupt kein Thiersinn solchen Vorzug vor dem menschlichen hat), sondern einseitig, nicht umsichtig, in seinen angewiesenen Gegenstand versenkt. Bei den Vögeln zuerst wird die Luft als Luft artikulirt, zugleich mit dem innern Gehörgang eröffnet sich die Stimme; indem sie lebendig wird, das Thier sich selbst vernimmt, ent=steht die dämmernde Persönlichkeit. Die Stimme ist mit dem Athemholen in geheimem Bündniss. (Bei den Fröschen fällt Stimme und Athmen noch zusammen). Das Athmen wird ein Inneres, die Stimme ein Wiederklingen des ganzen Daseins, der Gesang der Luft selbst aus dem Innern des ganzen Thiers bei den Singvögeln; dies ist an

bestimmte Zustände der Atmosphäre, ihre Temperatur, Druck etc. geknüpft. Die Vögel haben Bruststimme, die Säugethiere Kehlstimme. Bei den Säugethieren ist die Stimme das Erklingen der geschalten Eingeweide. Die höchste Sehnsucht der Pflanze klingt befriedigt aus den höchsten Thieren wieder. – Dem Vogel entspricht das Ohr.

Bei den Säugethieren versenkt sich die Natur abermals, um ein reicheres Äußere aufzuschließen. Der vegetative Prozeß ist wieder mannigfacher; die Sinne sind aufgeschlossener, beweglicher; die Stimme trennt sich von dem Athemholen, und findet ein höheres Organ in der Kehle; die Stimme ist festgehalten als ein Lautwerden einzelner Eingeweide, sie giebt gleichsam die Consonanten, die Vögel die Vokale. Aber bei aller größern Entwickelung ist auch in den Säugethieren die Persönlichkeit nur dämmernd; denn beide Gruppen, die Vögel und die Säugethiere haben dieses gemeinschaftlich, daß bei ihnen die höheren Sinne noch in der Gewalt der niedern sind, und dadurch verschwindet die Persönlichkeit in Dämmerung. (Wir können den Thieren die Persönlichkeit weder ganz beilegen, noch ganz absprechen). Bei den Säugethieren ist hauptsächlich der Geruch herrschend, er ist ihr geheimnißvollster Sinn, ihm gegenüber steht die zehrende Eingeweide der Verdauung, an ihn knüpft sich alle Antipathie und Sympathie. Der Geruchsinn, eigentlich Sinn für spezifische

Atmosphäre, ist hier mit Instinkt verschmolzen; die Anhänglichkeit mancher Thiere, die Treue des Hundes, haben darin ihren Grund, das ganze Dasein des Thieres ist in dieser Richtung vergraben. (Seltsame Gestalt dämmernder Intelligenz im Elephanten, durch den kühnen Versuch der Natur, Nase und Hand zu verbinden.)

Rückblick. In der Masse schlummern noch die Keime des Lebens, die Crystallisationen entheben sich ihr als geordnete Gebilde. Dann entfaltet sich das Leben in der Vegetation, zu der die Insekten gehören, die das Gemeingefühl darstellen. Hierauf erscheint die Thierwelt, und trägt in ihren untern Sinnen die höheren; diese sind, wie das Thier selbst in der Pflanze, noch hingezogen in jenen. Daher ist das Thier noch nicht selbstständig, nicht als Individuum, sondern nur als Gattung und für die Gattung da.

Jetzt sind wir zum Menschen gelangt. Ehe wir aber zu dessen Betrachtung übergehen, wollen wir rückwärts den Blick vorfand von dem Leben ab und auf die Nachtseite wenden.

Schon in den Gebirgen sahen wir inmitten der bildenden Richtungen, der zum Leben emporringenden, eine demselben feindliche, zerstörende. Diese dringt auch in das Innere der Organisation mitentwickelt empor, ja in das Innere des geistigen Daseins: dort als die Krankheit, hier

als das Böse. Kein Nachdenken vermag den Ursprung der Krankheit zu ergründen; sie setzt, wie das Böse, schlechthin sich selber voraus. Der Tod, als Übergang oder Abschluß der Gebilde, steht in der Reihe der Organisation nicht unerklärlich; aber niemals kann aus dieser die Krankheit begriffen werden; wo sie entstehen kann, da ist sie schon, da hat schon die Gesundheit keine Stätte mehr, da ist alles nur Scheingesundheit, ja dies gilt nicht nur von der Organisation selbst, sondern auch von allen Elementen, die mit der Organisation zugleich organisirt worden, ihr freundlich zugewandt, und voll lebendiger Keime sind. Wird das Leben krank, so sind auch alle Elemente angesteckt, (die Luft das Medium der Ansteckung. In dieser geheimen Verwandtschaft des gemeinsamen Looses ist die ganze Natur befangen. In dieser geheimen Verwandtschaft findet insbesondere sich der Mensch zu den Thieren. Das Dasein der Menschen versenkt sich, je höher die Ausbildung, desto tiefer in die Thiere, in einem geheimen Bunde des Seelenartigen, als Theilnahme, Mitleid. Jede Verletzung, jedes Leid in der Natur wird vermittelst jenes tiefen Zusammenhanges gemeinsam für den Menschen. Die reißenden Thiere verletzen das Gefühl am gewaltsamsten; nicht bloß zerstören sie andere Thiere zu ihrem selbstsüchtigen Bedürfniß, sie üben Tücke und Grausamkeit, ein Analogon

des Bösen, zu Lust und Spiel. Und diese grau=
same Zerstörung ist in allen Elementen, in allen
Reihen der Natur. Stelle aus Goethe's Werther
wörtlich angeführt. Diese Verzehrung, dieses
Grab der Natur, verschont aber so wenig den
Geschichtzustand der Menschen. Die Staaten
selbst sind alle krank, vom Verderben an=
gesteckt, grausam zerstörend, sie zertreten
tausend keimende Talente, und mähen ganze
Geschlechter, ehe sie noch reifen gekonnt, unbe=
kümmert nieder, um nur sich satt zu machen.
Was bleibt dem Menschen für eine Zuflucht, um
sich von solch grausenhaftem Anblick zu retten?
Vergebens verbünden sich der Jammer und die
Armseligkeit, um in allem diesen sich eine
lügenhafte Glückseligkeit vorzuspiegeln. Ver=
gebens sucht der Witz des Verstandes am
Einzelnen und dessen einzelner Zusammenfügung
sich festzuhalten. Die Verzweiflung fragt zu=
letzt gräßlich, ob noch irgend etwas ist? und
wagt nicht einmal die Verneinung! —

In dieser Grabestiefe jedoch öffnet sich
das Auge für ein höheres Licht, das ihm
geboten wird, und dem Ohr ertönt ein höhe
rer Ton, der Ruf der Liebe, durch welche
die irdische Nacht sich mit Glanz und Herrlichkeit
erfüllt, die Finsterniß überwunden, die Miß
klänge in höheren Einklang aufgelöst werden

Dreizehnte Vorlesung; den 17. März.

—

Über das sich allmählig entwickelnde menschliche Antlitz; die Stufenreihe der Entwickelung fängt schon bei den untern Thieren an. Die Fische haben als analoge Theile für Antlitz und Schädel nur zwei flache Platten, die sich nach gegeneinander legen. Bei den Vögeln ist der Winkel, in welchem beide zusammenstoßen, noch sehr klein, nimt aber zu bei den niedern Säugethieren, und steigt immer mehr mit der zunehmenden Intelligenz in den höheren. Dieselbe Steigerung wird durch die menschlichen Racen fortgeführt; je entwickelter der Menschenstamm, desto mehr treten die untern Theile des Gesichts zurück, desto mehr verlieren die thierischen Sinne das Übergewicht, und jener Winkel, unter welchem die Linie des Antlitzes und des Schädels sich vereinigen, wird beinahe ein Rechtwinkel, wie bei den Griechen, dem schönsten der bekannten Geschlechtsstämme. An diese Bildung des Kopfes knüpft sich die Eigenthümlichkeit aller menschlichen Talente; die kleinste Zugabe von Hervorragung an der einen oder andern Stelle des Gehirns würde, wenn je dem Wollen die darübergestürzte harte Decke sich heben, die Hemmung zurückweichen könnte, durch

unberechenbare Entwickelung eine ganz neue Gestalt auf-
schließen. In Betreff dieser innigen Beziehung
zwischen der körperlichen Bildung und der inneren
Begabung hat Gall im Allgemeinen völlig Recht,
wenn auch im Einzelnen seine Bestimmungen sehr
oft verwerflich sind.

Aber ungeachtet aller Stufenreihe in der Ent-
wickelungsfolge von den Thieren zum Menschen findet
dennoch kein Übergang von jenen zu diesem statt, keine
graduelle Verflößung. Wie das Leben vom Tode,
wie das Thier von der Pflanze, ist der Mensch von der
Thierwelt abgewendet, Rücken gegen Rücken mit
ihr gestellt, spezifisch von ihr durchaus verschieden.
Zwar einzelne äußere Kennzeichen sind nicht hinrei-
chend, den Unterschied genugsam anzugeben. Der Bau
der Hüften, die Gleichreihung der Zähne, die mindere
Behaarung, die Scheidung von Händen und Füßen
(die Affen haben, wenn man sie nicht vierfüßig nen-
nen will, eher vier Hände; kein Thier aber hat, wie
der Mensch, Hände und Füße zugleich), alles dies
genügt nicht, und Linnäus rechnete (doch ohne
Zweifel wohl nur aus Ironie) eine Gattung langar-
miger Affen in seinem System geradezu zum
Menschen. Allein es bedarf auch solcher äußerlichen
Kennzeichen gar nicht, weder im Allgemeinen, noch
jemals für den einzelnen Fall; der Mensch wird nie
im Zweifel sein, den Menschen vom Thiere zu unter-
scheiden. Die absolute Trennung beider ist durch

etwas Unsichtbares ausgesprochen. Schon die höheren
Sinne, in diesem Betracht die übersinnlichen zu nennen,
Gesicht und Gehör, schliessen im Menschen ein unend-
liches Sein, ein unendliches Werden auf, sie zeigen
ihn im Centrum einer unendlichen Peripherie. Das
wahrhaft Scheidende aber ist die verborgene Schönheit,
der verborgene Schatz des Geistigen, des Sittlichen im
Menschen, welches als Güte, Wohlwollen, Liebe, Achtung
vor Höherem, oder doch als die unverlorene Möglichkeit
zu allem diesen, in dem Antlitze auch des verzerr-
testen oder verworfensten Menschen unvertilgbar
hervorleuchtet. Diese tiefe Verbindung im innersten
Gemüthe bildet eine neue Welt des Daseins; das be-
freite Ohr hört, das befreite Gesicht sieht diese
Welt, und das ganze Antlitz strahlt sie wieder. Daher
die Veredlung des Gesichts, die wahre Verklärung desselben
in den Stunden der Andacht, in den Augenblicken
wahrer Begeisterung, die unmittelbare Darstellung
von etwas Reingeistigem. Ja, was niemals in äussere
Gestalt hervortreten kann, weil es an sich unsichtbar ist,
giebt sich in spielenden Zügen, in Blick und Lächeln
zu erkennen, gleichsam ein sich von dem menschlichen
Dasein losringender Engel. Dieser Ausdruck eines
Innern nun ist das eigentliche Gepräge des Menschen,
seine wahre Unterscheidung, das Kennzeichen der frei-
gewordenen Persönlichkeit, die Unsterblichkeit der
Person als solcher, im Gegensatze der Gattung, die
nur allein real ist bei den Thieren.

Daher kann auch in der That gar keine Vergleichung des Menschen mit den Thieren Statt finden. Der Mensch steht über den Thieren, oder fällt unter sie hinab. Die Gattung als solche zieht bei den Thieren die Individuen in sich hinein; die Persönlichkeit des Menschen bindet in sich gleichsam die Gattung. p. 13.

Dieser Persönlichkeit des Menschen wollen wir nun näher treten. Wir fanden die erste Dämmerung der Persönlichkeit in der Stimme. Völlig hervor tritt sie mit der Sprache, zu der die Töne sich ordnen, eine neue Geburt der Freiheit, eine neue Schöpfung in Artikulirung der Atmosphäre. Die Sprache macht die vollendete Scheidung vom Thiere.

Das Athmen, die Brust, das Herz, sind am tiefsten bei dem Menschen. Das Herz ist die losgerissene Pflanze nach innen gekehrt und pulsirend, und das Blut wird in der Brust wie in heißer Umarmung erfaßt. Athmen ist Wechselspiel der willkürlichen Muskeln der Brust und der ihnen gegenüber stehenden unwillkürlichen Bewegung des Herzens; beide umfassen sich, sich Wille und Nichtwillen zugleich. Wo das vom Willen Ausgehende zusammenfällt in jedem lebendigen Augenblick mit dem dem Willen Entrissenen, da ist das Vorbild des Vertrauens; denn Vertrauen ist freiwillige Hingebung, die einseitige Sicherheit auf fremdem Gebiet. Diese Trennung auf dem Punkte der Vereinigung selbst ist das Geheimniß des Lebens. Das Athmen ist das

höchste Zeichen der Gesundheit, der Pulsschlag in seiner regelmäßigen Folge das fortgesetzt bewußte Vertrauen des Leibes.

Auf dieser geheiligten Stätte des Athmens, der Umarmung von Blut und Luft, entsteht nun die Sprache. Über ihren Ursprung hat man lange Zeit die seltsamsten Meinungen vorgetragen; man hat sie wollen entstehen lassen aus einzelnen, zufällig her=gebotenen und eben so zufällig entwickelten Bestand=theilen. Aber die Sprache war auf Einmal da, eine neue Schöpfung, wie das Leben auf Einmal da war, durch keinen Übergang aus dem Todten abzuleiten. Wie die Bewegung sich im Thier articulirte, so articulirt sich in der Sprache das Unsichtbare selbst; sie ist das Siegel der Naturbegeisterung, die, sich steigernd, in den Laut ausbrach; sie ist ein höchstes uns nachtretendes Wunder. Die Sprache ist eine eigne Organisation, tief, unergründlich, in ihrem Innern unendlich, wie jede andre. Alle verschiedenen Sprachen bilden in ihrem Zusammen=hang eine Gesammtorganisation. Die Zukunft bringt es sicher noch dahin, in den geringsten Anklängen der Sprache die niederen Organe selbst angedeu=tet zu zeigen. Wir kennen schon jetzt Bruchstücke der innern Verwandtschaft aller Sprachen, ihrer geheimen, gemeinsamen ~~[illegible]~~ Artikulation, ~~[illegible]~~ von der jede bestimmte Sprache eine beson=dere Entwicklungsstufe darstellt. Die Sprachen

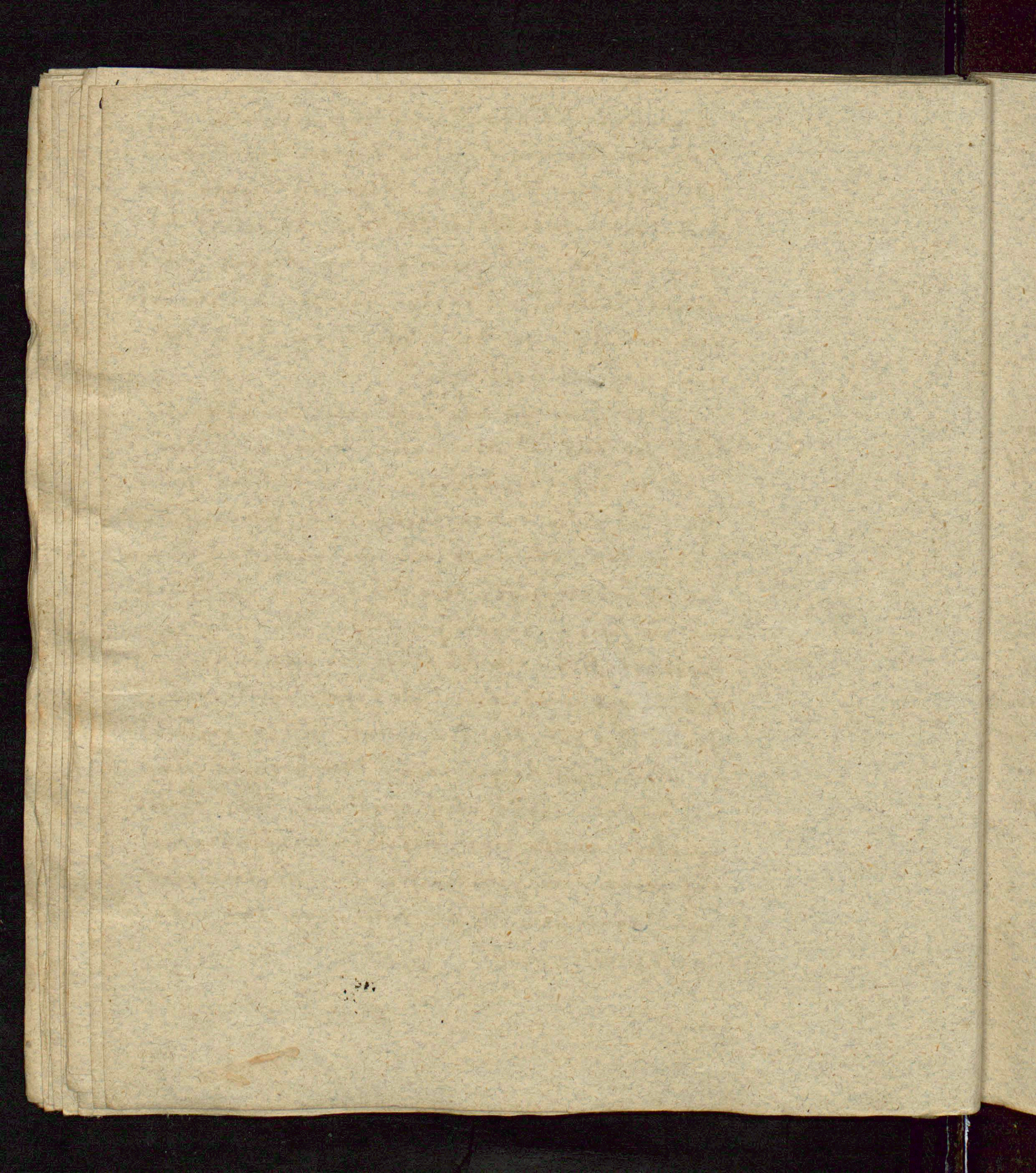
hängen mit der Geschichte der Völker zusammen
sind der Ausdruck des ganzen geistigen Lebens,
die geheimen Funktionen der Völker selber.
Sprachforschung gehört zur wirklichen Natur=
forschung.

Die Natur sucht die Sprache; sie ringt
durch alle Entwicklungsreihen unausgesetzt
nach ihr hin. Die Sprache spielt im allem Rau=
schen der Lüfte, Wellen, Wälder; sie er=
tönt im fallenden Sturz, im lauten Donner;
sie verbirgt sich in der Harmonie der orga=
nischen Geschöpfe. Erst im Menschen bricht
sie in ihrer eigenthümlichsten Entwicklung
~~[illegible]~~ vollendet hervor.

Der Mensch hat Gesang und Rede, Brust
stimme und Kehlstimme. Aber die ersten
Naturtöne roher Völker sind nicht, wie der
Gesang bei den Vögeln, jauchzend und fröhlich,
sondern trauernd und wehklagend; die Volksge=
sänge roher Entwicklungsstufen sind in Moll=
tönen; selbst in ihren Trinkliedern klingt ein
verborgenes Weh durch. Die Kehlstimme, wel=
che bei den rohen Völkern vorherrscht (wie
bei den Säugethieren die Stimme der sinnlich
Begierde auch an die Kehle gefesselt ist), läßt
die Züge des Antlitzes unbewegt, und die
Erstarrung, aus welcher die hohle Stimme

hervortönt, hat etwas Schauderhaftes. Bei höherer Bildung aber reißt sich der Ton von der Kehle los, der ganze Mund, die Zunge, die Lippen insbesondere, nehmen ihn bildend auf, er belebt das ganze Antlitz, und schwebt von den Lippen, die der feinste Ausdruck des Innern werden, wie ein entfesselter Geist, in den beweglichsten Zügen das ganze Angesicht verklärend.

Und wenn wir nun diese ganze neueröffnete Welt des Tons und des Wortes, mit allen seinen Gebilden und Verbindungen in Kunst und Wissenschaft und jeder andern Verkündigung, zusammenstellen, so ist es doch noch immer nur ein verhülltes Dasein, welches uns anspricht! Wie das Thier in der Pflanze, so ist ein höherer, gewaltiger Geist in dem irdischen Wort gefesselt. Wo das Wort das Höchste andeuten soll, klingt es ab. Eine tiefe Erfahrung des innern Geistes sagt uns, daß dem Worte Höheres vertraut ist, als es irdisch tragen kann. Man vernimmt nur, was man ist; vernehmlich wird nur, was schon zuvor erfahren worden. Daher eine tiefzusammenhängende Erfahrung, ein geheimnißvoller Hintergrund von Gegebenem da sein muß, von dem niemand weiß, woher es ist.



Vierzehnte Vorlesung; den 21. März.

—

Wir gehen nunmehr weiter in der Betrachtung der höheren Sinne. Wie das Ohr sich zurückzieht aus dem Gewühl der Organisation in deren stillste Stätte, so tritt dagegen das Auge frei heraus, als das eröffnete Gehirn. Wie jenes das Organ des Besinnens, der Zeit, der Geschichte, so ist dieses das Organ des Schauens, des Raums, der Natur. Das Auge enthüllt die Mannigfaltigkeit des Daseins, ist die Darstellung des höchsten Daseins selbst als eines solchen, die Sonne des Gesichts, welche zwar durch Leidenschaft krankhaft entflammt, durch Wolken des Kummers verhüllt, durch Thränenfluth verdunkelt werden kann, aber nie aufhört, das innerste Dasein kund zu thun; das Auge lügt nicht; der Nichtswürdige muss es herabsenken, der Heuchler verdrehen, zum willigen Ausdruck der Falschheit aber lässt es sich nicht vermögen. Das Gehirn wölbt sich über den Augennerven mächtig empor, es tritt über den Augenhöhlen in die Stirne heraus, und äussert hier die grösste geistige Bedeutung. Jede Hervorragung ist ein Talent. Hier knüpft sich abermals die richtige Würdigung der Schädellehre von Gall an, und eröffnet sich der Übergang zur nachfolgenden Betrachtung.

Das Höchste der Eigenthümlichkeiten des Menschen

in reinster Darstellung findet sich in zweifacher Richtung ausgedrückt, als Temperament und als Talent. Letzteres gilt hier in seiner allgemeinsten Bedeutung, ohne Rücksicht auf den grösseren oder kleineren Kreis, den sein Wirken erfüllt; es findet sich in dieser Art überall, in allen Richtungen der Thätigkeit, obgleich es nur in wenigen als solches anerkannt zu werden pflegt. Das Talent ist an die sensitive Seite des Menschen, an das Gehirn, gebunden; das Temperament dagegen an die vegetative Seite, an das Herz; dieser Gegensatz von Kopf und Herz ist schon immer zur Bezeichnung jener geistigen Richtungen mit Grund gebraucht worden. Beide Richtungen sind zunächst von ihrem eigenthümlichen Anknüpfungspunkte abhängig; daher finden sich bei verschiedenem Temperament die nämlichen Talente, und auch wieder umgekehrt.

Die Sittlichkeit, oder was allein Sittlichkeit heissen sollte, ist das Mass des Temperaments und des Talents, wie es für jeden Menschen besonders gegeben ist; denn jeder Mensch ist schlechthin eigenthümlich, und wenn er diese höchste Eigenschaft nicht darstellt, so ist es, weil er sie hat unterdrücken und verkümmern lassen. Kopf und Herz, geordnet sich einander gegenüber bildend, müssen in ihrem reinen Verhältnisse eine Einheit darstellen. Das richtige Verhältniss nun der Gaben zu dem Temperamente in dem reinsten Ausdruck nennen wir die Urgestalt des Menschen; sie ist die

reine Gabe hineingebildet in das reine Herz, die Gestalt, wie sie aus Gott kam, die verborgene geistige Schönheit, die wohl zuweilen aus den niederen Erscheinungen hervorbrechen, aber nie in ihnen sich auflösen kann. Ein Zeugniß der Urgestalt, dieses Einheitsmaßes der Talente und des Temperaments, ist die Einfalt, welche innerhalb der Gränze der empfangenen Gaben und Neigungen stets mit unzerstörbarer Sicherheit waltet; das Herausschreiten aus jener Gränze wird sogleich Laster, Dummheit, die ein wahres Laster ist; wer nicht einfältig ist, wird gleich dumm, und so kann auch der geistreichste Mann, wie er aus seiner Gränze heraustritt, vollkommen dumm erscheinen. Innerhalb jener Gränzen aber, in der Urgestalt, dem ächten Verhältnisse seiner Gaben und Empfindungen, ist jeder Mensch vollkommen in gleichem Werthe mit jedem andern; der Umfang der Gränzen ist nur für die Erscheinung da, und begründet im Wesen keinen Unterschied. Dies ist die wahre Gleichheit, die Gleichheit, welche im edelsten Sinne, für freie Geister besteht; die Schranken, welche nach außen gesetzt sind, fallen nach innen weg.

Wir haben die Urgestalt gefunden durch allmähliges Aufsteigen in den Stufenreihen der Natur, allein sie selbst ist in dem körperlichen Gebiete der Natur nicht mehr zu erfassen, sie fordert uns in ein höheres Gebiet, in das Unsichtbare, wo allein ihr Wesen ist. Das Äusserliche, sinnlich Wahrnehmbare kann gleich sein, wie denn der scharfsichtigste Naturfor=

schen zwischen dem Auge des Pescheräh und des gröss-
ten Weltweisen körperlich keinen Unterschied finden
kann, und kaum einen zwischen der Kehle des Orang-
utangs und der kunstbegabtesten Sängerin; aber
das Geistige reisst sich los von dem Körperlichen,
und findet ein höheres Dasein in einer neuen geistigen
Welt.

Die Eigenthümlichkeiten des Menschen sind das
wahrhaft Positive in ihm; sie sind nicht etwa nur
zu dulden, sondern vielmehr anzuerkennen als solche.
Die Naturwissenschaft hat das Verdienst, dass sie vor
andern den Sinn für Eigenthümliches ausbilden, näm-
lich die Annäherung an Liebe, nicht das Mass des Hasses
sondern der reinigenden Liebe anzulegen. Toleranz
ist ein schlechtes Wort zur Bezeichnung jenes Sinnes,
der da nicht bloss dulden, sondern anerkennen soll;
was bloss geduldet werden möchte, sollte eben dess-
halb gar nicht geduldet werden. Allein, ohne dass
es der Begünstigung bedürfte, findet sich von selbst
immer genug, was sich dem Dulden gewaltsam
aufdrängt. Die Menschen sind nie rein abgeschlossen
in ihrer Einfalt, sie schweifen aus ihrer Gränze
aus, und drängen in andere ein, wodurch sie diese
vernichten oder einengen. Die Selbstsucht will,
dass die Norm des eignen Daseins die allgemeine
werde, und entlehnt daher das Mass der Beurthei-
lung für alles Fremde, dies vernichtend oder be-
schränkend. Diese Selbstsucht erscheint in dem aus-
schliesslichen Geltendmachen wissenschaftlicher Systeme,

oder sogenannter politischen Prinzipe, bei welchen man nicht bedenkt, daß die einzelne Meinung nicht nur selbst ihren Urheber und Eigner fortreißt in ihre gewaltsame Consequenz, die zu ihrer eignen Vernichtung eilt, sondern auch unvermeidlich durch ihre Wirkung die Gegenmeinung weckt; auch in der Religion findet jener selbstsüchtige Eifer nur zu sehr statt, und selbst dieses höchste Gebiet ist nicht ohne die verletzendsten Störungen. Nie demnach vermag die reine Gestalt irgend vollkommen hervorzutreten; sie ist gestört auf doppelte Weise, durch ihre eigne Störungen und durch die der Andern.

Auf die Eigenthümlichkeiten des Menschen gründet sich ein höheres Eigenthum, von dem irdischen Besitz sehr verschieden. Der reine Sinn der Einfalt besitzt alles, hebt hervor und bestätigt alles Ächte, den gediegenen Kern der Eigenthümlichkeit in allem; dem erschlossenen Kunstsinn eignet ein Gemählde von Raphael mehr als der zufälligen Hand, welche den Kaufpreis dafür zahlt. Alle Kritik hat keine andere Aufgabe, als die der Heraussonderung und Anerkennung des Eigenthümlichen, es kann niemals wahre Beurtheilung statt finden ohne anerkennende Liebe (Wer mich nicht liebt, rief Goethe einst aus, der hat auch kein Recht mich zu tadeln!). Alles Eigenthümliche, das ist die höchste Forderung, soll anerkannt werden, wenn wir auch woher es ist nicht wissen; selbst die Krankheit ist als solche zu fixiren. Dieser Sinn für Eigenthümliches verbindet sich

wesentlich mit der Urgestalt.

Die Urgestalt ist da und ist nicht da im Menschen. Er erkennt sie als sein Gesetz; als ein verlorenes Paradies; sie ist das Gewisseste in uns, die Gewissheit des Gewissens, die uns fortwährend an das Reinste, an das uns Gemässeste mahnt. Die Urgestalt ist nicht geworden; sie ist die ewige Persönlichkeit, verhüllt durch die irdische Erscheinung. Ihr Schicksal ist gebunden an das Schicksal des ganzen Geschlechts; daher sind alle Menschen wie Ein Mensch, eine gemeinsame grosse Organisation; das Gefühl der Abweichung von der Urgestalt ist im ganzen Geschlecht allgemein; ihm gemeinsam, zugleich mit dem Bewusstsein der Schuld, wodurch der Begriff der Erbsünde nothwendig gesetzt ist. Jeder noch so kleine Umstand der uns dem Anschein nach fremdesten Geschichte erregt unsern Antheil, unsre Forschung, als ein Theil unserer eignen Geschichte, die zuletzt die des ganzen Geschlechtes ist; das Eine grosse Herz schlägt mit allgemeinem Puls in der ganzen Organisation. Dies deutet zugleich auf ein zukünftiges Zusammensein einer friedlichen Organisation aller gebliebenen Einfalt. —

Die Person erscheint, sie entwickelt sich, aber wir können nicht sagen, sie sei geworden. Das Geistige schlummert in ihr, wie früher sie selbst in ihrem Keime schlummerte. Wir kennen keinen Anfang des Bewusstseins, es ist immer früher da, als der Anfangspunkt, den wir ihm setzen wollen.

Die Person findet sich immer in einer bestimmten Abweichung gegeben, daher auch mit einem bestimmten, durch frühere Schuld bedingten Geschick. Aber dieses Geschick ist auch ein gemeinsames aller Mitlebenden, mit denen wir die gleichen Irrthümer, die gleichen Neigungen theilen, eine gemeinsame Prüfung! Auch im Guten ist dieses Gemeinsame durchherrschend, wir haben mit allen Mitlebenden die Entwickelungsstufe, das Verständniß gemein. In jedem Einzelnen ist dieses gemeinsame Geschick mit gleicher Unendlichkeit.

Die Urgestalt kann nicht auf der Erde erscheinen, sondern nur in der verhüllenden Verwirrung durchschimmern. Wenn sie hervorträte, wäre dies allgemein möglich, so müßte eine allgemeine Verwandlung geschehen; die Sprache müßte sich verwandeln, und das innere Wort an die Stelle des äußeren treten, das Gemüth sich aus dem Innern nach außen hervorwenden, eine neue Natur sich gestalten. Das menschliche Geschlecht ist das Ordnende (Versöhnende) auf der Erde für alle Geschöpfe; aber in das Innere des Menschen ist dieselbe Verwirrung geworfen, die unseren Blick durch alle Stufen der Natur als ein zerstörendes Prinzip begleitet hat. Nur in der Verhüllung daher erscheint uns die Urgestalt, ein mahnendes Gesetz; nur negativ, nie positiv.

Nur Einmal erschien sie wirklich auf der Erde; Mittler, Heiland.

Blick auf Raphaels Bild von der Trans-

figuration. Unten irdisches Weh auf höheres Heil verweisen. Dann die mitlebenden Jünger, in träumender Abwendung dem Meister zu Füßen. Endlich die Urgestalt, angeschaut von den abgeschiedenen Propheten, die auf der Erde nicht gedeihen kann, sich losreißend und erhebend zum Ewigen. Wie es dem gotterfüllten Künstler fast als ein Wunder gelungen, in dem Bilde die Verhüllung zugleich und die Verklärung der Urgestalt auszudrücken.

—

Fünfzehnte Vorlesung; den 24. März.

—

Die Organisation des Ohrs ist in jedem Betracht verwickelter und dunkler, als die des Auges; während die letztere mit ihren Gesetzen für die Physik völlig aufgeschlossen erscheint, ist die erstere für die Wissenschaft noch ganz verhüllt, und die wenigen Aufschlüsse, die sich etwa ergeben haben, stehn einzeln und ohne Zusammenhang. Wir kennen noch keine Gesetze der Schallbewegungen, wie wir die Gesetze des Sehens kennen; wir haben eine Optik, aber noch keine Akustik.

Einschaltung über die oft schon in Frage gebrachte Erscheinung, daß ein gesehener Gegenstand durch die Kreuzung der Strahlen im Auge sich verkehrt darstellt, und doch nicht als verkehrt gesehen wird. Steffens erklärt die Sache sehr einfach; man müsse sich nur nicht hinter dem Auge eine das Bild im Auge sehende Seele vorstellen, diese allerdings würde ~~dann~~ ein verkehrtes Bild in dem Auge wahrnehmen; die Operation des Sehens ist vielmehr in dem Auge selbst abgeschlossen, und das Bild im Auge entspricht nur dem Gegenstande außerhalb. Hier sind aber die Punkte, die wir obere und untere nennen, nur die Punkte der Erregung für die Thätigkeit der Seele, und wir sehen von unten herauf, und von oben hinunter.

Wenn zum Beispiel in der folgenden Figur
a O b der Baum a als Bild im
Auge wie b erscheint, so erscheint das Bild
im Auge b nach demselben Gesetz hinwieder als
äußerer Gegenstand wie a, nämlich aufrecht und
nicht verkehrt.

Für die Ergründung der Organisation des Ohrs
ist, wie gesagt, so gut wie noch gar nichts gethan; die
kleinen Ohrknochen mit ihrem seltsamen Bau,
die Schnecke, das Labyrinth, sind in ihrer Bedeu-
tung noch unverstanden. (Chladni's Bemühungen
mit Lob erwähnt, aber der Ertrag als noch sehr
gering bezeichnet). Aber auch für das Nachdenken
ist das Gehör der verschlossenste Sinn, keineswegs
wie das Gesicht dem Forschen zugänglich.

Wie das Gesicht, als das unendliche Wahrnehmen
uns zu der unsichtbaren Urgestalt emporgeführt,
so führt das Gehör, indem wir dasselbe als ein un-
endliches Vernehmen betrachten, uns in das
allerinnerste Sichbesinnen hinab. Wir gehen bei
dieser Betrachtung bis auf den geheimsten Grund
des Daseins, in ein Gebiet, welches in den Abgrund
des Mysticismus hineinragt, und nicht ohne Gefahr
ist, sich darin zu verlieren. Allein wir wollen das
Wort „Mysticismus", welches man ebenso missbraucht
hat, wie andere dieser Art (Obskurantismus, Jakobi

nebenaus), um abweichende Richtungen gehörig zu bezeichnen, hier Kreuzwege schauen, und das Ächte dieser Richtung getrost verfolgen, indem wir das Falsche, den Aberglauben davon, der allerdings an den Wahnsinn gränzen kann, und diese ganze Nachtseite verwerfend ausschließen.

Alles tiefste Sichbesinnen, in seiner größten Reinheit genommen, klingt immer auf einen unbegreiflichen Punkt an, über den wir nicht hinaus können, wie wir es auch stellen. Unser Leib, der irdische Widerschein der Seele, unsere Seele, die hinwieder ohne den Leib nicht zu fassen ist, beide in ihrer unzertrennlichen Lebensverbindung verlieren sich in der Unendlichkeit der Natur. Meine Erscheinung ist nicht mein Anfang, mein Abscheiden nicht mein Ende; in aller Ordnung der Natur und der Geschichte bin ich als Mittelglied zwischen eine Vergangenheit und eine Zukunft gesetzt. (Das höchste Wahrnehmbare, mein Leibliches, das höchste Vernehmbare, das Wort, verlieren sich in ein Unendliches).

Unser erstes Besinnen ist das Bewußtsein einer Schuld, unserer eigenen, einer Selbstthat; unser tiefstes Innere sagt uns, daß wir eine geheime Unthat begangen haben, die wir hier abbüßen.

Über das Vergessen; nichts Aufgenommenes kann verloren gehen; man hat es, als hätte man es nicht, im Vergessen; unbegreifliche Tiefe, dem

irdischen Sichbesinnen nicht erreichbar,
aber um so entschiedener auf große Vergangenheit
und Zukunft hindeutend.

Besinnen wir uns über unsre Eigenthüm-
lichkeiten, betrachten wir diese geheime Ver-
knüpfung unsres Daseins mit all dem Gegebenen
außer uns und in uns, die geheime Verwandt-
schaft mit bestimmten Gegenständen, die gleich-
sam ihren Konzentrationspunkt der Seele in
jedem uns innwohnenden, jenen Gegenständen
genau entsprechenden Talente haben, (das
Talent erwacht, ehe der Mensch sich selber kennt)
so deutet alles auf ein früheres Dasein wie
auf ein künftiges. In dieser mystischen Tiefe
ist unser Dasein verhüllt, getrennt von der
Urgestalt, gehemmt in unsrer Erscheinung.

Ist, so betrachtet, der Mensch frei? Wir
können es nicht bejahen. Die menschliche Freiheit
als solche ist keine Freiheit. Die Wahl, die dem
Menschen gelassen ist zwischen Guten und Bösen
bezeugt keine wahre Freiheit, denn wir müßten
dem Menschen doch unstreitig eine größere
Freiheit beimessen, je unfähiger er wird, Bö-
ses zu wählen. Der Mensch ist nicht irdisch frei;
die Freiheit ist nichts Irdisches; alle Freiheit hier
ist nur eine Befreiung.

Freilich ist Freiheit da, wo Wille ist, aber unser Wille selbst ist nicht der ächte; sondern nur ein Afterwille, der der Erscheinung, ein Wille, der nicht sich selbst will, sondern etwas, das er nicht ist. Worte des Apostels Paulus angeführt. Der Wille ist ein Geist, der gute ist ein Gottesgeist, der böse ein böser Geist; aber der Wille ist als solcher immer nur der meine, und daher nur ein schwacher. Die Ursache meiner Verwirrung ist früher als meine Erscheinung, und daher vermag ich in dieser nur so wenig. (Die Natur, als wäre sie dadurch, daß der Mensch die Schuld übernahm, gereinigt, erscheint ohne Schuld; der Mensch trägt die ganze Last).

Durch die ganze Geschichte geht der Widerspruch zwischen Freiheit und Nothwendigkeit. Von jeher hat man zur Lösung dieses Zweifelknotens eine Menge von Hülfsversuchen angestellt, aber statt vergeblicher, geringe, welche die Tiefe des Daseins zudecken, aber nicht vernichten. Steffens will zum Behuf dieser populären Darstellung hier eine Bemerkung mittheilen, die ihm dieser Tage durch einen Freund lebhaft angeregt worden, und deren Beziehung hier fruchtbar angewandt werden mag. Der Freund machte darauf aufmerksam, daß in der Physiognomik dreierlei Verschiedenes wohl zu unterscheiden sei, die Grundform, als

das ursprünglich Gegebene, jeder Änderung des
Willens Entzogene, die eigentlichen Züge des
Gesichts, in welchen Gegebenes und Willkür sich
vermischt, und die spielenden Mienen, in welchen
bloß die Willkür herrscht. Dies auf das ver=
borgene Dasein überhaupt angewandt, so ent=
spricht der Grundform die todte, unorganische
Natur, wo bloß das Gesetz herrscht, die Willkür
ausgeschlossen ist; den Zügen entspricht das Leben
die organische Natur, wo Gesetz und Willkür
sich erfaßt haben, die Willkür festgehalten ist;
den Mienen endlich entspricht die Sphäre des
menschlichen Daseins, wo bloße Willkür ist, die
mit dem Gesetze spielt. Oder in der Anwendung
auf die Geschichte selbst; so entspricht der Grund=
form das antike Leben mit seinen festen
Typen, wo das Gesetz herrscht, das Alttestamen-
tarische, das Klassische; darauf stellen die Völ=
ker in ihren geschlossenen Bestimmungen und
Bewegungen der nachfolgenden Zeit gleichsam
die Züge dar, und endlich sind die Angelegenheit
des Tages mit ihrem vielfachen Spiele den Mienen
gleich zu setzen. Alles dieses nun gehört zu un=
serem Dasein. Aber dasselbe schließt sich auf
diese Weise noch keineswegs ab; auch in den
spielenden Mienen wird noch ein Gesetz her=
vorgehalten; alle Willkür muß Wille werden.

Dieselbe Betrachtung ferner auf das Kunstgebiet angewandt, zeigt als der Grundform entsprechend die Plastik, als den Zügen entsprechend die Mahlerei, und als den Mienen entsprechend die Musik.

Die Musik hat etwas sehr Räthselhaftes; in ihr ist tiefes Gesetz (die strenge Mathematik) und doch scheinbare Willkür. Wo das Gesetz Liebe wird, da wird das Gesetz bestätigt durch die Freiheit. Musik ist das reine Werden, Grundton der Geschichte selber, das Ende in dem Anfange gesetzt, ein beständiges Suchen im Finden, und Finden im Suchen. Wo das Wahrnehmen aufhört (der tiefste Ton, also die unterste Stufe, hat schon 32. Oszillationen in einer Sekunde, eine Bewegung, die nicht mehr sichtbar ist in ihren Theilen), da tritt erst dieses Vernehmen ein. Die starrsten Körper, Darmseiten, Knochen, Metalle, dienen dieser Bewegung; die Knochen sind vorzügliche Leiter des Tons; das Starrste wird für den Ton das Beweglichste; es ist, als sollte das Gebirge in uns durch Musik locker werden.

Es giebt eine gedoppelte Musik; die quantitative, für den Sinnenreiz, eine äußere Fülle, ein Luxus, nicht ohne sittliche Gefahren, von welchen die Alten vieles wußten, was uns weniger bekannt geworden scheint; denn die qualitative, die aus der tiefsten Tiefe des Gemüths wiederklingt, wo die Worte aufhören, die Gefühle als solche

sich unmittelbar verständigen.

Durch Chladni's sinnreiche Versuche ist es dargethan, daß die Töne in dem auf Glasplatten gestreuten Sande verschiedenartige Gestalten darstellen, die hauptsächlich von der Art der Berührung abhängen. Wir kennen dies nur noch in Beziehung auf Flächen; ohne Zweifel aber müssen diese Klanggestalten sich nach allen Dimensionen bilden. (Annäherung an die Grenze der Krystallisation). Bildet aber schon jeder einzelne Ton eine regelmäßige Gestalt, die nicht sichtbar ist, als vielmehr wird, so denke man, was erst einer ganzen Melodie, einer vollen Harmonie für eine Gestaltenbildung entsprechen müsse! Ein organisches, wechselseitiges Durchdringen der Töne untereinander, die im einzelnen Klang außereinander sind. Es ist dieselbe Natur, die dort Unorganisches bildet, und hier die Gestalten des Klanges. (Musik bewegt Felsen; Sandkörnchen sind Felssteine).

Hier ist die Stätte des Geheimnisvollen. Es giebt Melodieen, die wie Zauber den Menschen in eine verhüllte Vergangenheit versetzen, seine innerste Tiefe aufregen, vielleicht im geheimsten Zusammenhange mit der eignen Gestalt, mit der Urgestalt! (Musik vibrirt in den innersten Knochen). Man hört nur wie man ist, wie man geworden ist. —

Die Urgestalt findet ihren Gegenklang in der ächten Musik. Hinsterben zu ihr, ihrer Regewerdung folgen, das innerste Dasein. Seligkeit und Tod wären dann Eins. (Die Posaune des Weltgerichts). —

Sechzehnte Vorlesung; den 26. März.

—

Rückblick auf die vorhergehende Vorlesung. Wir fanden, es giebt eine dunkle, verhüllte Seite des Daseins; jeder Mensch erscheint gebunden an die Unendlichkeit des Daseins, gebunden in den vielfachsten Richtungen, durch seinen Leib, durch die ganze Folge seiner Entwickelung in Raum und Zeit, aber innerlich ist er hingewiesen zu der Unendlichkeit des Schöpfers; dieses gebundene Dasein nun soll sich lösen in Harmonie. Doch der Mensch findet diese Harmonie schon vor seinem Bewußtsein zerstört durch eine große Dissonanz, deren Echo ihm überall wiederklingt, aus der äußeren Natur und aus seinem Innern. Das Geheimniß seines Daseins liegt tiefer, als sein irdisches Dasein, und dieses reicht zur Lösung jener Dissonanz nicht hin. Zwar die Schönheit spricht ihm zu, die Musik regt ihn an, aus der Grundform des Daseins ergiebt sich ihm das Gesetz, aus den Zügen desselben die Geschichte und die Wissenschaft, aus den Mienen die Poesie, allein alle diese, wie sehr sie ihn beschwingen und erheben, lösen das geheime Siegel des Daseins nicht.

Das Werden ist das Tiefste, was der Mensch vernimmt; in allem Werden klingt der Ton eines halbverklungenen Bewußtseins hindurch.

Wie das Leben höher liegend als der Tod diesem ein Fremdes ist, wie das Bewußtsein als ein höheres Fremdes im Leben hervortritt, so ist der Keim der Befreiung ein höheres Fremdes im Bewußtsein.

Wie das Leben ganz ist in jedem Organ, nicht getheilt
sondern ganz in dem Gehirn, ganz in dem Herzen u.s.w.
so fordern auch mancherlei Richtungen des Lebens eine
jede den Menschen ganz und ungetheilt. Zuerst die Ge-
schlechtsverhältnisse in ihrer höchsten Erscheinung als
treuer Ehebund nehmen den Menschen ganz in Anspruch
ungetheilt soll er sich hingeben, nichts vorbehalten, in
dem Abgrunde der Treue zur Einheit werden mit dem
Gemahl; hierauf, wie der Kreis sich erweitert zur Fami-
fordert auch diese ihn ganz; sodann fordert ihn [illegible]
[illegible] das Talent, unwiderstehlich und rücksicht-
los als eine innere Macht, seinen innersten, wahrsten
Beruf aussprechend; endlich nimt ihn, besonders den
Mann, sein Volk in Anspruch, sein Staat, und alles wa[s]
damit zusammenhängt. Und in allen diesen Richtungen
zugleich soll er ganz sein, keiner getheilt angehören.
Wo nun ist das Ganze dieses Ganzen? Die durchgehen-
de geheime Musik des Daseins im unendlichen Wort
der alles befreienden Liebe. Wir sind frei, indem
wir uns ganz hingeben allen diesen Richtungen.

Hier nun entsteht der Glaube. Der Glaube ist
die Zuversicht des höchsten Daseins in der wahrhaft
enthüllten Welt, die sichere Ruhe in der Natur, die
Zuversicht, daß alles, auch alle bewußtlose Gedanken
in ein höheres Dasein hineingeboren sind, daß eine
bewußtlose Harmonie das ganze sinnliche Leben träg[t]
Der Glaube ruht in einem tiefen Geheimniß, aber er
ist das Gegentheil von jenem falschen Mysticismus,
welcher dem heitern Tage widersagend sich zur Nacht
hinwendet; der Glaube ist nicht in Streit mit dem

Erkennen, mit der Sittlichkeit; diese, welche selbst nicht die höchste Blüthe des Daseins tragen, empfangen sie von dem Glauben, sie werden von ihm bestätigt, und in diesem Sinne sagt man mit vollem Rechte, daß der Glaube die Vernunft gefangen nimt.

Der wahre Glaube ist nie dunkel fixirt in einer Richtung des Lebens, in einer Form abgeschlossen, andre verwerfend; sondern die höchste Liebe ist vielmehr der lebendigste Sinn für alle Eigenthümlichkeiten, sie will alles aufnehmen, ist heiter, frei, für alles Bewegliche des Lebens offen, und ahndet zwar die Verführung, die in jeder Richtung liegen kann, findet aber auch in allem den ächten Keim zum Höheren; sie will alles befreien, bestätigen, sie kräftigt das Erkennen und jede Thätigkeit. Die Liebe ist heiterer Tag; die mystische Seite ist für sich da, und soll als solche anerkannt, aber nicht das Dunkel dem Tag aufgedrungen werden.

Das grosse Schwanken des Tages und der Nacht tritt uns in der wunderbaren Abwechselung des Wachens und des Schlafs entgegen. Der Schlaf ist die Hälfte des Lebens; mit Recht nennt man ihn ein Bild des Todes, er ist ein partieller Tod, nur daß der sinnliche Leib, die Organisation, ungestört bleibt. Nur der Mensch allein schläft eigentlich; bei den Thieren ist kein rechter Schlaf, sondern mehr Erstarrung oder andre Zustände. Im Schlafe sind statt des Gehirns die Ganglien (Nervenknoten und Nervengeflechte) thätig, die verallgemeinernde, vegetative Seite, der Mensch wird selbst zur Pflanze; das Gehirn zerstreut sich gleichsam in die Ganglien, wie

die Sonne nachts in die Sterne zerstreut ist. Der Wechsel von Schlaf und Wachen ist ganz an die Sonne geknüpft; mit ihr, dem Gehirne des Universums, die alle Eigenthümlichkeiten der Erde weckt, geht zugleich das Auge auf, die Sonne der Organisation.

Der gewöhnliche Schlaf ist kein vollständiger, ein Faden des wachen Bewußtseins stiehlt sich noch immer hinein, das Wachen spielt mit dem Schlafe und ihre mannigfache Verbindung bildet die Träume, die in ihrer gewöhnlichen Art auch noch ganz den wachen Zuständen entsprechen, als deren Überbleibsel, Ergänzungen, Willkürlichkeiten; wir träumen gern von dem, was wir bei Tage zu vergessen suchen. Aber diese Träume sind nur unvollkommene, es ist dann, als ob der Mensch nicht den Muth hätte, ganz zu träumen.

Schlaf und Traum hatten in früherer Zeit eine größere Bedeutung. Seher und Propheten, Orakel, standen damit in Bezug.

Der rechte Schlaf ist der magnetische, er ist der tiefste. Es ist bedeutend, daß grade in unsrer Zeit er mit allen seinen Wundern wieder hervorgetreten. Nicht ohne geheimes Grauen kann man dieß Gebiet betrachten; alles ist hier unsicher und voll Täuschung; der bloße Zuschauer bleibt den Erscheinungen noch immer allzu fremd, der selbstthätige Experimentator aber geht selbst in das Experiment mit hinein, und alle Verwirrungen und Gefahren haben hier offenen Zugang. Steffens hat wenig Zutrauen

16.

zu den vielfachen Einzelheiten, die man als Thatsachen angiebt, und will sich daher hier lediglich an das Allgemeinste halten.

Das Wachen geht immer in bestimmter Reihe des Bewußtseins, eine Vorstellung reiht sich immer an die andere, nach den mannigfachen Associationsgesetzen, die sich dafür ergeben, und der Faden dieser fortlaufenden Verbindung reißt niemals ab. † Dadurch wird im Wachen stets eine Richtung vor den übrigen hervorgehoben, und diese letzteren werden verdrängt, wodurch das Vergessen entsteht. Aber das ungetheilte, nicht partiell hervorgehobene, sondern in seiner Totalität bestehende Bewußtsein kann nichts vergessen; der Schlaf hebt die Reflexion des Wachens nebst ihren Formen (Raum und Zeit, die als solche bloß dem Wachen gehören) wieder auf; die Sinne sind nach innen thätig. Der nicht reflektirte Mensch nun spricht sich vollkommen im tiefsten Schlaf aus, das heißt im magnetischen. Der sonst beschränkteste Mensch, der im Wachen geistig auf der untersten Stufe erscheint, wird dann ein anderer, es verschwinden die Beschränkungen, besonders Vorurtheile, die ihn wachend beherrschen, weichen, und neue Fähigkeiten treten hervor; alles durch die Reflexion sonst Gestörte und Gehemmte wird frei, fremde Sprachen, die dem Wachen wohl bekannt aber keineswegs für den Gebrauch zu Gebote waren, werden geläufig, weil kein Bewußtsein

† Denken und Sein ordnen alles andere um sich her.

der Regeln der Grammatik, kein Mißtrauen in die eigne Artigkeit, keine Scheu vor der Umgebung hindert, †. Wir finden, daß der Mensch nicht nach seiner äußern Hervortretung, sondern nach der innern Tiefe seines ganzen Daseins zu beurtheilen ist, und daß auch der beschränkteste nicht ein verkrüppeltes, sondern nur ein verschlossenes Daseyn hat. ‡

Hier schließt sich nun auch die ärztliche Bedeutung des magnetischen Schlafs an. Wir stehen auch im Wachen mit unserm Willen in einer geheimen Verbindung zu unserer Krankheit, es ist dieß das Böse in uns, welches zu einer geheimen Liebe für die Krankheit wird, die wir bekämpfen und doch hegen, der wir uns mit einer närrischen Opposition hingeben, gestört durch alle Reflexion des Wachens, alle Einwirkungen des Tages, die Verwirrungen und Irrthümer mit eingerechnet, welche die Ärzte selbst durch ihre Arzeneien ~~[illegible]~~ bewirken und begehen. Der tiefe Schlaf aber hebt alle diese Reflexion und Störung auf, und stellt die stille Ruhe der geordneten Natur her. — Beide Zustände, Schlaf und Wachen, sollen sich nicht vermischen, sondern getrennt bleiben.

Wir haben jetzt noch eine andere Richtung des magnetischen Schlafs zu betrachten, die für uns von höchster Bedeutung ist. Man kann, wie man plötzlich stirbt, auch plötzlich einschlafen, allein dieß ist der seltenere Fall. Gewöhnlich geschieht es stufenweise, man sträubt sich dagegen, und es entsteht ein Schwe

† weil die Totalität des gegebenen Daseins ungestört von der Reflexion waltet.

‡ So ist im Gegentheil das Genie nur ein wachender Somnambule; jede geistreiche Äußerung ein aus dem tiefen Grunde des Unbewußten heraufgestiegenes Räthsel, nicht nur den andern Vernehmenden, sondern auch dem Urheber selbst zur Lösung gegeben.

hafter Kampf, das Bewußtsein scheint alles daran
zu setzen, um den letzten Faden der Reflexion nicht zu
verlieren; die Gesichtszüge verzerren sich, es entstehen
Krämpfe, ein wahrer Todeskampf. Nachdem
aber der Schlaf äußerlich gesiegt, erfolgt ein inneres
Erwachen, es stellt sich die Ordnung der Züge her,
sie erheitern sich, sie bezeugen ein neues beruhigtes
Dasein. Ist dies nicht völlig wie bei den Sterbenden,
die mit dem Tode ringen, und nachher als Gestor-
benen in den anfangs zerrütteten Gesichtszügen
eine heitere Verklärung widerstrahlen? Aber
noch mehr; es eröffnet sich ein neues, unbewußt-
tes, in sich zusammenhängendes Bewußtsein,
das von dem wachen abgewandt ist, und Zustände
in sich begreift, die dem wachen Bewußtsein
verschlossen sind, denn sie verlieren sich, so wie
dieses zurückkehrt mit dem Erwachen. Das
wache Bewußtsein wird von dem magnetischen
aber nicht ausgeschlossen, es wird von ihm mit-
getragen. Fassen wir dies in geistiger Richtung
auf, so fragen wir, was ist das Sterben anders?
Wenn es nun in der That nichts wäre, als dieselbe
Erscheinung, nur mit Zurücklassung des Leibes?
Die Erschließung eines tieferen, in uns durch das
irdische Dasein nur verdeckten Bewußtseins,
früherer Zeiten für uns wiedereröffnend, und
die Tiefe einer ungesonderten Totalität des

magnetischen Schlafs vereinend mit aller Fülle der Sonderung des Wachens!.—

Reils Erzählung von der Frau, deren Ausdruck durch Krankheit aus Sanftmuth und Milde in unleidliche Härte ja Bösartigkeit verwandelt war, und nach vielen Jahren im Sterben, wie gelöst von den Banden, die ihr Inneres so lange gefesselt, zu dem Abbild ihrer vorigen liebevollen Milde in heiterer Verklärung zurückkehrte, als wollten ihre Züge sagen, daß diese Liebe auch in jener Verzerrung des Äußern doch immer mitgelebt, und nur erst jetzt wieder die Freiheit erlangt habe.—

Von dem Ausdrucke sterbender Kinder immer scheint es wahrhaft ein Engel, der sich scheidend ablöst.—

Siebenzehnte Vorlesung; den 28. März.

—

Bisher waren wir mit der menschlichen Person, als solcher, in ihrer Einzelheit beschäftigt; jetzt wird uns das ganze Menschengeschlecht in seiner umfassenden Gesammtheit zum Gegenstand einer eignen Betrachtung, welche uns außer ihrem allgemeinen Interesse — wie denn in der ganzen Natur stets der Mensch uns am nächsten bleibt — noch dadurch besonders wichtig ist, daß sie uns zu dem schwierigsten, härtesten Problem führt, welches Natur und Geschichte darbieten. Wir finden nämlich, daß der tiefe Widerspruch, den wir durch alle Stufen der Natur bis in das Innere des Menschen verfolgt, nun auch im gemeinsamen Schicksal des ganzen Geschlechts hervortritt. Wie viele der Millionen Menschen, welche seit Jahrtausenden auf der Erde einander folgen, sind ausgeschlossen von der Entwickelung, die wir als die höchste angedeutet, scheinen ohne Antheil an dem Heil, welches doch für Alle erschienen!

Die Betrachtung des Menschengeschlechts, bloß äußerlich gefaßt, aus sinnlicher Erfahrung allein, läßt jene große Dissonanz unaufgelöst. Die Mehrzahl der Menschen sind wilde Racen, entfernt von allem geistigen Lichte. Man nimt fünf Grundstämme

me der Menschen an, den Caucasischen, welchen wir auch den geschichtlichen nennen, und von den Racen aussondern, den malayischen, den negerartigen, den mongolischen und den amerikanischen welche eigentlich die vier Racen sind, in deren Mitte jener erste Stamm hervorragt.

Diese Stämme haben grosse Veränderungen erfahren, und tragen mancherlei Verschiedenheiten innerhalb ihres Umfanges; allein die verschieden Grundform ist in jedem stets als dieselbe erkennbar geblieben, und kein Verlauf von Zeit, in so weit wir ihn überschauen, hat dieselbe verändern können. (Von der Veränderung durch Mischung der Racen, durch Mittelzeugung, ist hier nicht die Rede) Herodots Beschreibung von den Völkern, welche in Afrika zu des Königs Psammetichus Zeit nordwärts und südwärts des Nigerflusses gefunden worden, ist in unsern Tagen durch Mungo Park gleichsam nur wiederholt. Ebenso beschreibt Herodot die heutigen Tataren und Mongolen in den ehmaligen Skythen, und in derselben Gegend erscheint überall derselbe Völkerschlag unverändert wieder. Und so finden sich auch die anderen, erst in späterer Zeit bekannt gewordenen Racen der Malayen und Amerikaner. Sie gehören alle genau der Gegend an, in welcher sie leben mit der sie ein gemeinschaftliches Ganze bilden;

sie sind derselben einverleibt mit ihrem ganzen Dasein; kein Wunsch, keine Hoffnung, kein Bedürfniss geht über diese enge Schranke hinaus; aus ihr mit Gewalt versetzt, verwelken sie meist. Eben so sind die Sprachen der Menschen in gegebenen Grundformen, deren Entstehung nicht nachzuweisen ist, durchaus von einander geschieden. Wie die Geschlechter der Säugethiere durch ihr verschiedenes Geschrei, so sind die Stämme der Menschen durch ihre verschiedenen Sprachen gesondert; in Amerika giebt es deren über tausend ganz von einander getrennte, für einzelne Stämme abgeschlossene, über deren Kreis hinaus kein Einverständniss möglich ist, keine Mittheilung Statt findet. Mit Einem Worte, die ganze empirische Betrachtung drängt uns mit gehäuften Thatsachen zu dem Ergebniss hin, dass der Mensch das Produkt seiner Gegend ist, und die Annahme einer Abstammung aller Menschenracen von Einem Mittelpunkt, von Einem Urpaare, durchaus unstatthaft bleibt. In der That sind bis jetzt alle Versuche mancher Naturforscher, die, zum Theil aus dem Verlangen nach Übereinstimmung mit unserer religiösen Überlieferung, bemüht waren das Menschengeschlecht in allen seinen Racen auf eine Einheit zurückzuführen, als gewaltsame zu verwerfen.

Wäre jedoch dieser Satz, dass der Mensch nicht von einer Einheit kommt, sondern in verschiedenem Ursprunge das Produkt seiner Gegend ist, durchaus

richtig, und das Ergebniß der bisherigen Erfahrung unbestreitbar, so müßte, wir können es nicht läugnen, alles bisher Vorgetragene zusammenstürzen, und unsere ganze Ansicht für eine falsche erklärt werden. Allein die Sache verhält sich in der That anders, als jene empirische Betrachtungsweise bisher zu zeigen vermochte.

Bei Untersuchung der Verschiedenheiten der Menschenracen haben die Naturforscher meist nur die Einzelheit der besonderen Form, als ein im Extrem Gegebenes, betrachtet, welches hier doch keineswegs entscheidend sein kann; und sie haben dagegen die Übergänge außer Acht gelassen welche die verschiedenen Racen allerdings verbinden, weniger jedoch unter einander, als gegen einen gemeinsamen Mittelpunkt hin, der zwar selbst verschwunden ist, aber in seinen Ausstrahlungen noch deutlich als das Vereinende aller zu erkennen bleibt. Aus diesem Gesichtspunkt erscheint keine Race mehr isolirt, sondern mit dem ganzen Menschengeschlecht in Zusammenhang. Alle Zeichen und Angaben aus der Natur und Geschichte weisen nach Hochasien als dem Urlande der menschlichen Entwickelung hin; dort ist die Wiege des Menschengeschlechts, der Ausgangspunkt seiner spätern Verbreitung. (Über die Lage des Paradieses, eine müßige Frage; nicht ohne Bedeutung ist für seine Bestimmung

einen zweiten, nach keiner Seite mit Sicherheit
festzuhaltende Abgränzung gegeben, deren
Mitte jedoch immer in Hochasien fällt, man
mag den Umfang übrigens noch so verschieden annehmen).
Wir wollen von hieraus nun die einzelnen Men=
schenstämme verfolgen. Im diesseitigen Indien
treffen wir zuerst die Hindus, und kommen durch
verwandte Volksgeschlechter westwärts bis nach
Ägypten zu den Kopten (die keine Neger sind),
und darauf, nachdem sich in Abyssinien, wo die
Völker wie in einem Centrumpunkt vielfach zu=
sammengetroffen, manches durcheinander gewirrt,
zu den eigentlichen Afrikanern, den Negern,
(deren Beschreibung wird eingeschaltet), bis sich
zuletzt diese Richtung bei den Hottentotten in
völligster Gesunkenheit und Erschlaffung, gleichsam
als indirekte Asthenie zeigt. Eine zweite Racen=
bildung beginnt, von den Hindus ausgehend, im
jenseitigen Indien gegen Südosten, die Malayen,
(sie werden kürzlich nach ihrer Eigenheit bezeichnet),
welche sich über die Inseln ausbreitet, und ihre
Erschlaffung in den Australnegern von Neuholland
findet. Eine dritte Bildung erstreckt sich, von
den Hindus ausgehend, nordwärts, über die Tataren
hinweg, in den Mongolen; sie erschlafft
in den Samojeden und Grönländern. Eine
eigne Bildung des Menschengeschlechts, die wir
nicht als Race darstellen, der kaukasische oder
geschichtliche Menschenstamm, geht von Indien

nordwestlich über einen grossen Theil von
Asien und ganz Europa hin; dieser Stamm ist der
schönste, begabteste. Die Geschichte hat hier am
stärksten gewirkt, und die Spuren der ursprüng-
lichen Formen sind kaum wieder aufzufinden;
spätere Einwanderer sind über zertrümmerte
Völker hinweggeschritten, die Pelasger, die Etrus-
ker, die Celten selbst waren keine Urvölker;
die Racen wurden hier am frühsten ausgedrängt
wie jetzt in Nordamerika die wilden Stämme
von den europäischen Ansiedlern. Nur noch Reste
der ursprünglich in Europa wohnenden Racen finden
sich in den Berbern südwärts (Nordafrika ge-
hört noch zu Europa) und nordwärts in den Lapp-
ländern. Die europäische Racenbildung scheint
eine Mittelgattung zwischen Mongolen und Neger
gewesen, wie noch jetzt die Chinesen eine Mittel-
gattung zwischen Mongolen und Malayen sind.
Die vierte Racenbildung ist endlich die der Ameri-
kaner. Hier findet sich durchaus von Nord bis Süd
die gröste Ähnlichkeit aller Formen, (weitere
Beschreibung); diese Richtung erschlafft in den
Feuerländern. Bei dieser Race ist die Frage
nach dem Zusammenhange mit Hochasien nicht so
leicht zu lösen. Dass die Bewohner von Amerika
dahin durch die Behringsstrasse eingewandert sein
ist auf keine Weise statthaft. Wir glauben einen
andern Weg nachweisen zu können. Wie Eu-
ropa einst ein grosser Archipelagus gewesen
sein muss, so muss in der Südsee einst ein

großes Festland gewesen sein, dessen Spuren noch
in den vielen Inseln übrig sind, deren fortlaufende
Ketten noch jetzt die Form jener untergegangenen
Atlantis (von der die Sagen der Urzeit melden)
angeben. (Vulkane längs der ganzen Westküste
von Amerika, die noch jetzt sehr thätig sind, ihrer
mehr als 120. bilden einen Kreis um dies unter-
gegangene Festland). Die jetzigen Einwohner der
Inseln sind Malayen, ein eingewandertes Volk, welches
seine Sprache, seine Thiere und Pflanzen (Otaheite
sind noch jetzt fast ohne Insekten, weil nur die Pflanzen-
keime hingekommen) mitgebracht hat, eine fremde Be-
völkerung also, der die ursprüngliche fast ganz gewichen
ist, nur ~~[illegible]~~ zurückgedrängt findet sich diese
noch auf einigen der Inseln im wilden Zustande.
Über dieses Festland nun muß die Vertheilung und
Wanderung der amerikanischen Race stattgefunden
haben. (Die Westküste von Amerika hatte die ersten
Ansätze der Civilisation, nach Asien hingewandt.).

Überschauen wir nun alle diese Formen vereint, so
ergeben sich folgende allgemeine Wahrnehmungen: je näher
die Völker dem gemeinsamen Mittelpunkte geblieben, desto
edler und beweglicher ist ihre Gestalt, desto geistiger Bildung,
desto gesellschaftlichere Entwickelung zeigen sie, desto bedeutender
ist ihre Erinnerung, ihre Ahndung der Zukunft; je weiter von
dem gemeinsamen Mittelpunkt entfernt, desto verzerrter
die Gestalt, desto erstorbner die Erinnerung, die Idee der
Religiosität, desto erstarrter in engster Umgebung und eng-
ster Gegenwart das ganze Dasein, denn mit der Gestalt
verdorrt auch allmählig der Geist, desto mehr, mit Einem
Worte, in der Gewalt einer herrschenden Begierde,
die sich bei jeder Race als eine eigene besondere

nachweisen lässt, und den vier Temperamenten genau entsprich[t].
Der Mensch gab sich dem wilden Naturdienste hin. Versun-
ken und verzerrt sind jene Racen, aber wo nur der
Mensch ist, da bleibt uns noch immer das Menschliche in
seiner vollen Bedeutung; auch in der verzerrtesten Gestal[t]
geben wir den Funken der Hoffnung nicht auf. Nicht bloss
an äussere That und äussere Verhältnisse gebunden erscheint
uns das menschliche Dasein; die Spur der Freiheit ist nirgend[s]
erloschen. Durch seine Freiheit wurde der Mensch zum
Teufel, er ist es, weil er ein Freier war, wie denn jeder
Teufel nur ein gestürzter Freier ist. Kants sinnreiche
Erklärung der verschiedenen Racen durch einseitige Aus-
bildung der ursprünglich allen gemeinsam ertheilten
Keime stimmt mit unserer Ansicht überein; nur müssen wir
für die Beweglichkeit der Keime auch die entsprechende
Beweglichkeit in den Funktionen der Seele haben.

Leib und Gedanke sind verschmolzen; der Geist hat ein
geheimes Bündniss mit den Kräften der Natur (das Räth-
sel, das in allen Mythologieen liegt). Die Begierde, jetzt
zurückgedrängt zur Gestaltung flüchtiger Mienenspiele, der
Verstellung zu verbergen sogar, gestaltete in früherer
Epoche, da noch die frische Gewalt der leiblichen Aus-
bildung ungehemmt wirkte, sogar Grundformen; der
Gedanke bildete versteinerte Geschlechter, die ein
höheres Licht erst erwarten, das sie lösen und
befreien wird.

Achtzehnte Vorlesung; den 31. März.

—

Das bisher Vorgetragene und noch Vorzutragende nähert sich den tiefsten Geheimnissen des Menschengeschlechts. Wir müssen uns hier mit Andeutungen begnügen. —

Man hat oftmals behauptet, die Form der Familie sei der Grund des Staats; dies kann in gewissem Sinne für wahr gelten, keineswegs aber in dem, als ob der Staat sich daraus entwickelte. Jede höhere Entwicklung ist ein eigenthümliches Dasein, in welchem die geringere Stufe zwar gehoben und verwandelt wird, aber eben deshalb nicht herrscht, sondern beherrscht wird. So ist auch das leibliche Dasein schon eine Grundform auch des geistigsten, welches von jenem auch auf der höchsten Stufe nicht abzulösen ist, sondern dasselbe miterheben muss. Der gleiche Fall ist bei der Familie. An und für sich ist sie nichts, als die erweiterte Begierde, voll einseitiger Selbstsucht, und, weit entfernt Staaten zu bilden, recht eigentlich staatenzerstörend, sie gerade ist vorzugsweise das, was die Racen gebildet hat. In den versunkensten Racen ist der Mensch seiner Familie, und nichts anders, als bloßes Erzeugniß der Gegenwart, an welche sein ganzes Dasein in allen Richtungen gebunden bleibt. Was uns in der Familie zum Geistigen erhoben, in edlere Bezüge gestellt und dadurch als liebliche Verbindung erscheint, ist dort bloß leibliche Verknüpfung, an das Bedürfniß der

äußeren Hülfe gebunden; die hierauf gegründete Gemeinsamkeit dauert bei rohen Völkern etwas länger, weil eben die Entwickelung träge säumt, aber die eintretende Ablösung ist dann auch, fast wie bei den Thieren, um so vollständiger und bestimmter; so z. B. bei den Wilden in Amerika, wo die Gleichgültigkeit so weit geht, daß die Kinder sich der Ältern als einer Last selbst durch Todtschlag entledigen. Diese Beschränkung auf die Familie allein, das Prinzip der einseitigen Begierde und der Racenbildung, ist auch noch in der Geschichte, welche dasselbe nicht verdrängt, sondern vielmehr veredelt; die Beschränkung wird überwältigt, der Sinn für die Totalität der Natur aufgeschlossen. Die Natur ist das Abbild des Geistes; alles, was in diesem ist, findet sein Gegenbild in der Natur; die Geschichte aber bildet das ordnende Maß beider.

Den Widerstreit, den wir noch jetzt zwischen den Elementen und der Organisation wahrnehmen, der in der Geschichte noch jetzt, z. B. in Ägypten zwischen den friedlich angesiedelten ackerbauenden Stämmen und den feindlich umherschwärmenden, in einem sich stets wiederholenden Typus hervortritt, müssen wir in der Urzeit in allen Beziehungen als ungemein mächtiger, kraftvoller setzen. Die Elemente, jetzt geordnet und gemäßigt durch das Leben, wirkten gewaltiger in dem Kampfe, der die innern Massen der Gebirge aufwarf, die allgemeinen Erdverhältnisse

entschied. So auch wirkte die jetzt gespaltene
Begierde unendlich mächtiger in jener Urzeit, in
welcher wir die Racenbildung annehmen müssen.
Nicht nur die Leibesformen, wie sie in den Racen
sich darstellen, sondern selbst die Sprachen können so
entstanden sein. (Doch den Ursprung der Sprachen eigentlich ent=
hüllen zu wollen, gehört zu den Wagnissen, vor denen
selbst die Vermessenheit erschrickt!) Die Neigung zu
verschiedener Sprachbildung findet sich auch jetzt,
inmitten der geschichtlichen Entwicklung; die neue
Sprachverwirrung ist jedesmal da, so oft die Menschen
zum neuen Thurmbau wieder zusammentreten, unsre
Tage besonders zeigen dies in Politik, ja in Philoso=
phie und Poesie, wo ganz verschiedene Gestalten erschei=
nen, an ganz verschiedenes inneres Dasein geknüpft,
dem wechselseitigen Verständnisse ganz entrückt. Auch
an die rohe Bornirtheit der Familie knüpft sich
noch jetzt die Sprachbildung, als ein einseitiger Trieb,
innerhalb des gegebenen Kreises eigne Bezeichnungen
und Formen, so wie eignen Inhalt der Empfindungen,
der Ansichten, zu bilden. Schilderung dieser wider=
wärtigen Einseitigkeit, in der ihr eignen Affenliebe,
Bewunderung, selbstsüchtigen Forderung, gebundenen
Sprachweise eines solchen Familienkreises. Kann der=
gleichen mitten aus der ungeheuern Gewalt der alles
assimilirenden Geschichte heraus noch jetzt entstehen,
so denke man sich dagegen die furchtbare Macht
eines solchen Triebes in der noch durch keine Ge=
schichte geordneten und gemäßigten Urzeit, und man

wird eine Wirkung, wie die der Racenbildung und ihrer Sprachen, nicht mehr zu groß dafür finden.

Wiederholte Betrachtung der Racen selbst in gedrängtem Überblick. Der eigentliche Unterschied der vier Racen ist in der verschiedenen Begierde, mit welcher jede derselben ergriffen worden; derselbe Unterschied, der, gemäßigt und geordnet, in den vier Temperamenten der geschichtlichen Völker erscheint.

Die vier Temperamente haben an sich gleichen Werth; sie entsprechen jedes einer gleichen Abweichung in der einseitigen Begierde, die darin verhüllt ist. Der sinnliche Genuß ist die Begierde, welche der ersten Race eignet, dem sanguinischen Temperament entsprechend; man gedenke der unendlichen Wollust des indischen Gottesdienstes, der sinnlichen Lust bei den Afrikanern, die eben dadurch Knechte der Natur, wie durch ihre physische Stärke die Knechte der Geschichte sind. Die Wuth, die Grausamkeit der Wuth, in dem cholerischen Temperamente dargestellt, ist die Begierde der zweiten Race, der malayischen; zwar auch die Geschichte ist reich an Gräueln aller Art, in jeder ihrer Epochen, aber solche Ausbrüche der schrecklichsten Mordlust, als einer unwiderstehlichen Naturgewalt, wie sie bei den Malayen statt finden, zeigt sie nicht; die Malayen sind den fleischfressenden Thieren zu vergleichen wie die Hindus den pflanzenfressenden. Die dritte Race, die mongolische, entspricht dem melancholischen Temperament, sie ist in der Begierde der Trauer, der Angst und Sehnsucht befangen, von der Natur abgewandt, an einzelne Thiergattungen wie verkauft, ihre

18.

ganze Existenz an diese gebunden, an das Pferd, das Renn=
thier, den Hund, den Seehund; ihr Leben ist beständige
Unruhe, Trauer und Angst, statt der Gottesfurcht waltet
die der Dämonen, welche vorzugsweise ~~in~~ der Religiosi=
tät der mongolischen Stämme ~~[illegible]~~ angehört. (Schilderung
der Grönländer von Cranz). Die vierte Race,
die amerikanische, entspricht dem phlegmatischen Tempera=
mente, in der Begierde der Trägheit, der Gleichgültig=
keit befangen; der heftigste sinnliche Trieb ist bei dieser
Race nur äußerst schwach; die Stämme sind nicht in der
äußeren Gestalt gesondert, die Lebensalter kaum zu
unterscheiden, durch ganz Amerika von Nord nach Süd
ein gleichförmiges Ansehen und Dasein, der Gegenwart
allein gehörend, ohne Erinnerung noch Sorge.

Jetzt aber wenden wir den Blick zu einer höheren
Menschenklasse, die aus einer andern Mitte sich heraus=
bildend als die geschichtliche auftritt. Als sie erscheint,
da waren die Racenbildungen der Urvölker, der
Autochthonen, schon da, und wurden von jenen ver=
drängt, unterworfen.

Die Fähigkeit der Völker in ihre Vergangenheit
zurückzugehen und in die Zukunft vorzudringen, die
Intensität der Erinnerung, hält Schritt mit ihrer Bil=
dungsfähigkeit. Je älter ein Volk, je weiter seine
Erinnerung zurückgeht auf seine Vorfahren, seine
Ahnen, desto vornehmer, desto adeliger ist es selbst;
die Germanen, die Skandinavier, insbesondere die
Isländer, werden in dieser Hinsicht ausgezeichnet;
kein Volk aber kommt dabei besser zu stehen, als
die Juden! Hinter den Griechen, Römern und

Germanen, als den Hauptvölkern geschichtlicher
Entwickelungen, liegen in dämmernder Erinnerung
die Urmythen der Geschichte anbeschauen da; (Bild der
Trümmer alter, vorgeschichtlicher Bauwerke, in Indien
Ägypten, der cyclopischen Mauern in Italien, der
ähnlichen in Amerika), aus jener gemeinschaftlichen Vor=
zeit, der Urquelle aller Überlieferung, hebt die Ge=
schichte an; alle Klänge der Erinnerung, die älteste
wissenschaftliche Erkenntniß, technische und mathematische
besonders, die Grundtöne der Poesie, die Züge der
Staatsformen, alles kommt uns aus jener Urzeit der†
Geschichte, oder ist in ihr angedeutet, aber alles ungeschie=
den, Denken und Naturbildung spielen in einander
hinein, welches die Grundlage aller Mythologieen ist.

† der … der L… gleich…

Wo nun aber sollen wir die Gränzen dieser Urzeit
der Geschichte, dieses geschichtlichen Menschenstammes suchen?
Alles zeigt nach dem Hochlande von Asien als der gemein=
samen Stätte; in großen Umrissen aber nur darf
man diese Spuren erblicken wollen; Reste davon
sind auch in Amerika wahrzunehmen, im Westen; die
merkwürdige Übereinstimmung in so vielen wesent=
lichen Zügen zwischen Etruskern und Mexikanern
giebt Zeugniß des Zusammenhangs in hoher Vergan=
genheit.

Das Urvolk aber, ~~welches~~ in welchem alle geschichtlichen Völker
sich ausgebildet, und von dem sie ausgegangen, wurde
verzerrt, wie die Racen selbst, und zwar, wie diese
durch die niedere Begierde, so jenes durch Leidenschaft,
die höher ist als die Begierde; denn wenn diese

ung an die Gegenwart geknüpft ist, so umfasst jene die Vergangenheit und die Zukunft, und stellt sich als der finstere Dämon der Geschichte in deren organische Mitte.

Drei Hauptleidenschaften treten in der Geschichte hervor. Zuerst der Geiz, in der Idee des bloss Leiblichen lebend, (~~[illegible]~~ Begierde und Leidenschaft werden in der höheren Entwickelungsstufe nicht ausgelöscht, sondern, wie jede niedere Stufe in der Natur, vielmehr bestätigt), der Reproduktion (Bauchhöhle) entsprechend. Dann die Herrschsucht, das Höhere Geistige in die Wirklichkeit hineinbildend;+ Endlich der Hochmuth, nämlich der des Geistes im Erkennen, der Sensibilität, dem Kopf entsprechend. Die erste Richtung stellt sich uns hauptsächlich in den Chinesen dar, diesem erstarrten Volke, das in seinen Zuständen uns die Möglichkeit der Versteinerung zeigt, zu der auch die unsrigen gelangen können, und wozu unsre Industrie, unsre Milde gegen Verbrecher, unsre Aufklärung (Confuzius eigentlich nichts als ein grosser Aufklärer nach dem Sinn, der auch bei uns mit diesem Worte verknüpft zu werden pflegt), unsre Druckerei und unser Schiesspulver genugsame Hindeutungen enthalten. Die zweite Richtung bricht vorzugsweise bei den Mohammedanern hervor; die dritte waltet in den Europäern zumeist, wo die Reflexionen, die Systemsucht, die Theorien, nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch im Leben durchaus vorherrschend sind. (Keine Richtung jedoch schliesst die andern darum aus; alle sind in jeder; die Anschauung ist

+ der Irritabilität, der Brusthöhle vergleichbar.

in ihrer Allgemeinheit zu fassen, nicht in einzelner Sonderung).

Wir haben jetzt ein verzerrtes Bild des ganzen menschlichen Geschlechts vor uns liegen. Wenn es möglich war, daß das ganze Geschlecht so tief sinken konnte, wenn der Widerklang dieser großen Dissonanz schmerzlich in jede einzelne Brust fällt, und kein Mensch von dem gemeinsamen Schicksal verschont geblieben, wo sollen wir eine Rettung finden? Und eine allgemeine Rettung, die nicht Einen, oder Einige, sondern Alle rettet? denn kein Vorzug, keine Begünstigung darf hier gelten; ich kann nicht begünstigt sein wollen, denn alle Menschen sind Ein Mensch, und wenn nicht Alle gerettet werden, bin ich es auch nicht! Welche Gewalt soll das nun vermögen? Die Rettung muß unermeßlich sein an Umfang und Tiefe, sie muß so groß sein, daß der Unterschied der gewaltigsten Herrschermacht und der tiefsten Knechtserniedrigung, daß der Unterschied des größten Geistes, des begabtesten Genies + [und des rohesten Wilden] ihr nichts gilt, vor ihr verschwindet; wir Alle müssen vor ihr völlig gleich werden! Sie muß einen Standpunkt haben, auf welchem der Kampf mit der Leidenschaft nicht in einem gefährlicheren endet. Eine solche Rettung, die alles Gebundene löst, jeden Mißklang aufhebt, ist auf Erden nicht zu finden. Wo sie aber zu finden sei, bedarf keiner mühsamen Forschung, die Liebe weiß es, und kann ihres Weges nicht irren.

Neunzehnte Vorlesung; den 2. April.

Rückblick auf die vorige Stunde; der umfassende Gegenstand mußte in gedrängter Kürze abgehandelt werden; die mitgetheilte Ansicht würde bei umständlicher Genauigkeit nur immer gewinnen, und grade durch das Einzelne sich bewähren.

Wir fanden bei der Betrachtung des Menschen, daß vorzugsweise das Menschliche in ihm nicht in demjenigen abgeschlossen ist, was im gewöhnlichen Sinne seine Naturgeschichte heißen kann, daß diese vielmehr, um ihn ganz zu erfassen, in ein höheres Gebiet aufsteigen muß. In der bloßen Organisation des Menschen ist sein gestaltendes Prinzip nicht zu finden. Nur durch das Innere des Menschen ist das Räthsel zu lösen, und dazu leitete uns eine gleichsam retrograde Bewegung in seine tiefste Geschichte.

Wir betrachteten zuletzt die Racenbildung der Menschen, als das Urgebürge der Menschenbildung, noch nahe liegend den gewaltigsten Kämpfen einer ringenden Natur. Wir wenden uns jetzt zu der heiteren, mittleren Gestaltung der Menschen, zu dem freien, geistigen Leben. Die Geschichte tritt hervor, und geordnet reiht sich in ihr das Leben zu einer neuen Richtung an. Aus dem wilden Gewühle

des Naturdienstes versammeln sich die zahmen Pflan=
zen und Thiere um den Menschen. Die Jahres=
zeiten ordnen und gliedern sich. Die Entwickelung
des Menschen selbst empfängt neue Bedingungen,
fördernde und hemmende, sie geschieht schneller im
Süden, träger im Norden; denn in jeder Beziehung
ist das ganze Leben der Menschen immer genau mit
der Totalität der Natur verflochten. —

Was die Menschen scheidet, das sind äußerlich die
Temperamente. Sie sind die Elemente des äußern
Daseins, gleichsam die temperirten Elemente selbst
Ihre vier Grundformen vermischen sich in unend=
licher Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, in stets
neuer Eigenthümlichkeit des besonderen Falles; keine
schließt das andere aus, vielmehr sind alle in jedem
Ganz einseitig treten sie nur bei den Racen hervor,
die dem Todten näher sind, dem Außeinandergeleg-
ten, dagegen in der Geschichte das freie Leben,
das Ineinandergesetzte, vorwaltend sie zusammen-
faßt, und in neue, eigenthümliche Gestaltung bringt;
doch sind auch die Racen selbst nicht ohne Spuren
dieser freieren Temperamente.

Wir betrachten die vier Grundformen näher.
Das sanguinische Temperament ist das geniessende,
das Hirnsystem dabei einseitig vorherrschend, es
stellt die eine Seite des Lebens dar, das Lustspiel
Das melancholische Temperament ist das sehnsüch-
tige, in ihm herrscht das Gangliensystem, es

zeigt gleichsam die Tragödie des Lebens. Das cholerische Temperament ist das thätige, dem Pulsadersystem angehörig, das anregende; die Hineinbildung der Sehnsucht in das Unmittelbare des Genusses. Das phlegmatische Temperament ist das leidende, an das Blutadersystem geschlossen. Dies sind die Hauptformen des ganzen menschlichen Daseins in seiner Stellung nach außen. Wir haben schon angemerkt, daß jede derselben an sich den gleichen Werth hat mit den andern; doch wollen die Menschen gewöhnlich am liebsten sanguinisch-cholerisch sein, phlegmatisch am wenigsten.

Die vier Temperamente wiederholen sich in den vier Lebensaltern. Das Kind ist sanguinisch; das Gehirn waltet vor, auch in den Krankheiten; die Kindheit ist die Zeit der mächtigsten, versprechendsten Entwicklung; jeder Mensch leistet weniger, als er als Kind versprach, vieles bleibt unentwickelt zurück; was ist alles nachherige Lernen und Leisten gegen das Lesen- und Schreibenlernen, welches doch beinah jedem Kinde gelingt! aber die Folge entspricht nur bei Wenigen solchem großen Anfange. Der Jüngling ist cholerisch, die Brust bei ihm vorherrschend, auch in den Krankheiten. Die Alten rechneten das Jünglingsalter bis zum 36.sten Jahre; die Blüthezeit des Lebens! Sie ist das Hineinbilden des Unendlichen der Organisation in das Endliche; das Unendliche der Gattung tritt hervor, die Liebe keimt, das Leibliche wird Ausdruck des Geistigen. Im Betreff der

beiden Geschlechter sehen wir in der Natur eine merkwürdige Bildungsreihe. Bei den Pflanzen erscheint das Weibliche überall in die Mitte gestellt, als Einheit zu der Vielheit des umgebenden Männlichen; dasselbe sehen wir auch bei den Insekten, bei denen, welche in Gesellschaft leben. Bei den Thieren ist das Männliche in das Centrum gesetzt, und das Weibliche in den Umkreis. War dort Polyandrie, hier Polygynie, so erscheint dagegen bei dem Menschen die reine Monogamie als das gefundene ächte Maß. (Die Abweichungen, welche, und zwar in großen geschichtlichen Formen, sich zeigen sind aber ihrem Wesen und Ausdrucke nach nur Abweichungen). In dem Jünglinge bildet sich ein vollständiges Herz dem vollständigen Gehirn gegenüber; so auch der Liebe gegenüber das Erkennen, wo alles Leibliche geistig werden will. Das Erkennen will aber auch als That, als Ordnende der That, hervortreten; daher Tapferkeit, die höchste Tugend des Mannes, wie Keuschheit die höchste Tugend des Weibes. Der Mann ist melancholisch, bei ihm ist die Bauchhöhle vorherrschend, die Verdauungswerkzeuge ~~[illegible]~~ sind der Sitz seiner meisten Krankheiten; er nimt im Leben seinen festen Standpunkt, er will das Erreichte bewahren und ausbilden. Der Greis endlich ist phlegmatisch, das Äußere des Körpers, die Gliedmaßen, walten vor, seine Krankheiten gehören vorzugsweise diesen Organen an. Der Greis steht in der Mitte der um ihn versammelten Familie, seiner Gedanken

19.

und Thaten, in stiller Betrachtung, und allmählig sinkt sein Leben in diesem Kreise ein. (Sinnreiche Bemerkung von Kielmeyer, daß der Mensch, wenn er sich nach Maßgabe seines Älterwerdens immer mehr in's Kleine zusammenziehen könnte, auch immer frisch bleiben würde, aber so nimt die Macht der Lebensorgane ab, und das körperliche Gerüst bleibt in derselben Größe stehe).

So ist nun das ganze Leben des Menschen ein Aufgang und ein Niedergang in einem Halbkreise, der seinen Scheitelpunkt in dem reifen Jünglingsalter hat; die andere Hälfte des Kreises aber ist uns verborgen, irdisch unerreichbar!

Alle Lebensalter aber sind in einem jeden; wie alle Temperamente jedem angehören, und überhaupt alle Entwickelungen sich wechselseitig durchdringen. Zwar soll jedes Alter zunächst es selber sein, aber deswegen nicht fremd den andern. Bedauernswürdig nennen wir den, welcher als Mann nichts übrig behält von seinen Jugendträumen, und sie als [illegible] verwirft gegen später eingetauschte Gedanken; ihm fehlte denn auch in der Jugend schon, was diese als Andeutung künftiger Entwickelung bedurfte.

Dies nun sind die Formen des äusseren Daseins der Menschen, die Formen der Temperamente. Aber jeder Mensch hat neben seinem Temperament auch sein Talent, seine geistige Begabung. Die reine Gewissenhaftigkeit in Verwaltung dieses anvertrauten Pfundes ist der innere gediegene Kern des Lebens. Hier

darf sich anreihen, was wir schon früher von der
Urgestalt des Menschen vorgetragen. Wir fügen
hier hinzu, daß es auch für die äußere Erscheinung
Momente giebt, in welchen bedeutende Hervor=
blicke der Urgestalt in das Leben leuchten, und
wir widmen diesem höchstanziehenden Gegenstande
einige Worte. Ein solcher Hervorblick der Ur=
gestalt ist die Idee der Ehre. Ehre ist der
gediegene Kern der Persönlichkeit, der Widerschein
der eigenen Person, die Stelle im Menschen, wo jede
keine höhere Gewalt erkennt, sondern seine eigne
Souverainetät beurkundet, wo niemals fremde
Macht eindringen und gelten darf. Diese wahre
Ehre im Menschen ist nicht in Widerspruch mit geisti=
gem innern Leben, sie besteht mit der verhüll=
testen Innerlichkeit des Frommen. Eben so die
Idee des Stolzes. Stolz ist die innere Zuversicht
auf den sicheren Ausdruck der Eigenthümlichkeit
der reine Umriß der äußeren Gestaltung der=
selben. Wahrer Stolz ist immer bewußtlos; mit
Bewußtsein wird er Eitelkeit, eine innere Thorheit
Der edle Stolz ist immer kindlich, er giebt sich jedem hin
Nach innen gewandt ist der Stolz immer Demuth,
und diese schmiegt sich immer der größten That an.
Verkehrtheit, wenn Stolz als solcher nach innen und dagegen
Demuth als solche nach außen gewandt erscheinen.

Betrachten wir den Menschen in seiner
irdischen Stellung, in dem Maße, zu welchem Tempera=
ment und Talent in ihm sich verbunden haben, und

stellen wir das Bild seiner Urgestalt dagegen, so müssen wir eingestehn, daß keiner sich vergleichen dürfe, wie er geworden ist, zu dem, wie Gott ihn gewollt hat. Das Temperament schwankt zwischen Begierde und Leidenschaft; durch jene ist alle Knechtschaft, durch diese alle Herrschaft auf der Erde begründet, in allen unseren Staaten können wir keinen besseren Ursprung zuweisen. So ist alles Irdische aus der Sünde geboren, jedes hat seine Gabe zertrümmert, das Maß seines Daseins zerschlagen, und alle gesellschaftlichen Zustände tragen dieses Verderben. Wer sich in die Betrachtung nach dieser Seite versenkt, dem erscheint zuletzt alles Thorheit und Nichtigkeit; er fragt nach dem Wozu seines und alles Daseins umsonst, und der Überkluge muß nur den Wahnsinnigen noch glücklich preisen. —

Wenn wir aber die ganze Geschichte durchschauen, so tritt uns Eines entgegen, worauf ich hinweisen muß als auf den Inhalt meiner ganzen Vorlesung: das Epos des Lebens, ein Gesang, der anfängt mit der Schöpfung und endet mit der Verheißung eines neuen Himmels, die heilige Schrift! Sie hat uns denjenigen verheißen, für welchen alles gleich ist. Sie enthält die geheime Geschichte jedes Menschen, sie hat das innere Geschick des Gemüths räthselhaft durch ein Volk dargestellt. Dieses Volk selbst, dem dieser Schatz vertraut worden, steht in der Geschichte fast ganz verborgen. Unerklärbar ist das Dasein der heiligen Schrift in der Geschichte, ihr Entstehn, ihre Fortdauer, ihre riesenhafte Ausbreitung; sie steht da als die wunderbarste Thatsache. —

Ein Klang der Erlösung geht durch die ganze Natur; sie hat ihre Geschichte gewonnen in dem Menschen.

Alle Schuld ist jetzt aus der Natur getilgt, nach innen gedrängt hat sich ihre ganze Last. Auf den Menschen stürzte zu einer neuen Geburt, was in der Natur ausgelöscht wurde. Geistig und leiblich zugleich muss diese Geburt in jedem Menschen ganz geschehen.

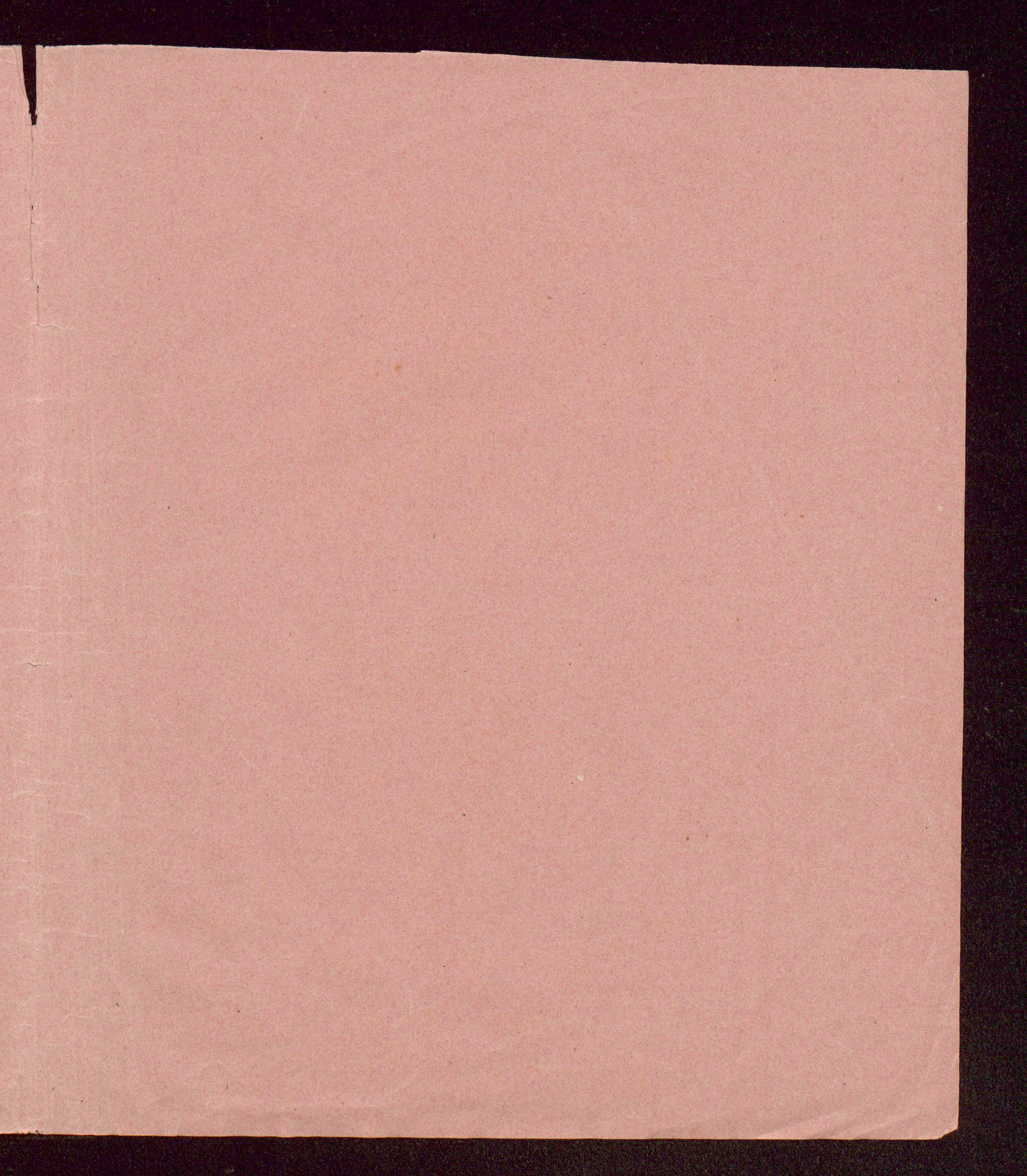
Hier knüpft sich der Mysticismus an. Warnung gegen den falschen. Der Zügel des Verstandes darf nicht entlaufen, sein Gesetz muss bleiben, die Frömmigkeit soll dasselbe nicht zerbrechen, sondern umfassen, wie sie denn alles umfassen soll.

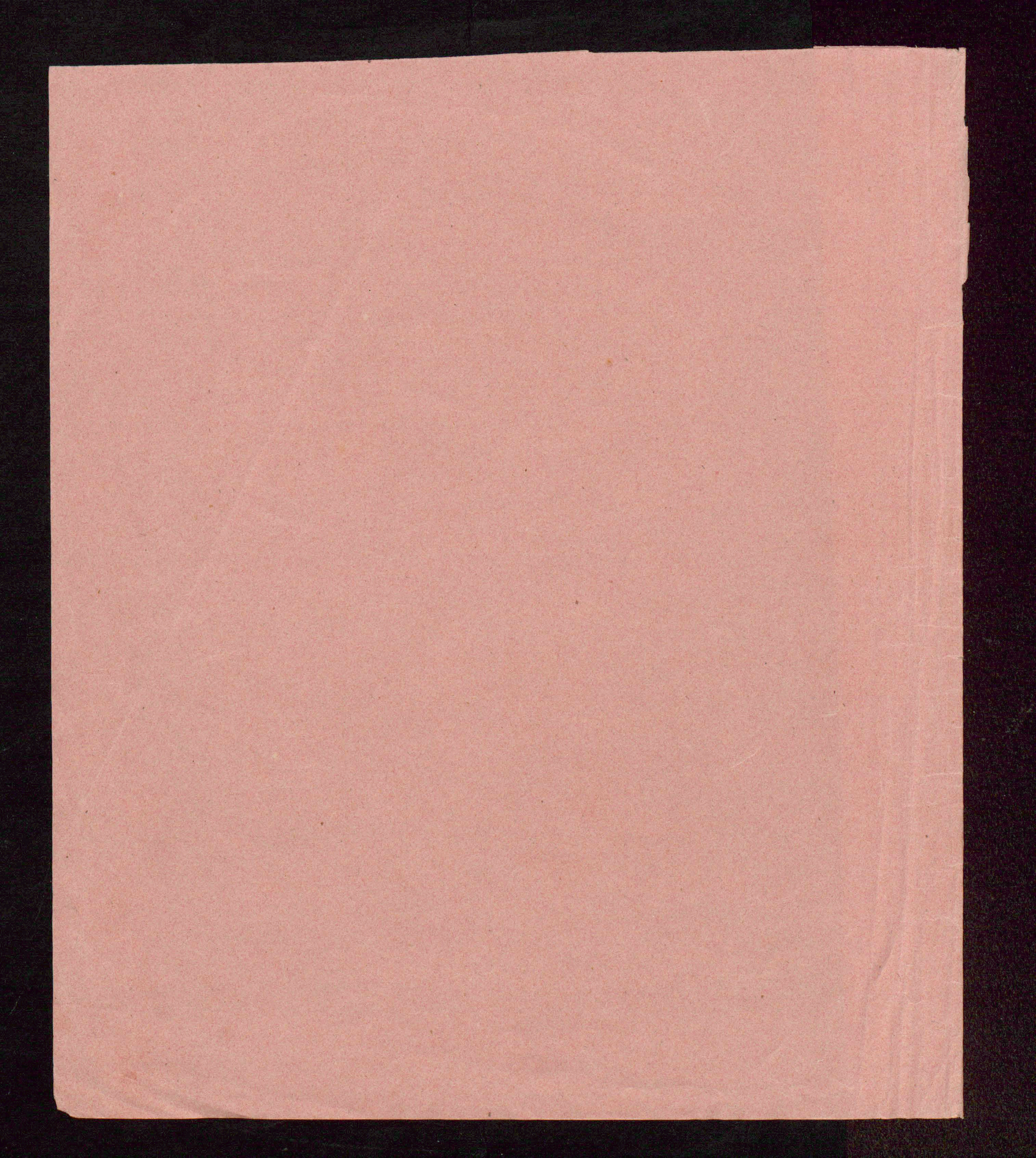
Jene Wiedergeburt kann nur durch Sterben gewonnen werden. Sterben ist wohl der wichtigste Gegenstand der Betrachtung! Was aber ist der Tod? Man muss gestorben sein, um das Leben zu finden, gestorben durch eignen Entschluss, und dann erst lebt man. Wer nicht willig stirbt, ~~[illegible]~~ wer nur an dem irdischen Leben hängt, der wird todtgeschlagen, der stirbt wirklich. Das neue Leben aber kann nicht aus uns kommen, es ist die Wohlthat der fremden Gewalt, die Gnade! —

Ist es uns gelungen, sagen zu können mit Wahrheit: „Unsre Charwoche ist vorbei, es ist morgen Ostern"

„Denjenigen, welcher das neue Heil gebracht, den wir bisher nur angedeutet und noch nicht zu nennen gewagt, obgleich unsre ganze Vorlesung, auch in dem fremdscheinenden Theile, nur seiner Verkündigung geweiht gewesen, ihn haben wir jetzt zum Schlusse vollständig auszusprechen, und zitternd nenn' ich ihn, unseren Heiland Jesum Christum. Amen

---





Steffens

V238

15 Bll.

14 Bll.

Frommann

Anlage.

2.

Steffens.

Breslau, den 3. März 1817.

Beant. d. 9. Merz 17

Ich habe zwar die Briefe der andern nicht
gelesen, aber sie werden ohne allen Zweifel
so anfangen: Sie (Willisen sagt wahrschein-
lich du) werden sich (wirst dich) wundern,
daß Sie (du) drei Briefe erhalten (erhälst)
die Sie (du) kaum erwarten konnten (konn-
test) – Der zweifache Anfang enthält nun
auf eine kunstreiche Weise zugleich den
dritten und dadurch originellsten, nehmlich
meinen und ich habe die andern, wie unbe-
deutend auch die nachfolgenden Zeilen
werden mögen, überboten – und das
wollte ich eben.

Was mich bewog, ich glaube in der That
zum erstenmahl, Ihnen zu schreiben, war
dieses: Ich bin nun, ebensowohl wie Sie,
wie Sie wenigstens aus Buchhändler-An-
zeigen wissen werden, in die Sünde der po-
litischen Schriftstellerey verfallen und
spüre eine grosse Lust Ihnen das ganze
Buch in einem Athem vorzulesen, ob-
gleich kein Vers darin vorkommt –

~~ich~~ das ist nun nicht möglich, ich
will also, damit Sie doch nicht ganz
frey werden Sie zwingen das theure
Buch zu kaufen und, was noch theurer
ist es zu lesen, und, was das allergrö-
ßte ist, es zu loben. Geschieht das alles,
so sollen Sie wieder gelobt werden. Ja
eben weil ich, neben Willisen und Ha-
niz manches an Ihnen lobenswerthe
fand – Sie glauben es wohl kaum –
fordere ich meinen mir gebührenden
Lob, als eine reciproke Höflichkeit.
Ernsthaft – wir haben oft von Ihnen
gesprochen – Gutes und Böses – aber
ich habe manches gut zu machen –
und dazu sind diese Zeilen eigentlich
bestimmt. Oft, wenn ich mit den ge-
nannten Freunden an Sie dachte,
wenn ich die treue Anhänglichkeit
mit welcher Sie an mich hiengen er-
wähnen mußte, fiel es mir hart

aufs Herz, daß ich über Sie viel zu
lieblos urtheilte. Ich hatte manches
an ~~Ihnen~~ auszusetzen — nun wahrlich billi-
gerweise an mich selber noch mehr —
und am Ende, was war es — Ihr schönes
Talent für das Leben, die mimische Gewandt-
heit aller allenthalben sein zu können
um die ich Sie am Ende innerlich beneidete
aber ihren Sinn für das Schönste und
Höchste, ihr Anschließen an das Würdigste
~~ihre~~ an mich ~~[illegible]~~ zum Beispiel — und
Ihr mannichfaltes Geschick ließ ich
selten ganz Gerechtigkeit widerfahren
Ich thue es — ich reiche Ihnen die Hand
und gedenke ~~die~~ mit Vergnügen der, wahr-
lich nicht gemeinen Begebenheiten, die
zu verschiedenen Zeiten in Halle, in
Hamburg, in Paris uns verbanden,
und die, wie ich hoffe, uns von jezt an
von Neuem verbinden sollen —

Obgleich ich sogar gerührt bin, so kann ich dennoch nicht, wie ich wünschte, einen sentimentalen Schluß finden – um so weniger, da ich so eben eine Vorlesung halten soll, voll der ungemeinsten, ~~[illegible]~~ närrischsten Einfälle über das Gehirn, so daß ich keine Zeit habe nach Sentimentalitäten zu suchen – Ich ~~[illegible]~~ schließe daher, mit gerührtem Herzen, aber auf eine ganz gemeine Weise – mit der Versicherung, daß ich ~~[illegible]~~, hol mich der Teufel, hoch schätze und liebe

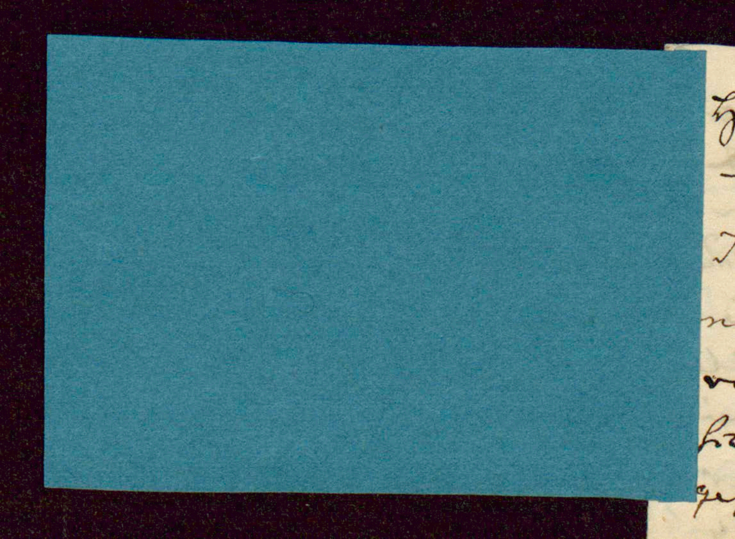
als Ihr Freund

Steffens

NB. Wir schreiben doch alle um etwas von Ihnen zu erfahren – ob ~~Ihnen~~ Sie der diplomatische Teufel denn ganz geholt hat, was mir leid thun sollte –

Ansprache an Rahel.

Lyseblau, den 30. Juni 1825.



H. Steffens.

Breslau d. 30 Junii
1825

Theuerste Freundinn! Warum ich so lange
nicht geschrieben habe? – man könnte
vielleicht eher fragen warum ich jetzt
schreibe und in der That, wenn ich Ihnen
gesagt habe, dass ich gesund bin, dass ich (aber
erst) anfange recht fleissig zu arbeiten,
dass Frau und Kind gesund sind und dass die
Gleichgültigkeit einerseits und der Hass
andererseits, die mir hier entgegentreten,
als ein heilsames Antidot gegen die (Verwöh-
nende) Aufmerksamkeit und die Liebe
die mich in Berlin trug und erhob, wirken
mir und daher ebenfalls die Gesundheit be-
fördert – so wissen Sie Alles – Wir sehen
fast keinen Menschen. – Endlich müsste
ich Ihnen zwar noch schreiben, dass
ich Sie herzlich liebe, dass ~~die~~ ich täglich
freue endlich einmahl auf eine gründli-
che Weise, die lang ersehnte Bekanntschaft
gemacht zu haben, dass ~~die Frau~~ Varnha-
gen's treue Liebe und Anhänglichkeit
mir ewig theuer ist – und damit wäre
der Brief geschlossen – Ich müsste

mich sollte ich den Brief verlängern, ab-
schließen, aber das Briefschreiben ~~zu~~
einen Brief zu schreiben – und warum
nicht? – und zwar ganz schöpferisch – denn
es ist nichts ist einem so ganz am Leibe ge-
wachsen wie ein Brief – und man sollte
an keinen Menschen einen Brief schreiben
(Geschäftsbriefe gehören nicht hieher,
so wenig als gelehrte) wenn man sich
~~auf~~ besinne in seiner Gegenwart den
Rock auszuziehen.
Ich bin immer dumm, wenn ich die Feder
in der Hand nehme um einen Brief zu
schreiben und habe mich selber die Frage
vorgelegt – warum die Dummheit, die mir
wohl ab und zu beschwerlich fällt – eben
bei dieser Gelegenheit sich so auffallend
vordrängt? Die Untersuchung gab fol-
gendes Resultat. Ich gehöre gar nicht
zu den Menschen, die ex tempore und
zu jeder Zeit für jegliches taugen.
Wie ich für die Lehre der Eigenthümli-
chen lebe und behaupten darf, daß ich
sie schärfer, als andere herausgeho-
ben habe, so müssen auch alle Momente

le, die anregen sollen, etwas Eigenthümliches
hielten – Allgemeine Versicherungen haben
für mich gar keine Bedeutung – Nun bin
ich, wo ich lebe, auf mannichfaltige Weise
angeregt – Menschen und Gegenstände um-
geben mich – auch treten wohl, und das
sehr oft, entfernte Freunde hervor und
das Gespräch, in der stille Gedankengang
kann mich in ihre Mitte versetzen – dann
ist die ferne Liebe mir ein erquickender
Thau – dann rede ich – zärtlich, geistreich,
heiter – und sie antworten – und die stillen
Gespräche sind – besonders in der Einsam-
keit, mein herrlichster, ja mein heilig-
ster Genuss. Alles Störende der Wirklich-
keit ist verschwunden – Was ich nie zu sa-
gen wage, was ich wohl sagen möchte
und nicht kann – alles dieses ~~seltsam~~
wird laut – Ich sag es – Ich liebe – wie
ich auch durch alle trübe Störungen des
~~irdischen~~
sinnlichen Daseyns, in den hellen Äther
einer höhern erkannt habe – Da giebt
es etwas, was ich mit den himmlischen
Freuden – mit der Gemeinschaft der
Heiligen vergleichen möchte. Es ist di

dieser Genuß – ich habe mich – reich wie ich
bin an herrliche Freunde – so daran gewöhnt
auf diese stille Weise mit Freunden zu leben,
daß ich gewisse Richtungen der Gedanken,
gewisse Freunde, wie durch einen Zauber,
zu mir hinbanne – ist diese Erinnerung,
dieser Genuß, nicht die wahre Freundschaft?
Wer zu diesem Kreis gehört – ich darf, so
bunt mein Leben war, und obgleich ich
von manchen verlassen ward, die Hände
erheben und segnen – ich verließ ihn nie –
er gehört mir zu im Leben und Tod – und
wenn er mich auch verschmäht und haßt –
wegbanne kann ich ihn nicht – und er
muß zu mir kommen wie immer,
selbst, wenn er geschworen hat mich nie
zu sehen.

Aber nun der Übergang von diesem
Leben zum Briefschreiben. Ich kann
mir ihn wohl denken, wenn einiger.
heimlicher Anregung da ist – aber nun
werde ich erinnert, daß die Post geht – oder
ein Freund reist nach Berlin – wie gesagt
Wer schwebt mir vor – nicht, als die liebe
Freundschaft in ihrer gemeinen Allgemeinheit.

heit – da peinige ich mich denn und su-
che mir ein Bild – aber ich bin und blei-
be dumm – und was ich schreibe ist leer –
Aber ist denn die Unfähigkeit etwas Leeres
zu treiben wirklich Dummheit? – und ist
es nicht eine unverschämte Bescheiden-
heit, daß ich mein schönster Vorzug eine
Dummheit nenne – Ich habe nie glauben
können, daß ein großer Vorzug wäre hun-
dert Dinge zugleich im Kopfe zu haben –
6 – 7 Briefe von verschiedenem Inhalt
zugleich dictiren können – Alle Eigen-
thümlichkeit ist mir Liebe – und keine
geht durch die andre zu Grunde – sie ist
Liebe, ~~sol~~ sowohl für einen jeden Men-
schen im Ganzen, als in eine jede Richtung
Eine solche Richtung, eines solchen bestimm
te Daseyn, und dauert auch nur wenig-
Augenblicke, und wäre es auch mit
dem kleinsten erfüllt – ergreift mich
ganz – ich bin so lange nur der so beschäf
tigte, oder richtiger, das so und nicht an-
ders lebende, seyende, liebende – Vergesse
ich meine Freunde – keineswegs – Sie
sind da, auch wenn sie schweigen –

Schweigen sage ich – weil ich immer mit
meine Freunde rede – mögen sie auch noch
so entfernt seyn. Wenn ich nun aber –
ganz erfüllt von einer andern Liebe,
ganz ergriffen von einem anderen Leben,
von der Freundschaft reden soll, oder schrei-
ben soll – so hält der [illegible] allen Ver-
stand und ich bin hinlänglich [illegible]
Ich erinnere mir noch, wie ich in den
Kindheit, bis zur Krankheit lernbegie-
rig – manchmahl stille stand – und plötz-
lich frage – so ganz im Allgemeinen –
was weiß du nun – ich wollte meinen
Reichthum fernerhin überschauen, das
Volk zählen, wie David, wofür ihn
Gott der Herr strafte, die klingende
Münze durchwühlen, wie ein ~~[illegible]~~ ehr-
würdiger Geizhals – aber siehe da – es
kam, zu meiner Beschämung heraus,
dass ich gar nichts wußte – und von
reichtswegen – ~~denn~~ später, im Krie-
ge, ~~so~~ besonders in Frankreich, wenn
lange keine Schlacht gewesen war, wenn
mir die alberne Umgebung gegrault
hatte, wenn ich mich von Langeweile

gequält fühlte – fragte ich wohl zuweilen
ob ich nicht alle meine Wissenschaft und
Kunst und superbe Bildung vergessen
hatte – und siehe da – ich konnte mich auf
nichts besinnen – nicht ein poetisches
Bild – kein launischer Glanzgedanke,
keine Theorie – meine eigene Idee, alles
war rein weg und zum Henker – so daß
ich oft dachte, ich müsse nun wohl mein
lebenlang Secondlieutenant bleiben.

Das ist nun ein Brief über einen
Brief, und doch der rechte – denn ich fühle
daß er ein Gegenstand ist, über welchen
ich mich grade mit Sie – theuerste
Freundin! unterhalten möchte.
Ich habe furchtbar eilig geschrieben.
und gewiß herzlich schlecht –
Wenn Sie etwas von meiner etwanigen
Anstellung in Berlin hören – so
schreiben – Sie haben es versprochen –
ich glaube herzlich wenig daran –

Grüßen Sie Varnhagen

Ihr treuer
Ritter

Die Helwig ist durchgereist
ohne daß wir sie gesehen haben. Sie ist wohl
bei den Schwager –

30 VI 1825

Ruffmb.

Breslau d. 24 Febr. 1827

Breslau, den 24. Februar 1827.

Ihr lieben, treuen Freunde! verzeiht, daß ich so ermunternde Briefe erst so spät beantworte — Wie es gekommen ist, und so kommen mußte, will ich euch gern klar entwickeln nachdem ich euch erst tausendfältig für euren Beifall gedankt habe — Ich darf wenigstens behaupten, daß ich nie aus äußern Antriebe geschrieben habe, es war immer nur um mir eine drückende Bürde zu entledigen und ich darf kühn behaupten, daß alles was ich nun darstelle, ein innerlich Erlebtes, ein mühsam durchgekämpftes war, was nun Worte und Gestaltung erhält und daher auf innere [illegible] Wahrheit, und wenn Wirklichkeit Natur ist, auf Natur Anspruch machen darf. Wie ermunternd [illegible] lehrreich würde es mir seyn unter euch zu leben — Gegner und Freunde um sich zu haben, die einen beleben und strafen, erfreuen und heben —

Ehe ist nun meine Sache berührt — nun Ihren Biographien — lieber Varnhagen! Ihr Blücher ist ein Meisterwerk, das zarteste Portrait, das tief Eigenthümlichste mit reinen, natürlichen Strichen herausgehoben — im Felde der Biographien

Stehen Sie zu Ihnen einzig da – Sie allein
dürften Blüchers Biograph seyn – und ich habe
mich unsäglich gefreuet daß er endlich einen
würdigen erhalten habe. – Sie sagen zu Anfang,
daß man einem solchen Mann ein Monument
errichtet hat, welches von allen übrigen am
längsten dauern – ja in der Geschichte unver-
wüstlich seyn wird. ist doch etwas Herrliches.
Sie haben durch Müfflings Schrift, die Frei-
heit erhalten, über die frühern Kämpfe
zwischen York und dem Blücherschen Gene-
ralstab, sich ziemlich freimüthig zu äußern
Schade, daß sie, und ich begreifen es wohl, wenig-
stens war Ehre, genöthigt waren den bedeutend-
sten Streit, durch Blüchers Krankheit
noch bedenklicher, der sich in Laon erhob,
und einen fast gefährlichen Gipfel erreichte,
gar nicht zu erwähnen. Es thut mir fast
leid, daß ihnen eine kurze Rede, die ich für
den Obristen v. Stranz ausarbeitete – vor wenig
Zeilen, die ich, spät aufgefordert, in einer
halbe Stunde niederschreiben mußte, und
die Stranz am Sarge vortrug, nicht kannten
den. – Sie ist in der hiesigen Zeitung abgedruckt
und hebt das wahrhaft Poetische, fast mythi-
sche seines Lebens heraus. – Auch die übri-
gen Biographien sind gar herrlich und ich

habe er bewundert, wie Sie in den zwey lezten
Biographien gewußt haben einem scheinbar
so undankbaren Stoffe eine so interessan-
te Seite abzugewinnen – Daß bey einem gedachten
Menschen, mag er Schriftsteller oder Feldherr seyn,
der Mensch selbst, sein Leben, seine Eigenthümlich-
keit das wichtigste ist, scheinen die Biographen
nur zu häufig vergessen haben – der Schriftsteller
wird von seine Werke, der Feldherr von seine
Thaten verschlungen, und man will nicht be-
greifen, daß der Biograph es nur ist, wenn
er die Schrift, die That in der lebendige Eigen-
heit erblickt, daß die abgepflückte Blüthe
nur getrocknet sich aufbewahren läßt; die
lebendige von der Blätterwelt allmählicher
Handlungen, ja von der geheimen Wurzel
getragen werden muß. So sollen Immergrün
blühend und rankend in der Zukunft sind
Ihre Biographien wahrhaft, und selbst die
kleine, blasse Blüthe ohne Farbe und Duft
nimmt unsere Aufmerksamkeit, unsere
Liebe in Anspruch und wagt sich, von der leben-
digen Blätterwelt getragen, grünend und
blühend unter die mächtigsten Blumen – Sie
verdient ihren Platz, denn sie lebt –

Und jezt von meinem Stillschweigen – als

ich einen Brief erhielt sollte meine Lect.
ward gar schön werden - geistreich, witzig - und
ich war mit nichts zufrieden - so verging die Zeit,
und Ihr erhieltet eben gar keine Antwort - 2, weil
ich mit einem Gegenstück beschäftigt, die gegen-
wärtige Zeit enthaltend, und bin es noch - daran
unten ein Mehreres - Ich quälte mich und mußte
alle Erinnerungen an meiner frühern Arbeit
verdrängen - 3, erwartete ich ein Ungewitter.
Tieck hatte meine Novellen erhalten und ich er-
hielt keine Antwort auch mein Verleger, der mit
ihm in Verbindung steht, erhielt nur ein paar
abwehrende Zeilen. Diejenigen meiner Freun-
de in Berlin - Gustav Waagen, Raumer, Loebell,
die nur in und mit Tieck leben und denken, schwie-
gen gänzlich - Sie mußten ihre Meinung aus
Dresden erhalten, oder hatten sich schon - jetzt
ist das Gewitter losgebrochen und ich kann
schreiben. Ich begreifen Tiecks Kritik vollkom-
men - und - damit ich bey der methodischen
Eintheilung, in welcher dieser Brief, im Gan-
zen, wie im Einzelnen, nun einmahl zer-
fallen zu wollen scheint, beibehalten kann: drey Gründen
1, weil er zum Theil recht hat - der für mich
schlimmste Grund, den ich daher zuletzt beant-
worte - 2, weil er es nun einmahl nicht leiden
kann, daß ich in allen Kräften ein Christ

bin, weil er in die objectivste Darstellung eine
durchaus subjective Träumerey hält. Er hat
sein kindliches Christenthum durch die Poesie,
diese durch den Catholicismus angesteckt
und leidet, als schwankender [illegible]
an die gefährlichen Folgen der vergangenen
Krisen, und ich fürchte sehr, daß sein Cevennen-
Krieg, bey aller Kunst der Darstellung, nie mit
einer klaren Ansicht hervortreten wird – 3,
endlich weil das Aufsehen, welches ein [illegible]
ein naturphilosophischer Schuster, der seine
unverschämte Nase in allen Ecken hat, und
den Zeitgeist von vorne und hinten beriecht,
erregt, eben, als sein vieljähriges, noch lange
nicht beendigtes Werk erscheint, welches doch
allein alle Aufmerksamkeit auf sich ziehen sollte
ihm verdrießlich ist. Verdrießlich ist er öfter.
bey seiner Kritik hat die stolze Ruhe, die
Ründung, die strenge Genauigkeit nicht.
die seine übrigen, selbst ungerechten Kri-
tiken, auszeichnet – sie hat etwas Cha-
rakter, mühsam verhehlt Leidenschaftli-
ches, durchaus Willkürliches und [illegible]-
zen Vornehmes. Er drückt die Augen zu,
wo es ihm beliebt, wirft Seitenblicke, wo
es ihm einfällt und verliert sich sogar in
nichtssagende Allgemeinheit, in ein flüchtiges

Gerede über christliche Verachtung der Wissenschaft
und Kunst, welches, obgleich man es, der Absicht nach,
auf mich deuten soll, nicht einmahl der Mühe
hat frisch von der Leber weg zu reden - So man
Tieck sonst nicht - Er hat mir leid gethan -
Daß hier - und wohl allenthalben - meine Gegner
geblieben - ist begreiflich - Er hat leider Recht-
fertigkeit - nehmlich, ich habe ein zu großes Trennen
in einer zu engen Form gesucht, und daraus
ist manches Unheil entstanden.

Nr 3, Was ich mit den Novellen wollte und mit
der Fortsetzung will - eben mich auszusprechen-
- In den erschienenen meine Vergangenheit, - meine
Mutter, die ich mir bey Amalie dachte - mein
Idyllischer Landprediger - Damals - wie es
mir vorschwebte in meiner frühen Jugend-
meine Gespenster - die jüngere Leiche, und
Walfeld - Er ist doch nur Convenienz, subjec-
tive Ansicht, die uns verhindert den Leith
für weniger wahrscheinlich anzusehen als
Walfeld - Was ich jetzt vorhabe, ist was
ich wirklich erlebt habe - Viel Vorwegen
durch Freundschaft verbunden, durch erregen-
de Ereignisse noch mehr, werden nach Deutsch-
land getrieben - ein Philosoph, ein Weltmann

ein Soldat und hypochondrer Grübler – vier No-
vellen erzählt Hauptmomente ihres Lebens –
sie treffen in Norwegen zusammen – das ist
die sechste Novelle – Einfacher soll alles werden
sorgfältig ausgewählt – tiefer, wenn man
will – weil ich es selbst bin, der alles erlebt
hat – Norwegen – mein Schiffbruch, die Schot-
französischen Umtriebe, der Krieg, die
philosophischen und religiösen Krisen.

Der Brief ist zu lang geworden, ich möchte
ihn schließen; aber, wenn Sie mich recht
bestrafen wollen, ~~so~~ schreiben Sie mir
bald – man es kommen manchmal Zwei-
fel, die dieses einsame Nest nicht beleben kön-
nen – wenn Ihr schreibt, ist es eine frohe
Stille – wenn ich schreibe bedarf ich einer
hier in dieser sarmatischen Einöde –
wir
Grüßen Sie Mendelsohn tausendmal – wie
freue ich mich, dass mein Geschreibsel ihn
ergötzt hat – es thut mir leid, dass er mir
nicht schrieb – wie er wollte –

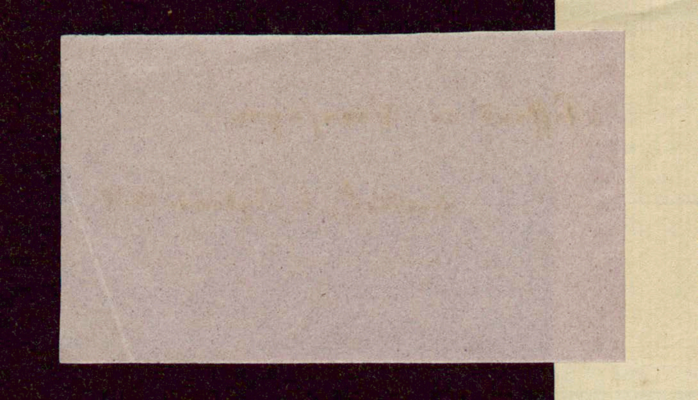
Lebt wohl

Euer

Steffens

Steffens an Varnhagen.

Breslau, 6. Septemb. 1830.



Steffens.

Breslau, den 6. September 1830.

Bresl. d. 6t Sept. 1830

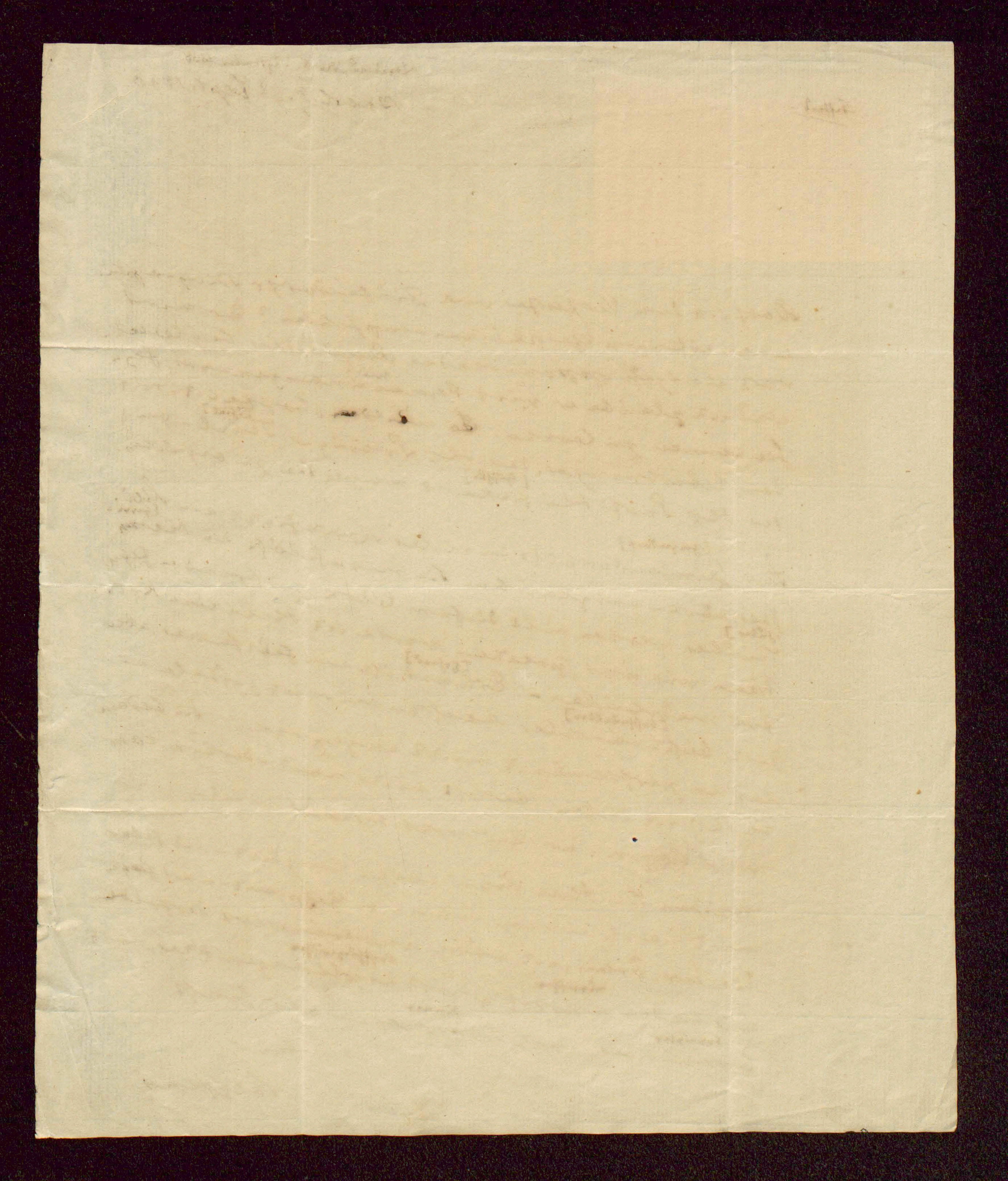
Darf ich dem Verfasser von Zinzendorfs Biographie
einen eifrigen Geistlichen empfehlen? Er wird
von einigen opponirenden Freunden begleitet
und ich glaube es wird Ihnen nicht unangenehm seyn
sie kennen zu lernen. [illegible] hoffe ich, mit
dem Überbringer, den Hr. Prediger Thiel – auch
der Hr. Prof. Huschke es wagen Sie zu besuchen.

Ihr Zinzendorf ist in vieler Rücksicht ein Mei-
sterstück – und glauben Sie mir – selbst die Herrn-
huter werden mit diesem Werk zufrieden seyn.
Wenn wir uns sprechen werde ich Ihnen eine Kri-
tik mittheilen. Erhard ist ein seltsamer, aber
doch beschränkter Mensch – mir, ich gestehe es,
hat er persönlich nicht angezogen – Ich bedaure,
daß ich diesen Herbst nicht nach Berlin kom-
men kann – das Rectorat bindet mich –

Grüßen Sie Ihre Frau recht herzlich – ich sehne
mich nach einem heiteren Gespräch – und sagen
Sie der Frau, ich wäre unverändert derselbe –
und weder mürrischer noch kopfhängerischer, noch
bornirter, noch dümmer – als sonst

Ihr

Steffens



Abschrift.

Steffens an Rahel.

Breslau, den 30. Juni 1825.

Theuerste Freundin! Warum ich so lange nicht geschrieben habe? – Man könnte vielleicht eher fragen, warum ich jetzt schreibe, und, in der That, wenn ich Ihnen gesagt habe, daß ich gesund bin, daß ich (aber erst) anfange recht fleißig zu arbeiten, daß Frau und Kind gesund sind, und daß die Gleichgültigkeit einerseits und der Haß andererseits, die mir hier entgegentreten, als ein heilsames Antidot gegen die (kaum verdiente) Aufmerksamkeit und die Liebe, die mich in Berlin trug und erhob, wirken muß, und daher ebenfalls die Gesundheit fördert – so wissen Sie alles. – Wir sehen fast keinen Menschen. – Endlich müßte ich Ihnen zwar noch schreiben, daß ich Sie herzlich liebe, daß ich mich täglich freue, endlich einmal auf eine gründliche Weise die langersehnte Bekanntschaft gemacht zu haben, daß Varnhagens treue Liebe und Anhänglichkeit mir ewig theuer ist – und damit wäre der Brief geschlossen.

Ich müßte mich, sollte ich den Brief verlängern, entschließen, über das Briefschreiben einen Brief zu schreiben – und warum nicht? – und zwar ganz subjektiv – denn nichts ist einem so ganz am Leibe gewachsen, wie ein Brief – und man sollte an keinen Menschen einen Brief schreiben (Geschäftsbriefe gehören nicht hieher, so wenig als gelehrte), wenn man sich besönne, in seiner Gegenwart den Rock auszuziehen.

Ich bin immer dumm, wenn ich die Feder in die Hand nehme, um einen Brief zu schreiben, und habe mir selber die Frage vorgelegt, warum die Dummheit, die mir wohl ab und zu beschwerlich fällt, eben bei dieser Gelegenheit sich so auffallend vordrängt? Die Untersuchung gab folgendes Resultat. Ich gehöre gar nicht zu den Menschen, die ex tempore und zu jeder Zeit für jegliches taugen. Wie ich für die Lehre des Eigenthümlichen lebe, und behaupten darf, daß ich sie schärfer als Andere hervorgehoben habe, so müssen auch alle Momente, die anregen sollen, etwas Eigenthümliches haben – Allgemeine Versicherungen haben für

mich gar keine Bedeutung. — Nun bin ich, wo ich lebe, auf mannigfaltige Weise angeregt — Menschen und Gegenstände umgeben mich — auch treten wohl, und das sehr oft, entfernte Freunde hervor, und das Gespräch, ja der stille Gedankengang kann mich in ihre Mitte versetzen — dann ist die ferne Liebe mir ein erquickender Thau — dann rede ich — zärtlich, geistreich, heiter — und sie antworten — und die stillen Gespräche sind, besonders in der Einsamkeit, mein herrlichster, ja mein heiligster Genuß. Alles Störende der Wirklichkeit ist verschwunden. — Was ich nie zu sagen wage, was ich wohl sagen möchte und nicht kann — alles dieses wird laut. Ihr seid es — Ihr Lieben — wie ich euch durch alle trübe Störungen des sinnlichen Daseins in dem hellen Äther eines höheren erkannt habe! Ja, giebt es etwas, was ich mit den himmlischen Freuden, mit der Gemeinschaft der Heiligen vergleichen möchte, so ist es dieser Genuß. — Ich habe mich — reich ich bin an herrlichen Freunden — so daran gewöhnt, auf diese stille Weise mit Freunden zu leben, daß gewisse Richtungen der Gedanken gewisse Freunde wie durch einen Zauber zu mir hinbannen. — Ist diese Erinnerung, dieser Genuß, nicht die wahre Freundschaft? — Wer zu diesem Kreis gehört — ich darf, so bunt mein Leben war, und obgleich ich von Manchem verlassen ward, die Hände erheben und sagen, ich verließ ihn nie — er gehört mir zu im Leben und Tod — und wenn er mich auch verschmäht und haßt — wegbannen kann ich ihn nicht, und er muß zu mir kommen wie immer, selbst wenn er geschworen hat, mich nie zu sehen.

Aber nun der Übergang von diesem Leben zum Briefschreiben! Ich kann mir ihn wohl denken, wenn eigenthümliche Anregung da ist. Aber nun werde ich erinnert, daß die Post geht — oder ein Freund reist nach Berlin — wie jetzt — Was schwebt mir vor — nichts als die liebe Freundschaft in ihrer gemeinen Allgemeinheit — da peinige ich mich denn, und suche mir ein Bild, aber ich bin und bleibe dumm — und was ich schreibe, ist leer —. Aber ist denn die Unfähigkeit, etwas Leeres zu treiben, wirklich Dummheit? — und ist es nicht eine unverschämte Bescheidenheit, daß ich meinen schönsten Vorzug eine Dummheit nenne? Ich

habe nie glauben können, daß ein großer Vorzug wäre, hundert
Dinge zugleich im Kopfe zu haben, sechs bis sieben Briefe zugleich
diktiren zu können —. Alle Eigenthümlichkeit ist mir Liebe — und
keine geht durch die andre zu Grunde — sie ist Liebe, sowohl für
einen jeden Menschen im Ganzen, als in einer jeden Richtung —. Eine
solche Richtung, ein solches bestimmte Dasein, und dauert es auch nur
wenige Augenblicke, und wäre es auch mit dem Kleinsten erfüllt —
ergreift mich ganz — ich bin so lange nur der so Beschäftigte, oder
richtiger, der so und nicht anders Lebende, Seiende, Liebende —.
Vergesse ich meine Freunde — keineswegs. Sie sind da, auch wenn
sie schweigen —. Schweigen, sage ich — weil ich immer mit meinen
Freunden rede — mögen sie auch noch so entfernt sein. Wenn ich
nun aber — ganz erfüllt von einer andern Liebe, ganz ergriffen
von einem anderen Leben, von der Freundschaft reden soll, oder
schreiben soll — so holt der Henker allen Verstand, und ich bin
hinlänglich dumm. —

Ich erinnere mich noch, wie ich in der Kindheit — bis zur
Krankheit lernbegierig — manchmal stille stand — und plötzlich
fragte — so ganz im Allgemeinen —, was weißt du nun? Ich
wollte meinen Reichthum eigentlich überschauen, das Volk zählen,
wie David, wofür ihn Gott der Herr strafte, die klingende Münze
durchwühlen, wie ein nichtswürdiger Geizhals, — aber siehe da!
es kam zu meiner Beschämung heraus, daß ich gar nichts wußte —
und von Rechts wegen. — Später, im Kriege, besonders in
Frankreich, wenn lange keine Schlacht gewesen war, wenn mich die
albernen Umgebung gequält hatte, wenn ich mich von Langeweile
gequält fühlte — fragte ich wohl zuweilen, ob ich nicht alle meine
Wissenschaft und Kunst und sogenannte Bildung vergessen hätte —
und siehe da! ich konnte mich auf nichts besinnen — nicht ein poeti=
sches Bild — kein Linnäischer Pflanzenname, keine Theorie —
meine eigne Ideen, alles war rein weg und zum Henker — so daß
ich oft dachte, ich müßte nun wohl mein Lebenlang Sekondelieute=
nant bleiben.

Das ist nun ein Brief über einen Brief, und doch der
rechte — denn ich ~~finde~~ fühle, daß er ein Gegenstand ist, über welchen

ich mich gerade mit Ihnen — theuerste Freundin — unterhalten möchte. — Ich habe furchtbar eilig geschrieben, und gewiss herzlich schlecht. — Wenn Sie etwas von meiner etwaigen Anstellung in Berlin hören, so schreiben Sie — Sie haben es versprochen — Ich glaube herzlich wenig daran —. Grüssen Sie Varnhagen.

Ihr treuer

Steffens.

Die Helwig ist durchgereist, ohne dass wir sie gesehen haben. Sie ist wohl bei dem Schwager —.

Abschrift.

Steffens an Rahel und mich.

Breslau, den 24. Febr. 1827.

Ihr lieben, treuen Freunde! Verzeiht, daß ich so ermunternde Briefe erst so spät beantworte. – Wie es gekommen ist, und so kommen mußte, will ich auch ganz klar entwickeln, nachdem ich euch erst tausendfältig für euren Beifall gedankt habe. – Ich darf wenigstens behaupten, daß ich nie aus äußeren Antrieben geschrieben habe, es war immer nur, um mich einer drückenden Bürde zu entledigen, und ich darf kühn behaupten, daß alles, was ich niederschrieb, ein innerlich Erlebtes, ein mühsam Durchgekämpftes war, was nun Wort und Gestaltung erhält, und daher auf innere Wahrheit, und, wenn Wirklichkeit Natur ist, auf Natur Anspruch machen darf. Wie ermunternd, wie lehrreich würde es mir sein, näher euch zu leben – Gegner und Freunde um sich zu haben, die uns belehren, strafen, erfreuen und heben! –

1.) Ehe ich nun meine Sache schreibe – von Ihren Biographien, lieber Varnhagen! Ihr Blücher ist ein Meisterwerk. Das ähnlichste Portrait. Das tief Eigenthümlichste mit reinen, natürlichen Strichen herausgehoben – im Felde der Biographien steht sie durchaus einzig da. Sie allein dürften Blüchers Biograph sein – und ich habe mich unsäglich gefreut, daß er endlich einen würdigen erhalten hat. Sich sagen zu dürfen, daß man einem solchen Mann ein Monument errichtet hat, welches von allen übrigen am längsten dauern – ja in der Geschichte unverwüstlich sein wird, ist doch etwas Herrliches! Sie haben durch Müfflings Schrift die Freiheit erhalten, über die früheren Kämpfe zwischen York und dem Blücher'schen Generalstab sich ziemlich freimüthig zu äußern. Schade, daß Sie, und ich begreife es wohl, wenigstens vor's Erste genöthigt waren, den bedenklichsten Streit, durch Blüchers Krankheit noch bedenklicher, der sich in Laon erhob, und einen fast gefährlichen Gipfel erreichte, gar nicht zu erwähnen. Es thut mir fast leid, daß Ihnen eine kurze Rede, die ich für den Obristen von Strantz ausarbeitete, – von wenigen Zeilen, die ich, spät aufgefordert, in einer halben Stunde niederschreiben mußte, und die Strantz am Sarge vortrug, – nicht kannten; sie ist in der hiesigen Zeitung abgedruckt, und hebt das wahrhaft Poetische, fast Mythische seines Lebens

heraus. — Auch die übrigen Biographien sind gar herrlich, und ich habe es bewundert, wie Sie in den zwei letzten Biographien gewusst haben, einem scheinbar so undankbaren Stoffe eine so interessante Seite abzugewinnen. — Dass bei einem jeden Menschen, mag er Schriftsteller oder Feldherr sein, sein Leben, seine Eigenthümlichkeit das Wichtigste ist, scheinen die Biographen nur zu häufig vergessen zu haben. — Der Schriftsteller wird von seinen Werken, der Feldherr von seinen Thaten verschlungen, und man will nicht begreifen, dass der Biograph es nur ist, wenn er die Schrift, die That, in der lebendigen Eigenheit erblickt, dass die abgepflückte Blüthe nur getrocknet sich aufbewahren lässt, die lebendige von der Blätterwelt alltäglicher Handlungen, ja von der geheimen Wurzel getragen werden muss. Ein solches Immergrün bleibend und rankend in der Zukunft sind Ihre Biographien wahrhaft, und selbst die kleine, blasse Blüthe ohne Farbe und Duft nimt unsere Aufmerksamkeit, unsere Liebe in Anspruch, und wächst sich, von dem lebendigen Blätterwuchs getragen —, grünend und blühend unter die mächtigsten Blumen. Sie verdient ihren Platz, denn sie lebt. —

2.) Und jetzt von meinem Stillschweigen. — 1.) Als ich euren Brief erhielt, sollte meine Antwort gar schön werden — geistreich, witzig — und ich war mit nichts zufrieden, — so verging die Zeit, und Ihr erhieltet aber gar keine Antwort — 2.) war ich mit einem Gegenstück beschäftigt, die gegenwärtige Zeit enthaltend, und bin es noch — davon unten ein Mehreres — Ich quälte mich, und musste alle Erinnerungen meiner früheren Arbeit verdrängen — 3.) erwartete ich ein Ungewitter. Tieck hatte meine Novellen erhalten, und ich erhielt keine Antwort, auch mein Verleger, der mit ihm in Verbindung steht, erhielt nur ein paar abwehrende Zeilen. Diejenigen meiner Freunde in Berlin — Gustav Waagen, Raumer, Loebell, die nur in und mit Tieck leben und denken, schwiegen gänzlich, — sie mussten ihre Meinung aus Dresden erhalten, oder hatten sie schon. Jetzt ist das Gewitter losgebrochen, und ich kann schreiben. Ich begreife Tiecks Kritik vollkommen — und — damit ich bei der methodischen Eintheilung, in welche dieser Brief, im Ganzen wie im Einzelnen, nun einmal zerfallen zu wollen scheint, beibehalte — aus drei Gründen: 1.) weil er, zum Theil, Recht hat — der für mich schlimmste Grund, den ich daher zuletzt beantworte, — 2.) weil er es nun einmal nicht leiden kann, dass ich in allem Ernst ein Christ bin, weil er in der objektivsten Darstellung eine durchaus subjektive Frömmelei sieht. Er hat sein kindliches Christenthum durch die

Poesie, diese durch den Katholicismus angesteckt, und leidet, als schwankender Reconvalescent an den gefährlichen Folgen der vergangenen Krisen, und ich fürchte sehr, daß sein Cevennenkrieg, bei aller Kunst der Darstellung, nie mit einer klaren Ansicht hervortreten wird, – 3.) endlich, weil das Aufsehen, welches ein Lohhase, ein naturphilosophischer Pfuscher, der seine unverschämte Nase in allen Ecken hat, und den Zeitgeist von vorne und hinten beriecht, erregt, eben, als sein vieljähriges, noch lange nicht beendigtes Werk erscheint, welches doch allein alle Aufmerksamkeit auf sich ziehen sollte, ihm verdrießlich ist. Verdrießlich ist er offenbar, seine Kritik hat die sichere Ruhe, die Rundung, die strenge Genauigkeit nicht, die seine übrigen, selbst ungerechten, Kritiken auszeichnet, – sie hat etwas Zerhacktes, mühsam verhehlt Leidenschaftliches, durchaus Willkürliches und mißlungenes Vornehmes. Er drückt die Augen zu, wo es ihm beliebt, wirft Seitenblicke, wo es ihm einfällt, und verliert sich sogar in nichtssagende Allgemeinheit, in ein seichtes Gerede über christliche Verachtung der Wissenschaft und Kunst, welches, obgleich man es, der Absicht nach, auf mich deuten soll, nicht einmal den Muth hat, frisch von der Leber weg zu reden. – So war Tieck sonst nicht. – Es hat mir leid gethan. – Daß hier – und wohl allenthalben – meine Gegner jubeln, ist begreiflich. – Er hat leider Recht – sagte ich –, nämlich, ich habe ein zu großes Thema in eine zu enge Form geschnürt, und daraus ist manches Unheil entstanden.

3.) Was ich mit den Novellen wollte, und mit der Fortsetzung will – eben mich aussprechen, – in den erschienenen meine Vergangenheit, – meine Mutter, die ich mir bei Amalie dachte, – mein idyllischer Landprediger – Aamod – wie er mir vorschwebte in meiner frühen Jugend, – meine Geschwister – der jüngere Leith und Walseth –. Es ist doch nur Konvenienz, subjektive Ansicht, die uns verhindert, den Leith für weniger wahnsinnig anzusehen, als Walseth. Was ich jetzt vorhabe, ist was ich wirklich erlebt habe –. Vier Norweger, durch Freundschaft verbunden, durch erregende Ereignisse noch mehr, werden nach Deutschland getrieben, ein Philosoph, ein Weltmann, ein Soldat und ein hypochondrer Grübler, – vier Novellen erzählen Hauptmomente ihres Lebens, – sie treffen in Norwegen zusammen – das ist die sechste Novelle. – Einfacher soll alles werden, sorgfältig ausgemahlt, – tiefer, wenn man will – weil ich es selbst bin, der alles erlebt hat. – Nor=

wegen — mein Schiffbruch, die antifranzösischen Umtriebe, der Krieg, die philosophischen und religiösen Krisen. —

Der Brief ist zu lang geworden, ich muß ihn schließen; aber, wenn Sie mich nicht bestrafen wollen, schreiben Sie mir bald — es kommen manchmal Zweifel, die dieses einsame Nest nicht heben kann, — wenn Ihr schreibt, ist es euer freier Wille — wenn ich schreibe, bedarf ich Euer hier in dieser sarmatischen Einöde —.

Grüßen Sie Mendelssohn tausendmal. Wie freue ich mich, daß mein Geschreibsel ihn ergötzt hat, — es thut mir leid, daß er mir nicht schrieb — wie er wollte —.

Lebt wohl,

euer

Steffens.

o

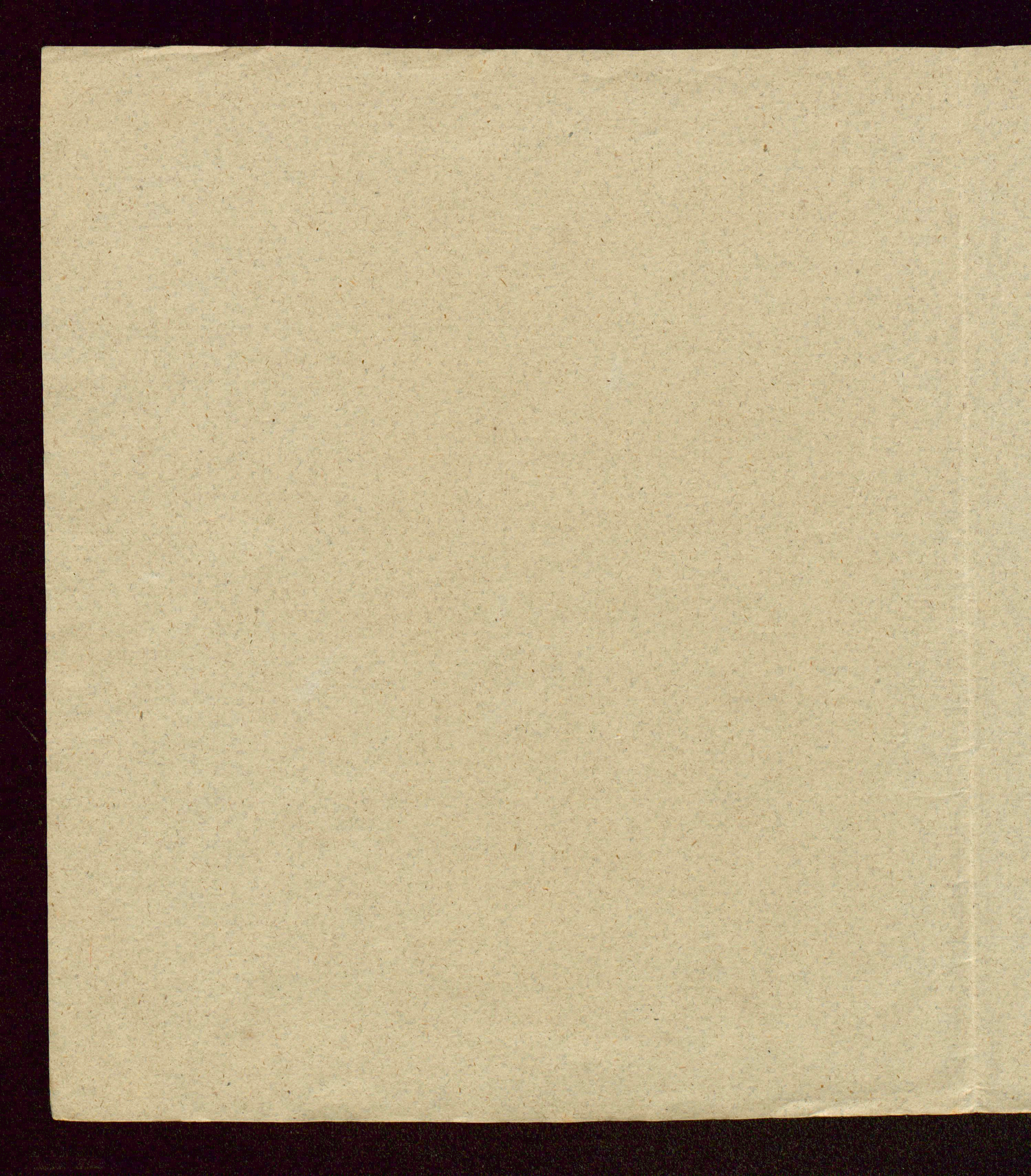
9 Briefe von Rahel

an Steffens. u. seine Frau

1825–32. und 6 Abschriften.

[Den Brief vom 7. März 1827. und 10 Billete von 1824-25. (1 von 1832) an Frau Professorin Steffens auf Verlangen zurückgegeben. Berlin, im Febr. 1840.]

[Sieben Billete habe ich von Clärchen Steffens wiederbekommen. Berlin, im Febr. 1856.]

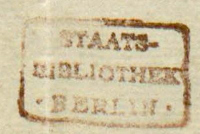


Marburg den 24t Jan: 1825

Eine kleine Reihe von Aufträgen, wegen ihrer Umständlichkeit, von Fr: v: Helwich erhalten; erlaubt mir endlich die bitte aus zu sprechen, daß ich Sie allein zu sprechen wünsche. Ich habe allerley kleine Anlagen an Sie zu bestellen, u Verabredungen ein= zuleiten. Das Ganze glaube ich leicht zu beseitigen, u ganz Ihnen über= lassen. Haben Sie die Güte mich wiß

t. s. v. p.

zu lesen wenn ich Sie erwarten
darf. Ich bin heute u. Morgen von
12 bis 3. Uhr zu befehl; u. heute
auch von 6. Uhr Abends bis wann
Sie mögen. Morgen nur bild' ich
mir ein d. Wallenstein sehen zu
wollen; sonst bin ich immer um 6. Uhr
bereit. ergebenst. Fr: Varnhagen.



wem

tn

ren

hif

i

llfr

en.

Ihro Hochwohlg:
H: Professor von Dessauer [?]
Ritter des eisernen
Kreützes. c c c.

Sonnabend d. 26t März 1825

Wundern Sie sich nicht geehrter Freund wenn heute Fürstin Pückler und ihr Fräulein v: Hünerbein hospitiren. Vorgestern Abend sprach ich – und wir natürlich – denn von Ihren Vorträgen – mit der Fürstin, die von schönen Dingen und Naturwissenschaft eine Idee hat; und sie bedauerte es heftig, nicht Ihre Schülerin zu seyn! So kam es, daß sie nun zu heute ein Gast zu seyn sich erbeten. Dies alles meldete die Fräulein mit; die sich Ihr

v. s. p. p.

Bekanntschaft wünschte. Sie kann
also beide; u. ich dritte, will
Sie nur vorbereiten; u. Ihn
sagen, daß Sie an den Damen
zwey andächtigen Zuhörerinnen,
und ein Wohlgefallen haben.
Für die dritte, wieder ich: hätte
doch auch ein Wunsch auszuspre-
chen, daß ich Sie vor Ihrer
Reise noch Einmal ein Augen=
blick allein sehe.

Fr: Varnhagen.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Sr: Professor Hoffmann Wohlgeb:
Ritter des eisernen Kreuzes
etc. etc.

Berlin d. 6t. Septbr: 1825. Düsteres Regenwetter nach schmerzvoller Verdauung. Vormittag 12. Uhr.

Liebes Kind!

So sollten nun Sie immer von der Gesellschaft genannt werden, u. Ihren wahren Titel bekommen. Wie schön, wie herzig, wie aus dem wahrsten Naturell haben Sie über das Ihnen Briefschreiben phantasirt. In welche liebliche Farbe ließen Sie schauen! Welche ehrliche Wanderung nehmen Sie in sich vor. Auf solcher würde jeder Gesell Meister. Ganz ehrlich Mensch bringt ein bißchen Quell immer etwas Gutes zu Tage; ich kenne die Leid, die mir d. Brief verschafen: Sie hätten welche besser für sich benutzen können. Wer er geboren ist, verschütten ich ihn, wie jedes Geschaffene: u. bilde nur was ebenein ein, ich würdige ihn: denn, da ich ihn auch allein mir dünkte liebe, so kann ich mir über diese Leiden, u diese Wünsche nur nichts denken: u darum bitte ich Sie, schreiben Sie mir nie nur dabey, weil Sie glauben, Sie hätten mir schreiben müssen.

f. s. v. R.

Ich weiß es kommt, da Sie mich kaum ein Mal

wo Sie mich wirklich zu sich verlangen, u. da noch

Sie schon sprach; macht Sie mir kein Besuch

weil Sie mir Briefe nie schuldig sind.

Sie schrieb mir so auch von Sie bisher

schrieb. Verstorbenen großen Männern dankte

ich ihren Büchern, ihre Aufschriften, ihren hinterlassenen

Schätzen, u. ihrem Andenken mit feierndem Dank,

als brief an mich! Es wirkten sich die Weisen

aller Zeiten. u. daß ich sie erkannte, u. über-

schwenglich liebe, ist der Segen, die Mitgift

die ich genieße. Ich vergesse es nur: aber vergesse als wär

ich schön ewig. Aber auch ich bin in dem Fall ich

hätte nur schreiben zu können wie sie ich nicht

kann. Sonst hätten Sie sich vor dem Kränk-

Quell meiner Geschwätzigkeit in acht zu nehmen.

Ich war in Weimar, Frankfurt, Baden, Heidelberg

Straßburg. habe Goethe, Voß, Mlle Mars die

Französin, spielen sehen; d. gut gewandeten

Sänger Wild gehört. Berg u. Thal, Büsche, Gegen

Wald, Wolken, Schein, Sonne in aller Art Witterung

bei großer Lustfahrt gemacht. Schwärmen aller

Art, das liebe Korn, den stärkenden Geruch: den
Rhein erblickt, grüne Quellen, weiß schäumende Wasserfälle,
Buchberge, Wälder, Lustorte, alles. Und wie
würde Rebecka das alles finden; dachte ich täglich.
Ist das ein Brief? Von dem allen könnte ich
mit der Zunge Wunder anziehen; nicht mit
der Feder. Aber ich habe auch eine Augen=
blendung die ich der Sannberg hatte, in die 3. Tage
Blumen mit silbernen zuckenden Blitzrädern besteht
und während, daß ich nur den obersten Theil der Gesichts
seh, und eine davon Farben, ist ferner Zugfrach übrig
und kann wieder schreiben noch lesen ohne sie zu ver=
mehren. Gehe aber aus. heute Mlle Sannberg im
ein Concert hören: aber wie die Jungfrau sagt;
"es ist nicht meine Wahl." ich hätte lieber sehen
Mme Beer ist und Mlle Sannberg, und etwas — nicht verliebt,
und nimmt mich mit. Sonnabend Abend kommen
wir an. Gestern dechiffrirte ich erst recht und recht
Ihren Brief, endlich las ich ihn [illegible]; der herzlich
Rebeckchens grüßt und drückte sich schön aus — er
würde schreiben, nicht aber aus, und hat Träume in
der Seite. Nichts zu sagen! wie mein Uebel. So bald
ich vom Zugfrach und andern Briefen frag bin

Antworte ich Ihnen noch einmal. — ich bin nun kein
Briefe verschwendet: denken Sie sich also das
Briefschlößchen — von Bibliothèque. — Von
unserm Willich hatten wir in beiden die letzten
Tage; wo er mit Bruder Louis und seiner schönen
Frau Paul sah: Sie führten ihn zu ihr, und d.
Fr: York spazieren lebendig sehr; und auch
Willichens Munterkeit, und Mittheilungsvolles
Wesen. Der Mensch muß reisen; da
wird es ihm verschönert. Hätte Sie bey uns
seyd; nichts unterhaltender! Der Mensch hat aber
doch recht; nur in der Fremde ist er er; zu Hause
muß er seine Vergangenheit repräsentiren:
und die wird in der Gegenwart einen Mitten[illegible]
schwerer zu trag, und das Geist gewaltsam.
Beschützen Sie mich ist werthe Frau v. Stoffaw.
Nehmen Sie mich wie ich bin; und wenn Sie mich
ist gut treu. Erlauben Sie mir lebendig
und beweglich zu seyn; und klärend Sie freylich
zu unterscheiden, und Ihre reinen treuen Aufrichtig=
lichkeit berühren zu dürfen: denn muß ich Ihr danken
adieu Excellenz, theures Kind!

Fr: V:

66

Sammelband.

Freitag d. 21te Jan: 1825.

Gestern war ich so frey Ihrer Frau Gemahl einen
Stein zu bringen, u. Ihrem Töchterchen zu sagen;
ich würde heute kommen sie fragen, ob sie in
Willen Ihnen d. Abend bey mir zubringen mögen.
Ich habe aber 3.+ Frauenzimmer heute von d. ich nicht
weiß, ob Sie sie unterhaltend finden werden:
Sie müßten den also à vos risques et dépens kommen
wollen. Dann wär ich froh, u. geehrt. Wollen
Sie das nicht; so schlag ich Ihnen Morgen und
Übermorgen vor. Heute mittag zu gehen ist mir
der gestrige Ausgang zu schlecht bekommen:
deshalb belästige ich Sie mit Sachen. Welches
aber nur einer mündlichen Antwort bedarf.

ergebenst Fr. Varnhagen.

+ zwey Frauenzimmer, sind Mlle Bauer u. ihre Mutter.

à Madame
Madame Steffens.
née Reichard

Freytag d 11ten Febr: 1825

So eben hat sich Mam Milder zu Morgen Abend bey mir ansagen lassen: Sie wird ihre schönsten für Sie componirten Gesangstücke bey mir singen; u doppelt schön wenn Sie zugegen seyn wollen. Kommen Sie also, wenn es Ihnen nur irgend möglich ist.

4. l. v. B.

Mme Staffans und die Kleinen
bitte ich natürlich abzuhalten!
Sie lieben so auch die Bilder.
Könnten aber das Zuschauen
schwer auch nicht; so lassen Sie
sich doch mal so nicht da-
von abhalten: ich bin ge-
wiss daß sich Mam Milder
und schon heute vergnügen
wird; damit Sie auch die
Sorgen. Ch: v: Willisen)
ich heute habe lade ich auch
ein, sonst Niemand, daß

ich erwarte.

Liebe Mme Hoffmann!
ich bitte mir das Einschließen
durch! Welches Sie vergessen
haben: ich brauche es: es
steht wieder zu besetzen.
Der ganzen Familie
Dienerin. Fr. Varnhagen

S. T.

dem Herrn

oder der Frau

von Ruffach

Sonntag d 20t Febr: 1825.

Wir bitten Sie recht sehr den Donnerstag Abend bey uns zubringen zu wollen! Walthe bitte auch von dH. Rassmann u Fräulein Clara wegen!

Eine solche Einladungskarte wird noch gerade in Berlin auch zu den förstlichsten Zusammenkünften nöthig seyn, sucht man seinen liebsten Mensch nicht, vor allen Staatseinladungen! bin ich nicht selbst bis Donnerstag ver=reist; u habe doch d. bereiten Einsiedler.

+ . C. F. B.

ich will hoffen Sie haben alle [illegible]
[illegible], u. haben daher, umgekehrt,
d. Donnerstag auch frei. Wenn es
nicht so wäre, würde es mich sehr
bedrücken! Auch darum weil ich mich
bez. d. Aufsatzes [illegible] machen will.
Wenn ich nicht so sehr [illegible]
auf Willi [illegible] wäre, hätte ich Sie, ihn
auch zum Donnerst. zu bitten: aber
der hat so gar [illegible] [illegible] bis
dahin sich nicht sehr zu [illegible]. Bitten
Sie ihn nur in [illegible] – [illegible] – [illegible]
Ländern meine Rache übernehmen!!!!

ergebenst. Fr. Varnhagen.

à Madame
Madame Steffens

Berlin den 25t Dez: 1826 Morgens 10. Uhr.
Vom Nebel bedecktes Sommerwetter, welches wohl
Regen wird, u so schön, so rein, so klar, so
wahrhaft seyn wird, als Gestern. Es ist frisch:
Regnen sie hier, wo die Luft lebhaft u kühlig!

Geliebter Nathans! — Sitzt hier; Liebe-
verwandter, Liebe im Hintergrunde des Herzens
Hervorrufender! Einen Ausbruch, verehrter
Freund, von Gedanken, Meinungen Betrachtun-
gen, Empfindung, Gerüchten, Bewunderung
haben sie hier unter uns hervorgebracht!
Sie sollen die unmittelbare Wirkung dieses
geistigen Werkes erfahren: könnten sie
ganz Deutschland darüber vernehmen!
Unendliche sind darin gar streit, u weiß
es, die alle [illegible] von der, vom Reichthum schwin-
delnden Geben in sich aufnehmen, und
das Leben durch, verarbeiten; viele die
Inhalt, Form, Intention zu finden, u zu be-
denken wissen, u sich an dem geistlichen Gebil
der darin zu ergötzen befähigt sind. Es ist
ein Buch welches die Menschen aufnehmen
muß!! Segne sie Gott dafür! Aus dem

größten reichsten Segen floß dies Buch:
und hieran zum vollständigen Menschen
herangebildet: darum wird es jeder von uns
nach Maaß seiner empfangenen Begabung anwenden,
beleben, befruchten. Ich muß es gleich
noch einmal lesen. Ich lese es erst 8. Vorle-
sung in London; in 3, 4. hätte ich's sonst
durch gehabt. Aber ich habe einen Bruder
verloren - d. 16ten - d. ich 5. noch erwartete, u. die
letzten mit Schmerzens-Fortdauer ein-
zeugen - wirklich fühlbar, links - u. Todes=
ängste; und nun weiß ich d. Grenze, das Über=
windungsvermögen der Geschichten dieser Menschen
aller, ist mehr; oder vielmehr, hätten sie
gleich ist recht, welches mir bey allen Ge=
legenheiten, im Leben, im Theater, bezüg-
lichen, sehr schmerzlich wird. Aber gestern sah
ich in einem Kreiß von Menschen die das alles
nicht fühlbaren wußten; u. sie vergötternd!
Wir waren zu heiligabend bey Mend: Bartholdy
- 2te Sohn des alten Jüdischen Mendelssohn; -
dieser, seine Schwester Henriette, d. zwey jüngere
Söhne seine Kinder d. Fische, Mme Mendels:
B:, ich, u. sehr Wenigen von der preuß.
Legation, wir saßen auch den Geschenktisch=

Austheilung, bis halb 11. in ein Nebenzimmer das aufräumte. Und sprach u stritten nur über Raffael. Nämlich jeder wollte alle Augenblicke etwas anderes, als das vorzüglichste betrachtet wissen, u keiner wollte sich nur das Andern [illegible] einreden dulden. Das Ganze bild wurde so hervorgerufen, immer jedes als besondere einzigen Schönheit. Hätte ihr der große Wirkung bezeichnen können! Lieber Werther wollte es Mendel: der ganz weg davon ist, gestellt haben d: u er, fand sich verwiesen, daß es nicht ist: u sich ihn nicht zu besser hätten! Mend: stützte die Arme auf's Knie, den Kopf auf die Armen u brach in wahren Klag aus: er hätte doch dem ersten Theil, seinen schreiben wollen, er hätte das Herz im Leben vor sich; aber er schämte sich, hätte nicht den Muth. Wir schalten, u bedauerten. Und darum theurer Freund schreib ich Dir heute, mit einem steifen schlimmen [illegible] [illegible], duquel toutes mes phrases se ressentent: ich wüsste Sie doch kurz, u abzubrechen weil ihn ein O! lieber Raffael hätten Sie den Brief

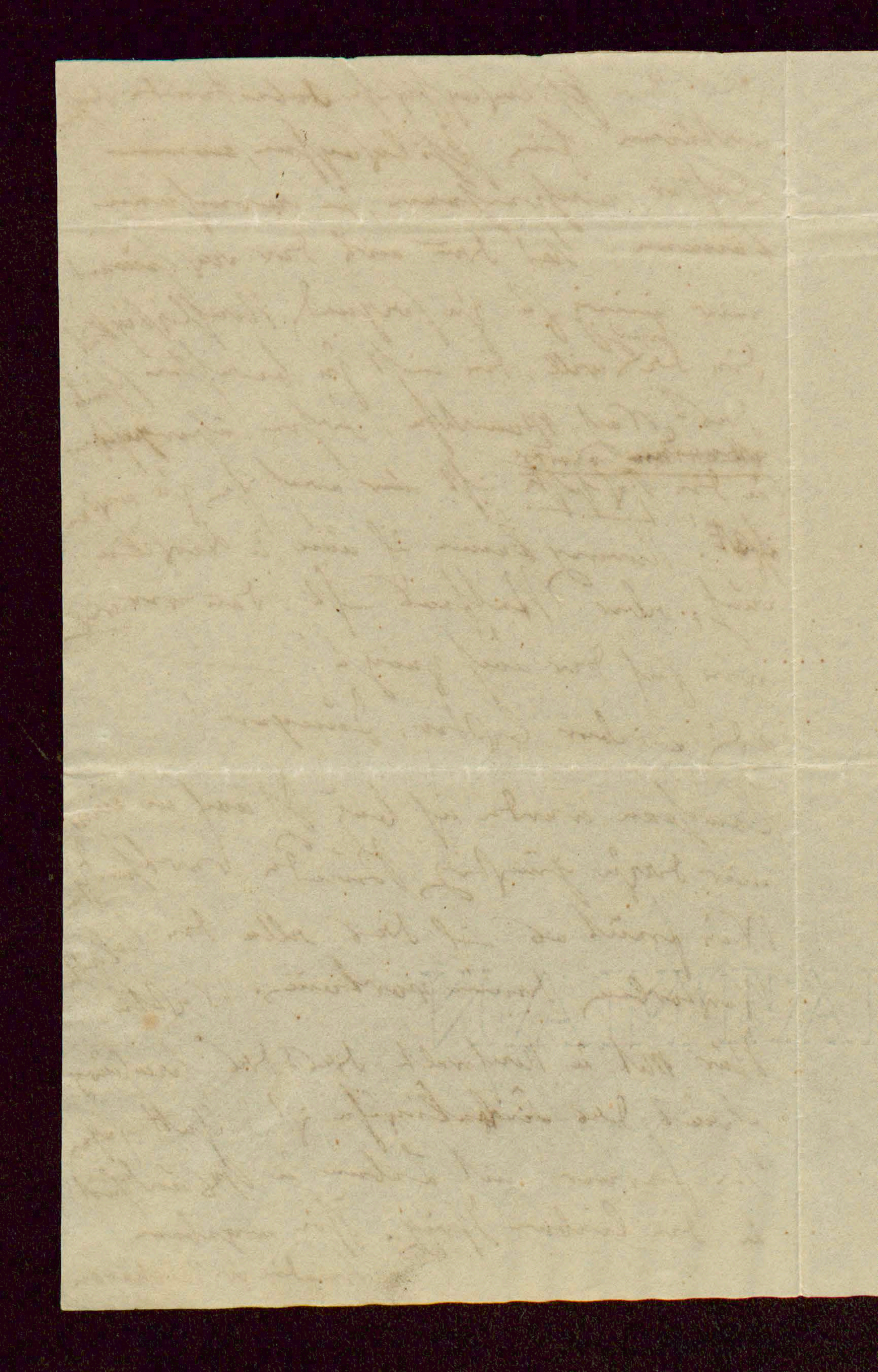
bringt, den ich Ihr heute Morgen um 4. Uhr
ohne Feder, in meinem Bette, im mein Kopf
[illegible] und im Herzen in Aufruhr, welches nur
u einzig bey mir die Flammen ist, die in
Kopf zünden, u die Gedanken sprühen läßt:
da möchte ich Ihr zu sagen was ich von u
in dem Buche bewundere, liebe, ehre.
Ist es durchaus geschrieben ist, im [illegible] er-
habenen, einzig richtig für das Volks
Nachweisung von Entwickelung der Völker
der Einzelnen unter sich, u untereinander,
der Länder, Landschaften; der Erde.
Kurz, ein Resultat, größten Umfassens
vielfältigster Betrachtung: une conception et vaste entre-
prise: als solche schon aller Verehrung,
u Bewunderung würdig: vom Dichter ausge-
führt; u lange noch vom Leser nicht ergründet
u deshalb des ewig dankbar werth! Da
freue ich, daß es Goethe's Lieblingsbuch ist
begonnen, "Gott schafft die Welt einmal." ist wieder-
von hier darzustellen, u dargestellt, in tausend-
fachen Bildern, mit d reichsten lebendigsten
Farben; mit gar keiner Mühe; mit der
größten [illegible] Mühe, die nur

die nur philosophische Arbeiten durch düster-
natürn ein Philosophen, einen
düster angeschehnen, zu verneinen
können: Und dann mit der doch scheinend
mir jüngsten zu sorgend Vorsichtigkeit
die der bejahen will, die nicht zu baarsten Spitze
das Weh, Menschen, dessen übergessen
~~[illegible]~~ werden
in die Schrift ist nur auch ihr zu ...
ist! Novalis kenne ich nun, u beglücke
mich; aber Steffens ist: dem wer weiß
wie sich der auch zeigt! ——

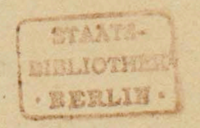
adieu Lieber bester. Jünger!

Rousseau werde ich bey Ihnen auch in einer
mir dazu günstig Stunde vertheidigen
Wie freut es ich das alle die beleidigt
Verstorben darin geartet. Wüssten
Nur Mit u Nachwelt das der Hamburgi-
schen des Siebenkäs ... ist! Gott segne
Sie ferner mit Leben u Gesundheit.
u die lieben Ihrig. Ihre ergebene

freundin Fr. Varnhagen







Herzberg.

Das Wetter ist zu kalt um eine Ausfahrt zu mach,
u ich war diesen Morgen abgehalten Ihnen meine Auf=
wartung zu mach; der abend ist mir aber günstiger;
wo ich die Ehre habe Sie zum Thee zu seh.

Mit Ergebenheit Fr. Varnhagen.

à Madame

Mad. Steffens

née Reichard

[illegible]

Freitag d. 24e Aug: 1832.

Stellen Sie sich vor, liebe Freundin! ich soll noch in 14. Tagen keine Gesellschaft empfangen! Der Arzt, u. mein Herr Varnhagen, wollen es auch nicht. Abends recht müßt ich Ihnen geben: da ich nur gegen 9. mich immer noch nicht erschöpft empfinde; u. es allerdings ein Unterschied ist.

Nöthig oder
t.i.a.p.

Herst zu sagen:

Heute müssen Sie mir versprechen, u. gütigst bewilligen; daß Sie mich meine Verdammungszeit Sie mich schuldlos halten wollen! Sie sind ja — der Himmel liebt als Ich lebenslänglich — gesund: u. wir sind ja treue Nachbarn.

Ich grüße H: Stoffers u. Clärchen herzlich! wie Sie. Ihr ergebener

Fr: Varnhagen.

S: T:

à

Madame Steffens;

née Reichardt.

An Heinrich Steffens.

Berlin den 6ten Septbr. 1825. Kühles Regenwetter: nach schmerzvoller Wanderung Vormittag 12 Uhr.

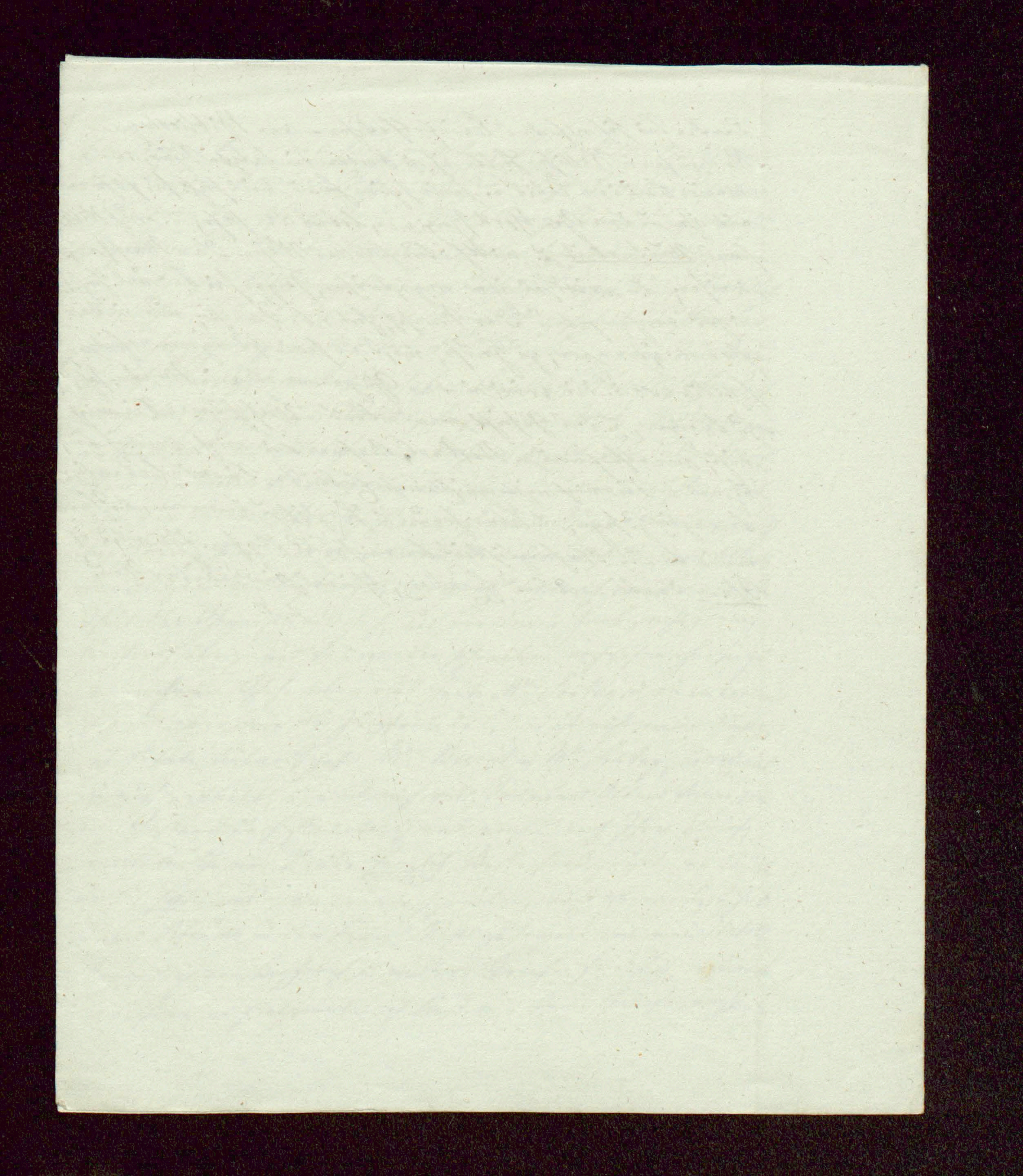
Liebes Kind!

So sollte man Sie nennen wenn Sie Excellenz würden, und Ihren wahren Titel bekommen. Wie schön, wie frei, wie aus dem tiefsten Anstand, haben Sie über das Thema Briefschreiben [illegible] phantasirt. Da welche liebliche Seele lassen Sie schauen! Welche ehrliche Wanderung nehmen Sie in sich vor! Auf solcher würde jeder Gestalt Meister. Ein ehrlichen Menschen bringt im tiefsten Grund immer etwas Gutes zu Tage; ich kenne die Leiden, die mir den Brief verschafften. Sie fühlten welche, bevor Sie ihn beginnen konnten. Der er geboren ist, vergöttere ich ihn, wie jemals Geschaffene: und bilde mir noch obenein ein, ich würdige ihn: denn, da ich ihn aus allen meinen Kräften liebe, so kann ich mir über diese Liebe und diese Kräfte nur nichts denken: u. darum bitte ich Sie, schreiben Sie mir nie nur Erbärmliches, weil Sie glauben, Sie hätten mir schreiben müssen. Gewiß, es kommt, da Sie mich kennen, ein Moment, wo Sie mich wirklich zu sehen verlangen, und da werden Sie schon sprechen; machen Sie mir keinen Besuch, weil Sie mir einige eine schuldig sind. Sie schreiben mir so auch, wenn Sie Bücher schreiben. Verstorbenen großen Männern danke ich ihre Bücher, ihre Aussprüche, ihre hinterlassenen Schätze, mit ihrem Glauben mit strömendem Dank, als Brief an mich! "Es wirken sich die Weisen aller Zeiten." u. daß ich sie erkenne u. überschwenglich liebe, ist der Segen, die Mitgift die ich genieße. Ich vergesse es nie: aber so wenig, als wenn ich schön wäre. Aber auch ich bin in dem Fall Ihnen heute nur

schreiben zu können, wie so ich nicht kann. Doch hätten Sie sich vor
dem [illegible] meiner Geschwätzigkeit in Acht zu nehmen. Ich war
in Weimar, Frankfurt, Baden, Heidelberg, Straßburg, habe Gö-
the, Voß, Mlle Mars, die Französin, spielen sehen: den gut gewor-
denen Bürger Wild gehört: Berg u. Thal, Busch, Strauch, Wald, Reb-
en, Rhein; kurz in jeder Art Schönheit gesehen. Düfte aller
gerochen; [illegible] Art, das liebe Korn, den stäubenden
Hanf: den Rhein [illegible] gesehen, Quellen, Wolkenbrüche, Was-
serfälle, Fußsteige, Wälder, Festungen, Alles. Und wie wer-
de [illegible] Alles finden; dachte ich täglich. Ist das ein Brief?
Von dem Allem könnte ich mit der Zunge Wunder erzählen; auch
mit der Feder. Aber ich habe noch eine Augenblendung, durch
den [illegible], und die 3 Viertelstunden [illegible] zu [illegible]-
den Blitzwürfen bestand, und während dessen ich nur den obersten
Theil der Gegenstände sah, und nur deren Farbe, nicht Form,
Kopfweh übrig und kein anderes Schreiben nachlassen ohne sie zu
vermehren. Ohne aber auch. Heute Mlle Sontag in einem Concert
hören: aber wie die Jungfrau sagt; "es ist nicht meine Wahl."
ich hätte lieber [illegible]. Mme Beer ist in Mlle Sontag, und etwas
in mich verliebt; u. nimmt mich mit. Sonnabend Abend kommen wir
an. Gestern [illegible] ich erst noch u. auch Ihren Brief,
natürlich las ich mir V.; der herzlich [illegible] grüßt, er drück-
te sich schön aus — er würde schreiben, nur [illegible], u. hat
dabei Thränen in den Augen. Nichts zu sagen! wie mein Übel.
Sobald ich vom Kopfweh u. andern Leiden frei bin, [illegible]
ich Ihnen noch einmal. — ich ließ mir keine Briefe nachsenden:

denken Sie sich also das Kreisforthatischen – von Bibliotheque-
Von unserem Willischen hatte ich in Dresden die letzte Spur, wo er
meinen Bruder Louis u. seine schöne Frau viel sprach: sie führen
mit ihm u. dem Gr. York spazieren, loben den sehr; u. auch Willi-
sens **Munterkeit** u. mittheilungsvolles Wesen. Der Mensch muß
reisen; "da wird es ihm angestrichen, sagen sie bei uns. sonst:
nichts vorgegeben!" Der Mensch, hat aber doch Kraft; nur in der
Fremde ist er neu; zu Hause, muß er seine Vergangenheit fort-
spielen: u. die wird in der Gegenwart sein Meister; schwer
zu trennen, u. das Geschäft verwundert. Erscheinen Sie mich
nicht, werthe Frau u. Verlaub, nehmen Sie mich, wie ich bin,
u. nennen Sie mich nicht geistreich. Erlauben Sie mir lebendig u.
beweglich zu seyn; u. Kleinchen u. Sie herzlich zu umarmen, u. Ihnen
meine treue Ursprünglichkeit beweisen zu dürfen: dem muß ich
Ihnen danken. Adieu Gentleman, schreib bald! Lieber Mann!

Fr. V.



An Heinrich Steffens.

Berlin den 25ten Dez. 1826. Morgens 10 Uhr. Wenn Nebel bedeckt das Sonnenwetter, welches nahe seyn wird, u. so schön, so rein, so klar, so warm seyn wird, als Gestern. Es ist frisch, sogar sehr schön, wenn die Luft lebhaft u. frisch ist.

Geliebter Steffens! – Ich sage Ihnen: Liebeerweckender, Liebe im Hintergrunde des Herzens hervorrufender! Kein Aufruhr, ~~[illegible]~~ von Gedanken, Meinungen, Betrachtungen, Empfindungen, Genüssen, Bewunderung haben Sie hier unter uns hervorgebracht! Sie sollten die unmittelbaren Wirkung dieses geistigen Werkes ansehen: könnten Sie ganz Deutschland darüber vernehmen! Unendliche sind darin zerstreut, ich weiß, die jetzt überall finden, den Reichthum spendenden Gaben in sich aufnehmen, u. das Leben durch, verarbeiten; wirken, den Inhalt, Form, Intention zu finden u. zu bedenken wissen, u. sich an den zahllosen Gebilden darin zu vergnügen befähigt sind. Es ist ein Buch, welches die Nation aufnehmen muß! Segne Sie Gott ferner! Aus dem [illegible] [illegible] ein Buch: aus Einem zum vollständigen menschlichen Ergebniß: darum wird es jedem von uns noch [illegible] eine umfassende Regung vermehren, beleben, befruchten. Ich muß es gleich ~~noch~~ einmal lesen. Ich las es wohl 8 Tage lang u. langsam; ich 3, 4 Seiten nicht sonst durchgelesen. Aber ich habe meinen Bruder verloren – den 16ten – den ich 5 Wochen vorher und die letzten mit Schmerz und Schrecken in meinem Herzen wirklich fühlbar, bitt- u. todesbangsten: u. so weiß ich den Schmerz, das Untereinandergehen der Geschichten dieser Menschen Alle, nicht mehr: oder vielmehr, fühlte sie gleich mit,

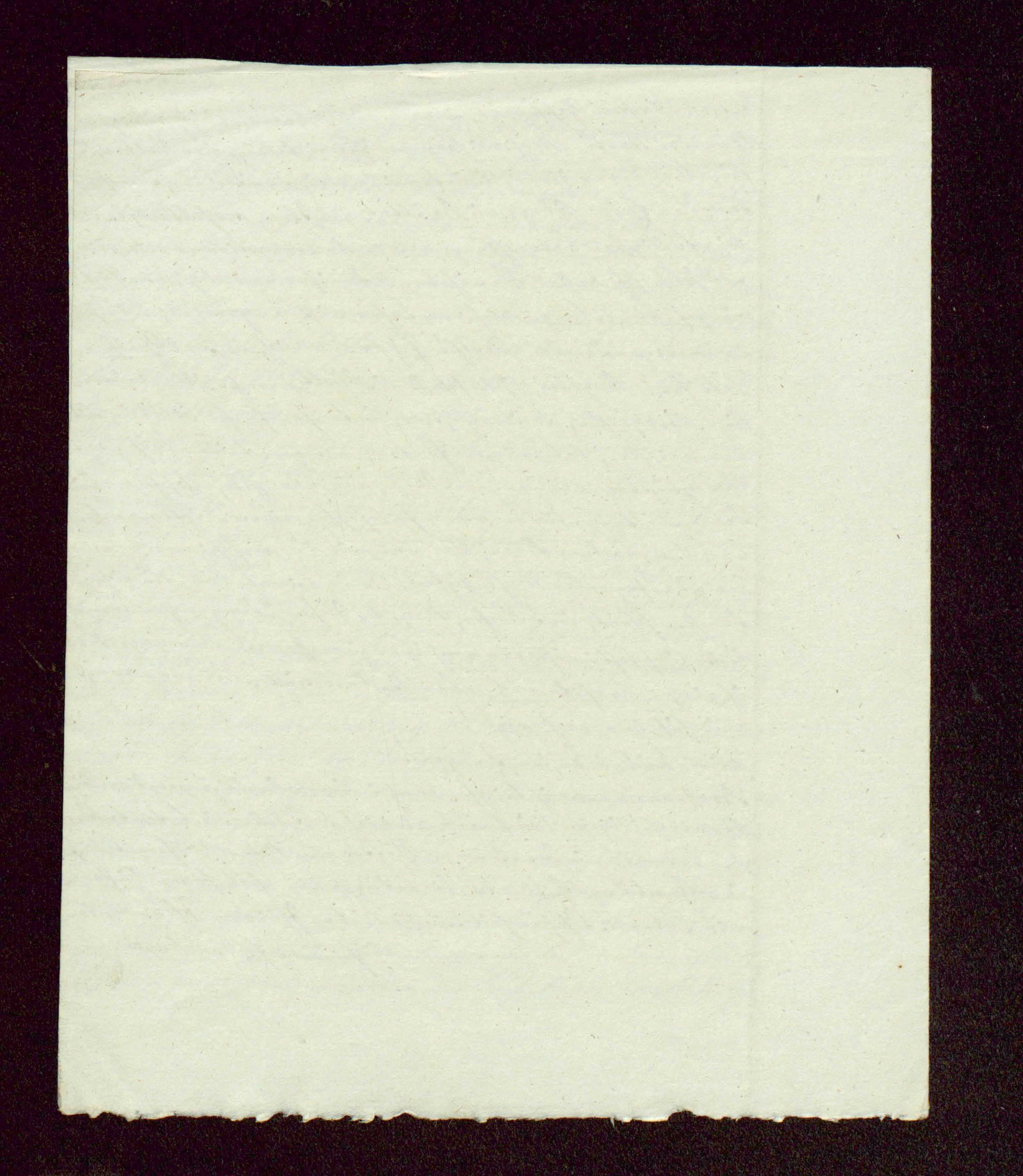
welches mir bei allen Gelegenheiten, im Leben, im Theater, beim
Lesen, sehr schwer wird. Aber Gestern sah ich einen ganzen Kreis von
Menschen, die das Alles auch deutlich empfanden, u. Sie vergötter-
ten! Wir waren zu Heiligabend bei Mend. Bartholdy – 2ten Sohn
des alten, berühmten Mendelssohn – dieser, sammt Schwester Henri-
ette, dessen ehemaliger Lehrer seiner Kinder Dr. Heyse, Mme Mendels.
u. ich, wir Ihren Klingemann von der Brühl. Legation; wir saßen
nach der Geschenk Austheilung, bis halb 11 in einem Nebenzimmer
des Aufbaus. Und sprachen u. stritten nur über Werther.
Nämlich jeder wollte alle Augenblicke etwas Anderes, als das
Vorzüglichste betrachtet wissen, und keiner wollte auch nur des
Andern leiseste Einrede dulden. Das ganze Buch würde sehr
hervorgerufen, immer Jedes als besondere, einzige Schönheit hät-
ten Sie der großen Wirkung beimessen können! Ueber Werther
wollte ich Mendels., der ganz ernsthaft, gestellt haben.: u. nun,
fand er sich verwirrt, daß es aus ist: u. daß sie nichts zu lesen hätte!
Mend. stützte die Arme aufs Knie, den Kopf auf die Arme, u.
brach in wahren Klagen aus: er hätte Ihnen auch den nächsten Theil
gleich schreiben wollen, er hätte das Papier schon vor sich; aber er
schämte sich, hatte nicht den Muth. Wir schalten, u. bewunderten. Und
darum, theurer Freund, schreibe ich Ihnen heute, mit einem steifen
schönen schwärmerischen Träumen, du quel toutes mes frasses se ressentent:
ich riß sie doch kurz, u. abgebrochen nach ihm ein. O! lieber Wesen
hätten Sie den Wink, den ich Ihnen heute Morgen um 4 schreibenden
fänden, in meinem Bette, in meinem Kopf, aus einem Herzen in
Aufruhr, welches immer u. einzig bei mir die Flamme ist, die mei-
nen Kopf zünden, u. die Gedanken sprühen lassen. Da wüßte ich
Ihnen zu sagen was ich nun u. in dem Buche bewundern, liebe, ehre.

daß es durchaus Geschichte ist, im edelsten, erhabenen, einzig richtigem Sinn des Worts. Beschreibung von Entwickelung der Völker, der Einzelnen unter ihnen, u. untereinander, der Länder, Landschaften: der Erde. Kurz, ein Resultat, größter, umfaßendster vielfältigster Betrachtung: une vaste conception et entreprise: als solche schon aller Verehrung, u. Preisens würdig: vom Dichter ausgeführt; u. lange noch vom Leser nicht ausgegründet, u. deshalb des ewigen Dankes werth! Ich freue mich, daß es Goethe erlebt hat! Ungeheures, Gott schafft die Welt, und noch ist wiederum hier dargethan, u. dargestellt, in tausendfachen Bildern, mit den reichsten, lebendigsten Farben; mit geordneter Ruhe; mit der größten anregenden Ruhe, die nur philosophische verbindende Dichternaturen einem Philosophen, einem Dichter verschaffen, u. verleihen können. Und dann mit der erscheinenden mir einzig zusagenden Nachlässigkeit, die da braucht viel, die nicht zu brauchen scheint, daß Wochen, Monate, Jahre übergangen werden, u. die Geschichte nicht nur nach ihnen zu messen ist. Vermengtes und ist nun, u. Kräfte auch; aber Bestand nicht: der nur weiß wie sich der noch zeigt!

Adieu lieber Bester, Junger!

Rousseau werde ich bei Ihnen noch in einer mir dazu günstigen Stunde rechtfertigen. Wie freut es mich daß alle die bekanntesten Sterbenden darin vorkommen. Wüßte nur Mile. Weißenfels daß aus Hamburg. Grüß das Vermittlungsgeist! Gott segne Sie ferner mit Leben u. Gesundheit! u. die lieben Ihrigen. Ihre ergebene

Freundin fr. Varnhagen.



An Henrich Steffens.

Mittwoch den 7ten März 1827. 11 Uhr Morgens. Wunderschön ja, aber melancholisch ist er, so hell er auch macht: er erregt Vorstellungen, Erinnerungen, die er nicht erfüllt: durch die Scheiben der ungardinirten Dächer, gegen erhelltes Blau zu sehen, ist schön, u. das Grenze der Luft, der Hellrothe zieht wie Lichter u. Lüfte das verlöschende frühlings durch Herz: da, jede Jahr- Monat- u. Tageszeit hat ihre eigene Progression von Luft u. Duft. Aber dies Alles geht in ungemessenen, formlosen, krampfvollen Wetter vor sich, wo eine Art Wind wie ein toller böser Hund, bis tief unten gekommen ist, u. die Erde mit seiner Schnauze gepackt hat u. zerrt. So ist es — hat man so entwoed erlebt! — seit längerer Zeit, jetzt heftig toll wenn er eins Rüden kennt. Seit mehreren Jahren, giebt es nur noch verlöschte Augenblicke, wo eine Jahreszeit herrscht, u. frei ist, ohne bis in Minuten hinein, mit — keinem allen — anderen gemischt zu seyn, zu wirken u. zu kämpfen. Ich bin der Kampfplatz, u. mein ganzes Lebensheil ist endlich davon fast ganz aufgezehrt, zerstört u. hin. Dies fühlte ich, viele viele Jahre nur schon mit gesteigertem Bewußtseyn! Und nun "herrlicher" Arzt des Leibs u. der Seele!" Werden Sie dies lange Datum verstehen, u. verzeihen. Auch wird es Ihnen erklären, warum ich nicht gleich nach Empfang Ihrer Antworte und schreibe, so nöthig ich dies auch hielt; so vergessen Sie es mir auch zum nächsten Tag halber! Ich leide, u. kämpfe mit vollgestalteten Phantomen, der in einem sehr richtig u. fein organisirten Körper lebt u. herrscht; wo er das voll- u. vielstimmigste Instrument für seine Phantasieen findet: die nächsten, ehe ich begreife. Nichts ist mir daher so wichtig, so gegenwärtig als Wetter! ja, ich habe die Ueberzeugung, daß diese Stunde bis zur Wis-

herrschaft steigen wird. d. h. man wird ihren Zusammenhang mit allem
übrigen Wissen nun durchsehen können: u. ganz gewiß auch Wetter
machen können, wie jetzt schon etwas Medizinen. Nun will ich Ihnen
ich als einer [illegible] lieben jungen [illegible] Ihren Brief Punkt vor
Punkt beantworten indem ich ihr wieder sage, nach u. nachlas-
sung, ist ein Liebestitel für [illegible]. Wenn ich mir Sie im Ganzen, in Eins
vorstellen will: so habe ich eigentlich ein Herz zu lieben: Eins,
das jung, offen, lebendig da liegt. von keinem Gerümpel der Jahre,
oder Klug- u. Weisheitseinbildungen verschüttet ist! – dem ein-
mal bedeutend ist das Herz u. die Schönen welche es belebt bis ihnen
nun da – frei ist der Weg von diesem lieben gesunden Herzen
nach dem Gebiete der Gedanken! Keine Absicht, keine Form ist
geistig- u. schmerzhaft dazwischen; u. so muß ich Sie als einen
jungen Freund lieben; da ich Sie so sehe.

Dies ist schon die Antwort, auf das Wort welches Sie aussprechen,
daß Sie mir auf unsere Antwort schreiben, daß Sie Alles [illegible]
erlebt haben. etc: Ich bin ganz beleidigt, laisée, verletzt, weil ich
daß irgend eine falsche Berührung Ihnen eine solche Äußerung
über Ihr Wesen ausgepreßt müßte, das nicht nur die freundlichen
Sehen von [illegible] her von Ihnen kennen müßten, sondern was gar
nicht mehr in Frage gestellt sein müßte. Varnhagen u. auch ich – kön-
nen gar nicht verschmerzen, daß er Ihre Rede am Grabe Blüchers nicht
hatte, u. nicht in seinem Buch hat. Welche Glorie, mit so bewußten
Männern, wahre Geschichtserzählung vorbringen, u. machen zu
lassen! Welch Vergnügen! Wahrheitsliebenden Menschen Zweifel
zu ersparen, indem man ihnen verweist was mit Andenwärtigkeit(?),

u. zur Klarheit beiträgt, u. ihnen in Einem noch mehreren geschichtliche
Ereignissen(?) zu verweben! Wir haben Hoffnung zu einer zweiten Auf-
lage, die soll dieser bereichert werden! Lassen Sie lieber Freund;
Ich habe Blüchers Leben noch nicht gelesen. Nur Einiges davon vor seinem
dem Druck: das bewirkte die abergläubischen(?) Wunder. Die Her-
werde u den Anfang finde ich meisterhaft. Wenig, klar, inhaltsvoll,
voller Eleganz, u doch Kräftigkeit. Welche ganz herrliche Kraftstelle
von Schwerin(?) u. seinem Ende(?), über Lingensohnn(?), über Helden,
u. Männer u. deren Geschichtsbeschreibung. Könnte ich diese Stelle bei
der künftigen Auflage mit abdrucken lassen! Sie ist gründlich:
aber nicht wie mit Tinte, nicht nur mit Worten ausgedrückt, son-
dern wie Kräfte mit Blumen schreiben, ist sie auch in lebendigen
Naturgegenständen ausgedrückt. Sehr flüssig, sehr schön, sehr
gründlich! Verzeihen Sie! daß ich Sie so loben will. Loben ist
mein dringendstes, innigstes Bedürfniß: mein Lob ist nur ein
Zeichen des Verstehens, u. das halte ich für sehr nöthig. Nöthig
überhaupt: u. noch nöthiger, da ich so wenig genau geben: dieß
fast so ganz unterbleibt; u. ein guter Autor – er sey ernsthafter
Wirkens u. Schaffens er sey – fast ganz unsicher bleibt: u. wird
er gelobt, nur von schmutziger Partei; ohne Gründe, ohne von ihm
erzeugte Liebe, oder Verständniß.
Ein für allemal verehrter Freund, wenn Sie nicht zum Antworten
bis und kommen können, seyn Sie ganz ruhig dabei: ich habe auch
dies Mal gewiss gewünscht, daß Ihnen meine Schreiberei lieb sein(?) mö-
gen mag; u. daß Sie die Antwort, die nichts Dringendes ohne Auf-
schub zu beantworten war, aufschieben könnten, aber das wenige.

Ich aber wollte mich beeilen, u. hätte mich beeilen sollen; ich hätte viel
etwas Dringendes zu sagen. Lieber, ehrlicher Antes! Lassen Sie sich
doch von keiner Kritik anfechten! Wie ist es möglich? bei Ihnen, der
Sie mich zu einem Freund schreiben, wie Sie selbst so klar u. wahr zu sagen
wissen! Einen solchen, kann man nur eine unwesentliche Kritik ma-
chen: eine solche die, wie das innere Zusammenhang, Grund, u. Kern
seiner Werke zu nahe kommen, nahe kommen kann: alles, was man
solchen Produktionen wie Ihren zu- u. abwünschen ~~kann~~ mag, ist
Ihnen u. Ihren Werken entsprechend, ab- u. zuzunehmen, so nachdem
man Sie überführt haben wird. Mögen die, die nur klar u. Ab-
sicht, aus Eitelkeit, Ehrgeiz, innerer Nichtigkeit, schreiben, sich äng-
stigen, was Albernheiten, Gelehrtengruppen, Parteischwätzer
vor ihnen in den Blättern für Welt verbreiten. Die haben Recht.
Sie, nur Unrecht solche Berührung zu fühlen. Haben Sie denn in einem
Tieck, einem Berger, Löbel, Brunner, ihrem Lobe nicht schon angefühlt,
daß es gleichbedeutend mit Tadel ist? Alles, beides, ihr Herzens-
blut, welches durch den ganzen Körper muß u. will, u. soll; ihr be-
dingt, u. von ihr bedingt wird. Wenn Sie überzeugt, so entfernt
Sie davon sind: oder durch Laute, u. ihre etc. fühlen, aber sehen nicht
Sie, wo sie Lücken u. Brüggen haben; streuen da von reichen Blumen
abgerissene, zusammengeraffte, geschraubte Frucht hin; Gebrauch der Rei-
nen Lob wie ein Balsam auf dem bösen Ort: u. was noch mehr
ist, da sie eigentlich doch nichts von Rechthaben wissen, u. wie einem
Kranken zu Muthe sagen kann, so glauben sie: ~~auf~~ eines solchen Glü-
ner sey auch nur Alles hingestreut, eingesetzt; u. sie könnten einen
Kalten auch warm machen durch Ihr- u. Herzensgut! Ich freut mich,
daß Sie sie verkennen; Sie sollten sie auch schätzen grad wie bisher:
aber ein Herz muß kein Freund werden; es weiß es nicht ein-
mal." Er hat (: nicht:) recht" Lieb. Sie haben nicht ein zu grosses

Ihnen, wie Sie sagen, in winzig enge Form geschnürt. „Laß sie bre-
chen! Auch ein schönes Schauspiel! Sie können auch andern erfundenen
andern Formen; aber kein "Leider" soll Ihnen entschlüpfen! Sie
nennen sie Poesie. Das sind sie: dann geben sie sich her; aber schimpfen
sie sich selbst; weil man sie mit diesem Titel richtig benennt.
Ich habe Tiecks Kritik noch nicht gelesen: meine auch die seine Charak-
tere nicht besonders: nur solche Art im Ganzen. – ist sie sich selbst
nichts: eine Vereinigung ihres eigenen sagen wollenden Wesens; ei-
ne Lüge, dargestellt. Adieu bis Morgen.

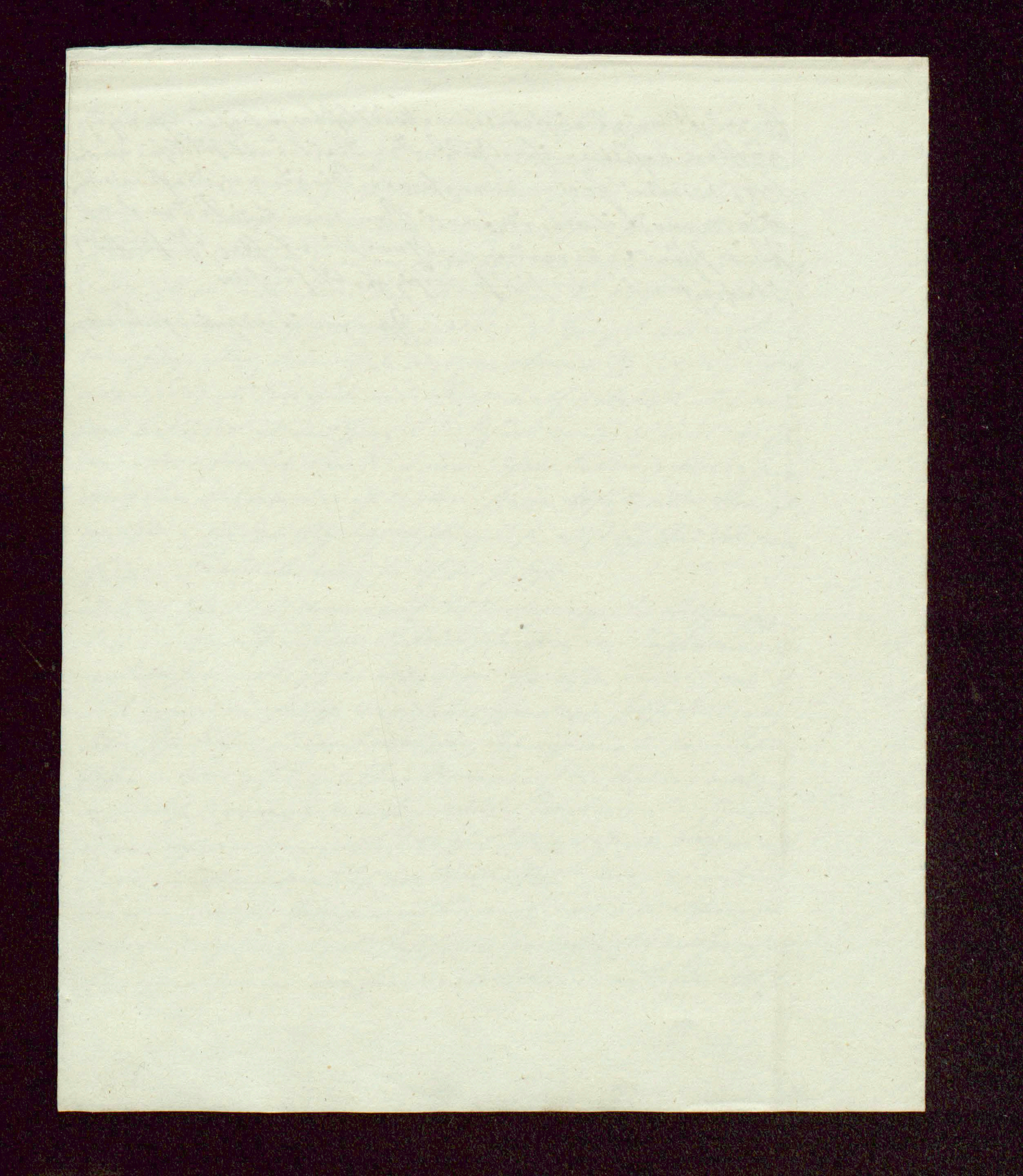
Sonnabend 12 Uhr Mittags. Hiesiges Frühlingswetter: hell, wenig
gut; mit Nordostwindstößen, u. westlicher Regenluft,
die auf kleinste Momente die Sonne zurückhält.

In den 3 letzten Tagen hab' ich viel aushalten müssen: wollte, müßte
mir helfen: hatte mir sogar Blutegel auf einer Hüfte; gehe wie Ihnen
selbst. Es hat das Schimmernde [illegible] gehabt, was auch nicht gleich
u. mit zu [illegible]. Ohne diese Fete wäre
mein Brief schon bei Ihnen. Heute aber nun soll er abgekürzt
weg. Ganz außerordentlich setzen Sie Tiecks Unterlegungen aus ein-
ander: lassen Sie aber um Himmels willen keine [illegible]
auf die Versehen Ihrer Arbeiten einschleichen! Auch in jedem Träum-
de stoßen wir auf Menschen, die sich nie mit ihnen mit [illegible]
gen wollen; die sind schon die Glücklichsten, die begünstigt [illegible]
solche Masse nur erkennen: machen Sie sich diesen Vortheil
ganz zu Nutze! Ungehe, [illegible]; geben Sie mir Ihren,
welchen ein schon [illegible] verbreitetes lebendes Glied, welches mit
dem Herzadern in lebendiger Verbindung steht, sie um [illegible]
zu wollen; wobei nur das [illegible] Anstoßen die richtige Re-
fe des Irrthums u. des Selbstschmeichelns zu gewinnen steht.
Verzeihen, verzeihen Sie, verehrter Freund, daß ich [illegible]
nen will! Ahnen Sie nur, daß ich Ihnen um jeden Preis Schmerzen,

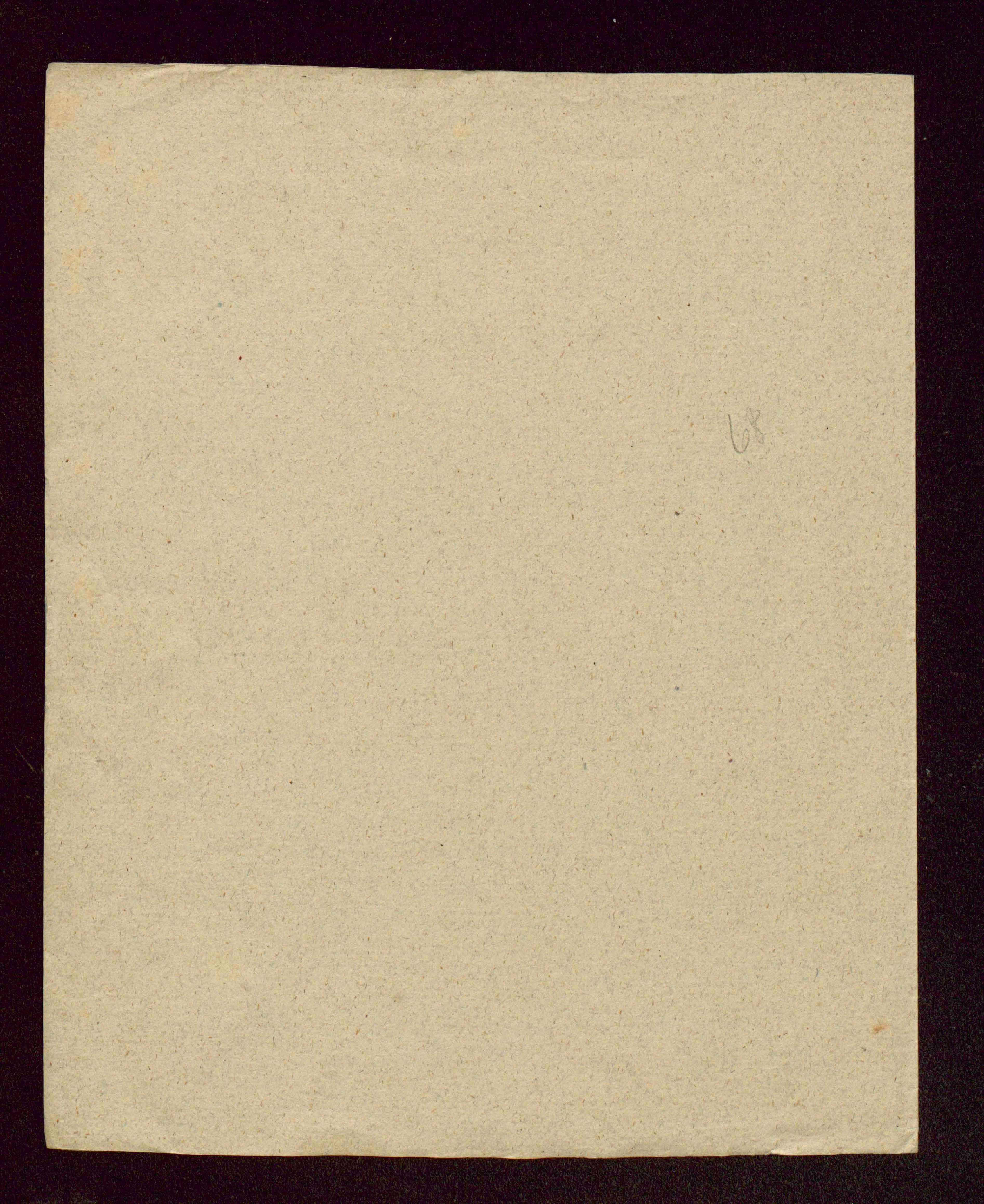
bittern Stunden, übernehmen möchte; besonders aber Ihr unseres Leben
Ihr Schicksal benutzen möchte! Ein geringes, schlecht gearbeitetes
Glashaus schützt die schönste Pflanze vor den rauhesten Wettern,
vor den gierigsten, unbegünstigten Insekten: u. sieht sie die
große Sonne noch besser auffassen; nehmen Sie das Glashaus vom
dem Gärtner selber, der es wandelt u. giebt, u. wie jetzt auch
ein solcher Gärtner, u. der ist es, der Ihnen den Schutz bietet, er
liebt er treut die Pflanze; u. weiß genau was auf welche unzählige
Prachtblüthen er noch alles zu hoffen hat! Machen Sie nur um des Him-
mels Willen Alles was Sie machen wollen, frei, heiter, u. [illegible]
[illegible]! ohne zu viel Rücksicht auf die Drohenden, oder was man [illegible]
sey! Wandeln Sie sich nur heim. Wie oft sagt ich: wie muß Verstand
bei einem Spaziergange seyn! was nicht der alle sehe, denken: wie
muß es dann vorkommen! Mich dünkt, ein Spaziergang in der Blüthe-
zeit, unter günstigem Sonnenlicht, u. durch Bäume beigender Sonne
im Gebirg, ein guter Athemzug nach Himmelsluft, müßte Sie gänzlich rei-
nigen; heiligen, einigen. Weit weg alles falsche Treiben. Werden
Sie sich in der herrlichen trostvollen Natur, die so groß dienliger
Leben, schafft! ohne Recht, ohne Unrecht, ohne Zeit, Bedingung, u. Ab-
kommen; unser genügendes Vorbild zu dem zu erringenden, allein
ersehnten Zustand! Sie werden mir alle Worte; u. auch weiß
schon manche hin; denn Sie sehen gewiß den Grund deren ein; u.
fassen den Herzensschm: doch weiß ich. Sonst würde ich nicht kein
Correspondent von Ihnen. Liebe, Welt aller, ist ein Wort und ele-
ktrischem Element. es wächst von unten nach oben hinaus u. so
von oben nach unten; u. die allein werden das Verständniß
schöner Freude von allerlei Leiden im Schreiben schon gestört. Der
Brief soll fort; u. nächstens, wenn Varnh: schreibt, schreib ich noch noch.

Er grüßt innigst aufs treulichste(?). Mendelssohn seh ich lange nicht; nächstens erhalten Sie ihren Gruß. Der Lieutenant Willisen grüßt sehr; er wird freier u. angenehmer. Mir zur großen Freude. Von unserm [illegible] weiß ich nur, daß er in Rom war u. in Venedig(?) kommt. Viele schöne Sonnengrüße der Gemahlin u. Tochter. <u>Gesundheit</u>, Glück u. Freuden: die sind <u>so</u> nöthig zur Gesundheit.

Ihre gewiß ergebne Fr. Varnhagen.







68

Autogr.:
H. König

1

Nr. 18.

Varnhagen

